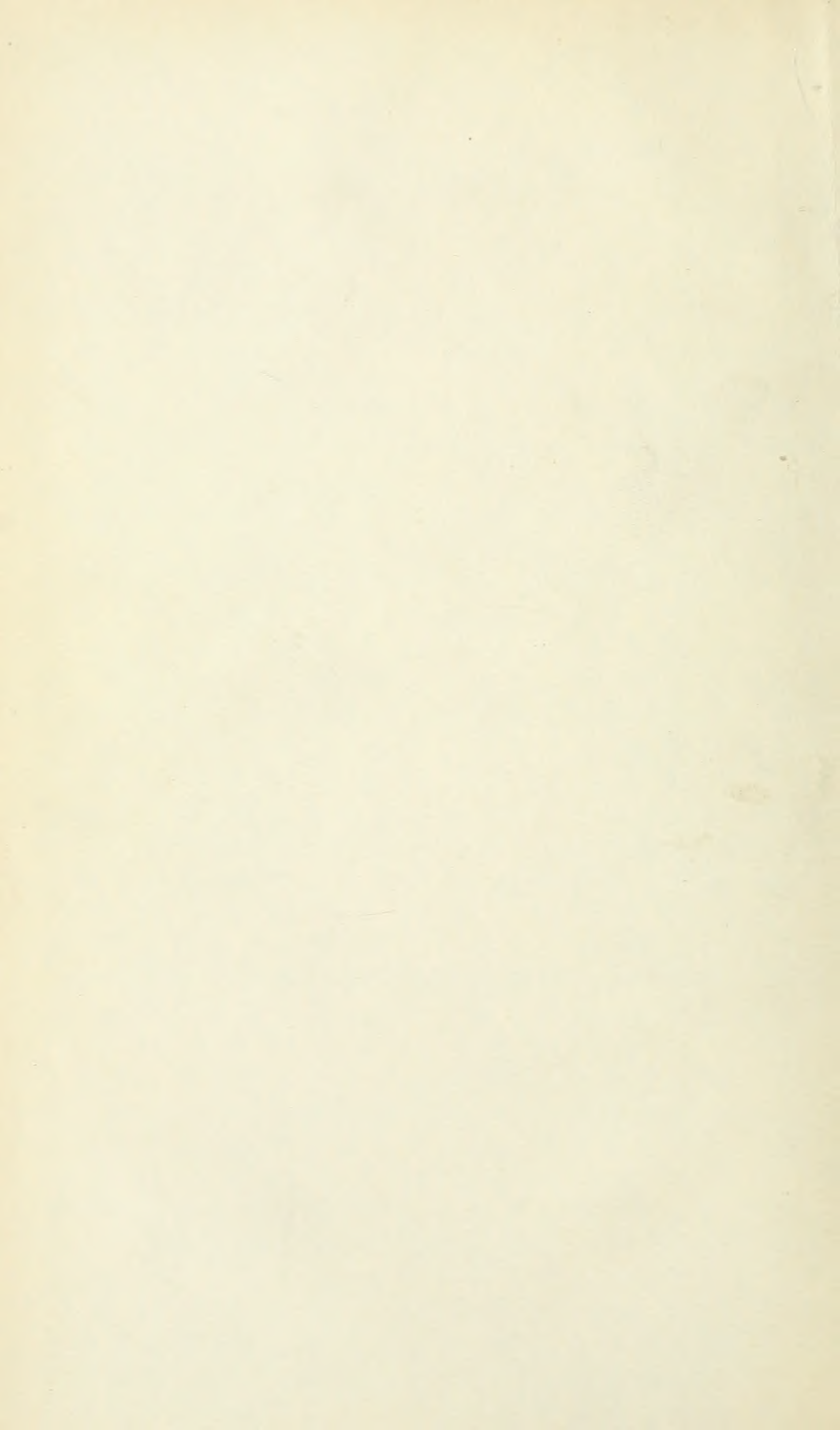






Materialien zur Geschichte des deutschen Volkslieds.

Aus Universitäts-Vorlesungen von

Rudolf Hildebrand.

1. Teil: **Das ältere Volkslied.**

Herausgegeben von

G. Berlit.

Zugleich Ergänzungsheft zum vierzehnten Jahrgange
der Zeitschrift für den deutschen Unterricht.

Der Ergänzungshefte fünftes.

Leipzig,
Druck und Verlag von B. G. Teubner.
1900.

Vorwort.

Dem Herausgeber sei es erlaubt, über die Herkunft der hier veröffentlichten Blätter kurz zu berichten.

Über mehr als vierzig Jahre erstreckte sich Rudolf Hildebrands dem deutschen Volkslied zugewandte Teilnahme: die ersten ernsteren Studien reichen heran an die Studentenzeit, und seine treue Liebe zur Volksdichtung gedachte der betagte Gelehrte noch unmittelbar vor seinem Scheiden durch eine eindringende Betrachtung der berühmten Ballade von Edward öffentlich zu bezeugen. Seit dem Jahre 1854 hatte er sich als junger Gymnasiallehrer in den Stunden, die ihm die Schulgeschäfte und die Korrektur des Grimmschen Wörterbuchs übrig ließen, mit dem historischen Volkslied beschäftigt: er betrat damals das Gebiet, wie er bescheiden an Jakob Grimm schrieb, nur als halber Laie, als Liebhaber. Im Februar 1856 konnte er das Ergebnis dieser Studien, „zum guten Teil die Arbeit ermüdeter Stunden", in der Ausgabe des zweiten Hunderts von Fr. L. v. Soltaus Sammlung historischer Volkslieder den Brüdern Grimm „als eine kleine Gabe seiner Dankbarkeit und Verehrung" vorlegen. Obwohl ein Forscher wie R. v. Liliencron bekennt, auf dem Grunde dieses Buches 'nur fortgebaut zu haben', scheint es über den Kreis der nächsten Fachgenossen und verehrender Schüler hinaus nicht vielen bekannt geworden zu sein, und doch kann es den Jüngern der deutschen Philologie wohl auch heute noch wegen der gehaltvollen, durch manch feine ästhetische Beobachtung ausgezeichneten Einleitungen und wegen der reichhaltigen sprachlichen Anmerkungen als lehrreiche Einführung in das ältere Neuhochdeutsch sowie in Leben und Denkweise jener Zeit zum Studium empfohlen werden. Ein warmer und erfolgreicher Werber fürs Volkslied ward Hildebrand, als er vor dreißig Jahren seine Lehrthätigkeit an der Universität begann. Er eröffnete sie im Sommer 1869 mit einer Vorlesung über das werdende Interesse für das Volkslied und dessen weitere Wirkung in unserer Litteratur. Daran schloß sich im Winter das Kolleg über das ältere Volkslied oder, wie er es später anzeigte, das Volkslied des 16. Jahrhunderts in seiner litterar- und kulturgeschichtlichen Bedeutung. Noch fünfmal hat er während zwanzig Jahren beide Vorlesungen, meist zweistündig, wiederholt: im Sommer 1880 sah er eine ansehnliche Schar von etwa zweihundert Hörern zu seinen Füßen, die begeistert seinen gemüt-

voll eindringenden Ausführungen lauschten. Das nachhaltige Interesse, das so erst bei vielen für das Volkslied geweckt wurde, ist es, was diese Veröffentlichung veranlaßt hat.

Obwohl Rudolf Hildebrand während der letzten Jahre vor seinem Tode (1894) schwer leidend war, so daß er schon im Frühjahr 1890 das Katheder nicht wieder betrat, schien ihm selbst doch wie seinen Freunden, da er gerade in dieser Zeit einer verfrühten Muße rüstig eine Reihe der frischesten Arbeiten mit wachsender Lust und auch ermutigender äußerer Anerkennung, meist in der Zeitschrift für den deutschen Unterricht, ans Licht stellte[1]), die Stunde, wo alles Schaffen ruhen werde, ferner zu sein als manchen Tag der früheren Zeit. Pläne über Pläne, die der schriftstellerischen Ausgestaltung ihn seit Jahren beschäftigender Lieblingsgedanken galten, stiegen in dem nimmer rastenden Geiste auf, und allem Anscheine nach gab er sich der Hoffnung hin, daß es ihm selbst noch vergönnt sein werde, die zahlreichen Notizen und Skizzen, die in Kollegienheften, Handausgaben, Kollektaneen und in den von ihm so genannten Gedankenheften niedergeschrieben waren, und denen auch jene letzten Arbeiten Anregung und Förderung dankten, zu kunstgerechter Darstellung auszuführen. So kam es denn wohl, daß er sich nie über die Verwendung seines wissenschaftlichen Nachlasses gegen die Nächsten geäußert hat. Aber schon der Umstand, daß er nachweislich für seine litterarischen Arbeiten von den 'Tagebuchblättern eines Sonntagsphilosophen' an auch aus seinen für die Kollegien bestimmten Niederschriften geschöpft hat, rechtfertigte wohl oder erlaubte doch den Versuch, diese Materialien den ehemaligen Schülern und Freunden des verehrten Mannes, die es verlangte, auch in den hinterlassenen Bruchstücken die Spuren seiner eigenartigen wissenschaftlichen Thätigkeit zu betrachten, in ihrer unfertigen Form zugänglich zu machen.

Wer von Hildebrands Liebe zum Volkslied und seiner tiefen und umfassenden Kenntnis auch auf diesem Gebiete wußte, erwartete wohl, daß sich im Nachlasse etwas Fertiges vorfinden werde, das sich ohne weiteres zur Veröffentlichung eigne. Allein außer dem für die akademischen Vorlesungen bestimmten Hefte, das wesentlich eine Sammlung des Materials, nur hie und da fortlaufende Darstellung bietet[2]), und den gleichfalls fast nur Notizen und Liedertexte enthaltenden Kollektaneen[3]) hat sich nichts gefunden, was jener Hoffnung entspricht. Das Wirksamste wohl, was

---

1) Nun vereinigt in dem schönen Bande: „Beiträge zum deutschen Unterricht". Leipzig, B. G. Teubner. 1897. X u. 446 S.

2) z. B. in der Einleitung, diese in genauer eigener Fassung Hildebrands, sonst nur in kleineren Stücken.

3) Die Stellen, die hieraus stammen, sind überall namhaft gemacht.

Rudolf Hildebrand im Kollege gab, entsprang meist der Stimmung des Augenblicks. Wenige Notizen, kurze Stichsätze, Citate genügten ihm[1]), und oft schüttelte er nur so heraus und entwickelte schwere Dinge, nur halb zurecht gelegt, ohne Heft in ziemlich geschlossenem Vortrag. Je tiefer dieser die Seelen packte, um so weniger waren die Zuhörer gestimmt, was sie andächtig aufnahmen, auch niederzuschreiben. So hat denn auch der Versuch, mit Benutzung von Hörernachschriften[2]) die Aufzeichnungen Hildebrands in eine, wenn auch nicht kunstvolle, doch buchmäßige Form zu bringen, den Herausgeber selbst nur insoweit befriedigen können, als es auf jene Weise möglich gewesen ist, manche disiecta membra des Hildebrandschen Manuskriptes zusammenzufügen. Die Bezeichnung „Materialien" soll von vornherein der Erwartung solcher vorbeugen, die etwa in den hier dargebotenen Fragmenten, über deren Charakter ja die Buchform nicht täuschen will, mehr sehen möchten, als sie sein wollen. Seine Aufgabe sah der Herausgeber nur darin, den ihm zur Verfügung gestellten Kollegienheften von Hörern das zu entnehmen[3]), was in Auffassung und Ausdrucksweise auf Hildebrandschen Ursprung hinwies. Daneben verfolgte er die Absicht, um derentwillen selbst eben nur angedeutete Kapitel, wie die Abschnitte 9 bis 12, und veraltete oder heute in bequemen Hilfsbüchern erreichbare litterarische sowie bibliographische Nachweise[4]) mit aufgenommen sind, eine Vorstellung von dem Verfahren zu geben, durch das Hildebrand nicht bloß Freude am Gegenstand zu wecken, sondern auch die Wege zu selbständiger wissenschaftlicher Betrachtung zu zeigen bemüht war. Aber freilich ist das Ganze mehr nur Skelett, das mit dem Fleisch und Blut lebensvoller Ausführungen zu bekleiden nur selten gelungen ist. Indes wird man auch so erkennen, wie es Hildebrand verstand, aus Bruchstücken das vergangene Leben, vor allem das innere, das poetische Leben sich und andern vorzustellen. Die Wissenschaft an sich galt ihm nur als Vorarbeit, zum Ziele führe sie erst — und von der Volksliedwissenschaft gilt das gewiß —, wenn etwas Dichterisches sich ihr zugeselle. So führte denn seine Betrachtungsweise tief

1) Für Abschnitt II, 1 (S. 21 ff.), womit H. übrigens „nur einen Vorschmack von der eigentlichen Sache geben" wollte, lagen von seiner Hand bloß drei halbe Quartseiten vor.

2) Deren leider nur sechs dem Herausgeber zur Verfügung gestellt worden sind; darunter vier, von denen sich je zwei, aus verschiedenen Jahren stammend, hie und da ergänzten oder berichtigten.

3) Darauf geht u. a. im wesentlichen zurück, was auf S. 89 ff., S. 179, S. 191—209 mitgeteilt ist. Für S. 129 u. 130, ferner S. 184 u. 185 konnten bereits gedruckte Ausführungen Hildebrands benutzt werden.

4) Wie z. B. im 4. Abschnitt und S. 175 ff. — In eckigen Klammern hat der Herausgeber einige Zusätze derart, die sich bequem darboten, hinzugefügt.

ins innere Leben, schärfte das Auge aber auch für das litterar- und kulturgeschichtlich Bedeutsame. Zur Einführung in ein tieferes Verständnis und in die Geschichte des Volksliedes werden darum auch diese Fragmente, so viele Fragen sie unbeantwortet lassen, dennoch förderlich sein. Wer einst das Glück gehabt hat, die Vorlesungen über das Volkslied zu hören, dem werden diese Blätter zwar das Gefühl schmerzlicher Sehnsucht erregen, aber auch unvergessene Stunden lebendig machen und tausend Klänge wecken. Ja, vielleicht wird erst die Kenntnis von Hildebrands Persönlichkeit diesen Blättern rechten Sinn und Kraft verleihen.

Rudolf Hildebrands Verhältnis zum Volkslied bedeutet ein Stück seines ethischen Glaubensbekenntnisses. Neben Shakespeare war ihm, wie er einmal bekannt hat, im Kampf um die Weltanschauung das Volkslied, das immer wieder, so oft er zu ihm zurückkehrte, „alte, liebe, teure, heilige Gedankenmassen in ihm in Bewegung brachte“, „Ankergrund der Seele“; hier war er „wohlgeborgen, auch vor den philosophischen Stürmen, die von den aufgeworfenen Fragen, sogenannten Problemen, Jahre lang durch das arme Gehirn gerast hatten. . .“ Das Verarbeiten des Idealen und Realen in Eins, „das Trachten aller Kunst und — des Lebens überhaupt in aller Zeit“, das fand er hier mehr als sonstwo. Sodann aber bezog er auf unser altes Volkslied ganz besonders, was er in den ‘Tagebuchblättern eines Sonntagsphilosophen’ zu Gunsten jeder — nicht bloß der wissenschaftlichen — Beschäftigung mit dem Altertum gesagt hat: „Das Vorschauen wirft Fragen vor uns auf, zum Teil schwer genug, das Rückschauen giebt uns viel Antwort und damit Trost und Mut.“ Aber nicht minder wollte der mit jugendlicher Freude in der Gegenwart lebende und für die Zukunft wirkende Mann auch, daß „das Tüchtige der früheren Zeit helfen solle, das Schlimme in der Gegenwart zu zwingen“.[1]) Im Liederschatze des Volkes offenbarte sich ihm das Leben der Volksseele, und das Mitleben des Einzelnen darin gab sich im Volkslied für ihn kund. Schön hat er einmal in den Gedankenheften (Mai 1878) ausgesprochen, was ihn so zum Volksliede hinzog: „Seit mehr als dreißig Jahren“, sagt er, „ergötzt, ja reizt es mich, mehr als das Lied eines auch bedeutenden Dichters in mich aufzunehmen, gesungene Lieder in ihren verschiedenen, auch zersungenen Gestalten zu verfolgen, zu sammeln, zu vergleichen, den Gedanken- und Stimmungswegen darin nachzugehen, auch in ihren Abwegen. Warum? weil man da das Seelenleben so und so vieler in ihren besten Stunden in sich nachlebt, wiederlebt, weil damit der Untergrund der Seele sich

1) R. Steig über A. v. Arnim (Das XIX. Jahrhundert in Bildnissen. Bd. 2, S. 314).

ausweitet, vertieft, festet, stärkt[1]) gegen die Angriffe des Weltnichts (das allein das Etwas sein will alle Tage) — mich beglückt still nichts so sehr schon so lange. Heute sah ich den Grund, da ich einmal auf meine alten historischen Volkslieder komme. Das ist 'edle Geisterschaft verbunden' (Goethe 2, 356), vielmehr edle Seelenschaft, die eigentliche Kraft, der Schwerpunkt des Weltganzen."[2])

In dem Buche 'Vom deutschen Sprachunterricht' wollte Rudolf Hildebrand „die Lehrer lehren, wie sie das deutsche Wesen nach Sprache und Geist besser behandeln könnten, daß sie unser neues Deutschland von innen heraus auferbauen helfen". Hierauf den Willen zu richten, das galt dem edlen Manne als eine seiner Hauptaufgaben, auch seiner rein gelehrten Thätigkeit. Darum darf wohl den Lehrern vor allen dies Büchlein empfohlen werden: auch hier wird in dem treuen Sohne unseres Volkes der vor sie treten, als den man Hildebrand mit Recht gerühmt hat, ein Lehrer der Lehrer. Doch einzelne Bausteine zu einer Geschichte des deutschen Volksliedes dürften in diesen Materialien auch diejenigen finden, die die Veröffentlichung in erster Linie als eine Bethätigung pietätvollen Gedenkens anzusehen geneigt sind. Der Forderung, die im Jahre 1866 im Litterarischen Centralblatte (Nr. 30) erhoben wurde, „das liebe Volkslied endlich mit strenger Wissenschaft anzufassen, daß man aus dem bloßen Gefühle zum Wissen käme, was das Volkslied ist und was nicht", hatte Rudolf Hildebrand bereits 1856, lange vor der Veröffentlichung von Uhlands Abhandlungen zum Volkslied, wenn damals auch bloß beiläufig, zu entsprechen sich bemüht, indem er „statt von oben von unten" anfing „mit mühsamer Betrachtung und Erforschung des Einzelnen".

Für die Herausgabe des zweiten Teiles, der das werdende Interesse am Volksliede besonders im 18. Jahrhundert zum Gegenstande haben wird, erbittet sich der Unterzeichnete auch hier die freundliche Mithilfe ehemaliger Hörer Hildebrands, die Nachschriften besitzen oder auch nur über einzelne Notizen verfügen. Hierfür sowie für jede Ergänzung und Besserung des ersten Teiles würde ihnen der Unterzeichnete herzlich danken.

Leipzig, Januar 1900.

Prof. **Georg Berlit**, Gymnasialoberlehrer.

---

1) Dazu am Rande: „d. i. das Leben der 'Volksseele', in das und die man da als lebendiges Glied eintritt, nicht darin auf- oder untergehend, wie die abstrakten Pantheisten fürchten."

2) Mit den weiteren Worten: „in dem allein der Fortschritt geschieht, nicht im Geiste." Er nennt das seinen Herderschen Weltstandpunkt, den er angeboren haben müsse, wie ihm jetzt zum Bewußtsein komme; „aber Goethe", fügt er hinzu, „hatte ihn eigentlich auch."

Inhalt.

Das ältere Volkslied

in seiner kultur- und litterargeschichtlichen

Bedeutung.



Einleitung.

Um die geistige Bewegung des achtzehnten Jahrhunderts recht zu verstehen, ist ein wissenschaftlicher Grund zu legen. Dieser Grund ist mit das alte Volkslied, denn an dem Umschwung, der sich in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in der deutschen Volksseele vollzog, sind nicht nur die großen Dichter, sondern insbesondere auch das Volkslied schuld.

Eine Definition, was Volkslied sei, geben wir nicht und versuchen wir nicht: im schärfsten Sinne genommen giebt es keine. Jede definitio wird ohnehin zur Beschreibung. Auch den wissenschaftlichen Streit, ob es überhaupt ein Volkslied giebt[1]), suchen wir hier lieber durch die Thatsachen beiseite zu schieben. —

Der große Gegensatz zwischen Natur und Kultur zieht sich durch die gesamte Bildungsgeschichte der neueren Zeit.[2]) Seit dem 16. Jahrhunderte machte sich, im Gegensatze zu der alternden Kultur, ein Interesse geltend an dem Leben, Denken, Empfinden und Singen solcher die jener Kultur ganz fern stehen. Im Spiegel der Natur sieht man die Überkultur plötzlich als Zerrbild, erschrickt und geht in sich und sucht den Rückweg zur Natur. Der erste Bruch in die Meinung vom Alleinwerte der Kultur geschah von einer Gegend unserer Erde aus, die der vermeintlich einzigen Kultur, der römisch-griechischen, am allerentferntesten war: bei den Wilden in Südamerika fand der Franzose Montaigne (geb. 1533, gest. 1592), bei dem Natur — la mère Nature — schon als Stichwort auftritt[3]), die verlorene Natur wieder. Dies Interesse[4]), das am äußersten Rande der bekannten Welt beginnt, geht dann auf

---

1) Es giebt Richtungen, die das Volkslied nicht nur heruntersetzen, sondern den Begriff völlig leugnen, und diese berufen sich dabei sogar auf Goethe. [S. über Begriff und Wert des Volksliedes die Einleitung zum 2. Teile.]

2) [Man vergleiche hierzu u. a. Hildebrands Ausführung dieses Gedankens in den „Tagebuchbl. eines Sonntagsphilosophen" S. 332 ff., auch im „D. Sprachunterricht" S. 200.]

3) Doch schon mhd. natûre der ander got [Stricker, Kl. Ged. S. 69.]

4) [Genaueres über das wachsende Interesse am Volksliede im 2. Teile.]

halbwilde Völker in Europa über, auf Lappländer, Esthen, Litthauer, Kosaken, und rückt so dem Kerne des faulenden Kulturlebens immer näher. Ganz aber gingen die Augen zuerst bei dem Volke auf, das unter den Kulturvölkern von der Erbschaft der römischen Kultur, von Roms verderblichem Einfluß, noch am freiesten geblieben war: bei den Engländern, und auch dort begann das Neue vom entlegensten Rande aus aufzutreten, von Schottland aus. Noch besser freilich hätte die Reinigung von Island, Norwegen kommen können, von wo sie zum Teil auch schon im 17. Jahrhundert tropfenweise ausging, jetzt nun zu einer Strömung anschwellend. In Schottland hatte man auch zuerst den Mut, Lieder aus Bauernmunde, zuerst freilich nur alte, zum Drucke zu bringen zum Genusse für Kulturmenschen: das that im Jahre 1765 der Schotte Percy in seinen Reliques of ancient Poetry, der Montaignes Gedanken erfaßt hatte und den Geschmack des Publikums zu verbessern suchte.

Erst in Deutschland wagte man solche schöne Naturgeisteserzeugnisse auch in der nächsten Nähe zu suchen, bei den eigenen Bauern und ungebildeten Leuten. Auch da fing man eigenerweise am Rande an, im Elsaß, und zwar geschah es auf Herders Anregung durch Goethe (1770). Denn ihre ganze Tiefe erhielt die Bewegung erst bei uns durch Herder, in dessen prophetischer Zukunftsweltanschauung, auf der wir ruhen, ohne dies Volksliedinteresse eine wichtige Lücke sein, ja die ohne dies keine rechte Wurzel haben würde. Von ihm auch ist das Wort Volkslied (seit 1773, Von deutscher Art und Kunst)[1], wie der ganze moderne Begriff Volk als ewige Quelle alles Neuen, nur daß erst die französische Revolution die politische Seite des Begriffs hinzufügte. Auch Herder war angeregt worden von dem am wenigsten verrömerten England aus. Er begann unsere Revolution, die von den Stuben der Denker und Dichter aus die Seelen und Geister vom Drucke tyrannisch gewordener Kultureinflüsse befreite. Fortgesetzt wurde sie durch die Stürmer und Dränger in negativem Sinn, positiv durch Goethe und Schiller, sodann durch unsere Philosophen, und später auch politisch national — freilich alles eigentlich nur erst im Beginne, auch heute noch.[2])

Aber die Bewegung ist doch im Gange, so sehr sich auch fortwährend stauende Männer und Trägheitseinflüsse entgegenstemmen oder in der alten krankhaften Richtung fortstreben und schieben. Es gilt von der Überkultur zurückzukommen und die Natur wiederzugewinnen, ohne die Segnungen der Kultur darüber einzubüßen. Aber nicht die Natur überhaupt, wie man es anfangs abstrakt verstand, sondern die eigene

---

1) Im 16. Jahrh. und früher hieß es einfach Lied. [S. Beilagen Nr. II, 1.]
2) Geschrieben im Winter 1869.

Natur, die unter jener Überkultur schwer gelitten hat, weil diese eine fremde war und ist; auch hier ist die Aufgabe zugleich, daß beim Kampfe gegen die fremde Überkultur die Segnungen der fremden Kultur nicht verloren gehen. Diese schwierige Aufgabe ist der heilige Kern unserer Zeit, und über sie und ihre Mittel müßte jeder geistig dazu Reife eingehend und vor allem unterrichtet, für sie gewonnen werden. Das geschieht aber noch nicht geflissentlich genug da, wo es vor allem geschehen müßte, an den Bildungsstätten der Nation, auf Gymnasien und Universitäten; ja auf Volksschulen könnte der Anfang dazu gemacht werden. Die mit Bewußtsein dafür wirken, das sind meist einsam abseits stehende Denker und Grübler — allerdings doch, wenn auch zum guten Teil unbewußt, unsere Kunst und Politik, Volkswirtschaftslehre u. s. w.

Die eigene Natur wiedergewinnen — das können wir nur, indem wir in unsere Vorzeit einkehren.[1]) Dies Einkehren in unsere Vorzeit ist, richtig gemacht, zugleich ein Einkehren in uns selbst, weil wir ja doch dort, wenn gesund, unser eigenes lebendiges Selbst wiederfinden, soweit es mit dem alten zusammentrifft — und dadurch nicht Rückschritt, sondern der rechte Fortschritt.

Im öffentlichen Leben z. B. kämpft man gegen den absoluten und Polizeistaat und für Selbstverwaltung und Selbstregierung des ganzen Volkes wie der Gemeinde, das heißt man kämpft gegen den spätrömischen Staatsbegriff und für den germanischen, den man aus dem am meisten germanisch gebliebenen England und aus dem Studium der eigenen Vorzeit wiedergewonnen hat und gewinnt. Man kämpft gegen die Juristerei der Schreibstuben, eine späte Pflanze auf gelehrt römischem Kulturboden[2]), und für öffentliches und mündliches Rechtfinden unter Beteiligung des Volkes, dies unmittelbar unter englischem Einfluß.

So im Unterrichtswesen, in der Unterhaltungslitteratur, überall wo es sich um das Menschliche handelt, ist dieselbe Bewegung im Gange. Bürgers Wort von 1778: „Alle darstellende Bildnerei kann und soll volksmäßig sein, denn das ist das Siegel ihrer Vollkommenheit"[3]) (das vox populi vox dei in ästhetischer Anwendung) ist das Motto des nationalen Lebens überhaupt geworden.

Und alle, vielleicht wirklich ohne Ausnahme, stehn und gehn, wenn auch oft unbewußt, in dieser Bewegung mitten drin — daher auch das

---

1) [Vgl. Hildebrands „Ges. Vorträge und Aufsätze" S. 12ff., „Sprachunterricht" S. 235, auch „Beiträge" S. 110 u. ö.]

2) Späterer Zusatz: „und nun (1873) gegen Uniformierung der Gewissen und Geister, die von Rom (und Frankreich) ausgeht, bekämpft von Luthers deutscher Geisteswelt".

3) Vorrede zu den Gedichten 1778.

Interesse für unsere Vorzeit, das einem ja sonst bange machen müßte, und der Reiz, den das ältere Volkslied auf uns hat.

Begriff und Name Volkslied sind neu, die Sache ist uralt. Im 14. und 15. Jahrhundert ist die Blüte des Volksliedes, für die frühere Zeit können wir es nur ahnen, wie wenn man von einer Bergeshöhe ein Thal im Nebel sieht, und hier und da durch die Lücke eine blühende Au durchblickt. Welche herrliche Stücke vorhanden waren, ahnen wir aus dem alten Hildebrandslied, das sicher ein Sänger von Fach gesungen hat, und dem eine Art fester Kunstübung voranlag. Noch mehrere Jahrhunderte älter sind die Merseburger Zaubersprüche, volksmäßig, echte Volkspoesie, vielleicht vom Priester gedichtet, der ähnlich den gallischen Druiden die Sangeskunst pflegte.

Volkslieder im strengen Sinne kennt die mittelhochdeutsche Überlieferung, soweit sie uns bekannt ist, nicht. Aber Nibelungenlied und Gudrun stehen teilweise schon dadurch auf verwandter Linie, daß die unumgänglich nötigen letzten Redaktoren sich in ihnen nirgends nennen, was auf der Höhe des Kunstbewußtseins doch das erste ist. Rein wild wachsende Pflanze ohne jede Kunstüberlieferung ist das Volkslied nirgends, etwas feste Übung und etwas Handwerksmäßiges bildet sich sofort, sowie der Gesang irgend bestimmte Formen annimmt. Die sogenannten Lieder der Fahrenden stammen aus niederen Ritterkreisen (eine bewußte Gegnerschaft an kleinen Höfen bis ins 16. Jahrhundert!): hier entstanden Dichtungen wie die Nibelungen, Gudrun u. a., hier bestand noch nahe Fühlung mit den Fahrenden und dem Volke. Ein unschätzbares Stück liegt uns vor, außer den höfischen Versuchen, besonders Gottfrieds von Neifen, das Volkslied nachzuahmen: ein Vierzeiler[1]), eine Art Schnaderhüpfl, dergleichen italienische Bauern bei ihrer Arbeit an die zwanzigmal singen:

Swaz hie gât umbe
daz sint allez megede:
die wellent âne man
alle disen sumer gân,

d. h. „alles was hier herumgeht, das sind alles Jungfrauen; die wollen alle diesen Sommer ('Sommersaison') ohne Mann gehn," d. h. nichts von den Buben wissen, keine Liebelei treiben — ein Liedchen, bestimmt zur Frühlingsfeier. Die beiden Geschlechter standen da einander gegenüber und spielten Liebe und Ehe. Vielleicht hatten sie es im Winter miteinander verdorben, und so ergab sich dieses Programm, ein Bundeslied,

---

1) In den Carmina Burana, herausg. von Schmeller, S. 203, Nr. 129a.

das die Jungfrauen zum Tanze sangen, den Jünglingen ihr Schicksal als Kriegserklärung ankündigend.[1])

Vom 15. und 16. Jahrhundert an verschwindet oder entartet das Volkslied allmählich. Vor dieser Zeit ist es reicher, gesünder, selbstständiger, mannigfaltiger, wahrer und echter. Das meiste Treffliche, was im neueren Volkslied zurückgeblieben ist, stammt daher. Jenes ältere Lied entstand unter Voraussetzungen, in die wir uns nicht so leicht versetzen können.[2]) Auch solche tiefe Wirkung der Töne, wie sie die Worte (Erk, Liederhort 357) bezeugen:

> Nachtigall, ich hör dich singen,
> Das Herz im Leib möcht mir zerspringen —

liegt uns doch jetzt fern, auch bei größter Empfänglichkeit (ob auch bei unglücklicher Liebe, wie dort im Volkslied?): da ist also viel und etwas Wichtiges verändert im Fühlen.

In den folgenden Betrachtungen soll von unserer Zeit aus rückwärts gegangen werden, wesentlich um zu zeigen, wie auf diesem Gebiete der geistige Faden der Entwickelung noch nicht oder nie ganz abgerissen ist, wie wir an diesem Faden uns noch ohne Sprung und Kluft in unsere Vorzeit zurückfinden können. Es ist wie auf dem Gebiete des Märchens, der Sage, des Kinderlieds, des Aberglaubens, kurz auf allen den Stellen des Lebens unseres Volkes, wohin die die eigene Natur befeindende Gelehrsamkeit nicht gedrungen ist.

---

1) Wilmanns, Leben und Dichten Walthers v. d. Vogelweide S. 17: „ein Sprüchlein, das spröde Mädchen gesungen haben mögen, wenn die Buhlen für das Jahr gewählt wurden". [Vgl. übrigens auch unten S. 89 ff. und Beilage Nr. I, 1.]

2) [Die Ausführung auf S. 4 bis Swaz hie geht ebenso wie die Worte oben „Vom 15. und 16. Jahrhundert" bis „versetzen können" nur auf eine Hörernachschrift zurück.]

Erster Abschnitt.

Kunstlied und Volkslied.

Wie die städtische Kulturwelt, die Bücherlitteratur jetzt auch an die Stellen eindringt, wo eigentlich nur das Volkslied Herr war, mögen zuvor, im grellen Gegensatze, ein paar Proben zeigen.

In dem heutigen Volkslied, wie es wirklich gesungen wird, finden wir neben Neuem noch allerlei Altes, neben Schlechtem noch allerlei Tiefes und Gutes, freilich unserm Gedankengang sehr entrückt. Als Probe diene ein Lied, das wohl aus dem 17. Jahrhundert stammt. Damals entstanden viele Landsknechtlieder, und aus dem Landsknechtswesen hat sich einzelnes bis in die Gegenwart erhalten. Es ist ein

Soldatenabschied.

1. Wer bekümmert sich, und wenn ich wandre
Hier aus dieser Kompagnie?
Ist die eine nicht, so ists die andre,
Die sich kränken thut,
Wenn ich wandre.
Morgen gehts in aller Früh!

2. Jetzo geb ich meinem Pferd die Sporen,
Zu dem Thor reit ich hinaus.
:|: Schatz, du bleibst mir auserkoren, :|:
Bis ich wiederum komm nach Haus!

3. Sie dreht sich um und um und weinet bitterlich,
Denn der Abschied fällt ihr schwer.
:|: Ihre Äuglein die geben Wasser, :|:
Fließen wie das rote Meer.

4. Finstre Nacht die hat mich überfallen,
Ich muß bleiben in dem Feld,
:|: Da will ich mein Zelt aufschlagen :|:
In dem weit und breiten Feld.

5. Und jetzt lad ich meine zwei Pistolen,
Thu vor Freuden zwei drei Schuß,
:|: Meiner Herzliebsten zum Gefallen, :|:
Weil ich von ihr scheiden muß.[1])

Das Lied hat in seiner Art Stimmung mit viel Farbe, aber wenig fester Form, ja Unklarheit. Ursprünglich war die Schärfe sicher da. Für das echte Merkmal des Volksliedes hat man Verwaschenheit des Stoffes, schwache Ausführung des Vordergrundes angesehn, und nach dieser Hinsicht es nachgeahmt, z. B. Eichendorff. Die Romantiker schrieben das geradezu auf ihr Banner. Das Dunkle, nicht selten Unlogische trat naturgemäß ein infolge des zu Verstandesmäßigen der Kunstdichtung, z. B. eines Opitz, Gottsched und Andrer; diese malte nur Vordergrund und zeichnete scharf, aber der Hintergrund, der doch das Einzelne zum Ganzen verbindet, fehlte.

Aus der gefühlsseligen Zeit des 18. Jahrhunderts, etwa den achtziger Jahren, stammt ein Lied, das in der Mitte steht zwischen **Volks- und Kunstlied**.[2])

1. Wir haben[α] den Frühling gesehen,
Die schönsten der[β] Blumen begrüßt[a],
Der Nachtigall Stimme belauschet,
Ein himmlisches Mädchen geküßt.
Hört ihr die Glocken, sie läuten zur Ruh[b]
Läuten ja läuten zur Ruh[c],
Läuten zur süßesten Ruh.[d]

α Ich habe β Ich habe die a schönste ... gegrüßt b Ruh. :|: lauten c Laute, ja laute nur zu d laute zur süßen Ruh.

1) Erk, Liederhort Nr. 134. [Bei E.-B. 3, 232 nach der 3. noch 2 Strophen:

„Herzger Schatz, laß dich erbarmen,
Steig herab von deinem Pferd!
:|: Ruhe sanft, ja sanft in meinen Armen, ...
Bis die Sonne untergeht!“

„„Herzger Schatz, laß mich nur reiten,
Denn es muß doch einmal sein:
:|: Da komm ich zwei, drei Stündlein weiter,
Eh die finstre Nacht bricht ein.““]

2) Handschr. Liederb. eines sächsischen Soldaten, auch in dem Clevischen fl. Bl., daher die Varianten a, b ꝛc., die andern α, β ꝛc. aus einem fl. Bl. von Winterstein in Schönebeck, dabei fehlt der Refrain durchaus. — Neu auch aus dem Erzgebirge bei Alfr. Müller S. 60.

2. Der liebliche Lenz[e] ist verschwunden,
Die Blumen sind alle dahin[γ],
Ins Grab ist mein Liebchen[f] gesunken,
Der Nachtigall[δ] Stimm ist verstummt.[g]
Hört ihr die Glocken u. s. w.

3. Der Frühling er kehrt ja[h] einst[ε] wieder,
Die Blumen blühn all[i] wieder auf[ζ],
Die Nachtigall singt[k] frohe Lieder,
Mein Mädchen wacht nie wieder auf.[η]
Hört ihr u. s. w.

4. O Vater, o Vater dort oben[l],
Du siehst auf uns Sterblich'[m] herab,
Und alles was lebet auf Erden[n]
Findt jedes von selber[o] sein Grab.
Hört ihr die Glocken u. s. w.

e Der Frühling der γ verblüht f Mädchen δ Verstummt ist der Nachtigall Lied g Stimme verstummt h der kehret ε Jetzt k. uns d. F. bald i blühen alle ζ Und d. B. erfreuen den Blick k schlägt η Doch m. Liebchen höret sie nicht. l von o. m Du schauest von oben n w. da l. a. der Erde o im sinken s. Gr.

Die 4. Str. lautet im Schönebecker fl. Bl.:

Dort liegt sie mit Erde bedecket,
Und Rosen blühn auf ihrem Grab,
O! könnt ich sie wieder erwecken,
Die die einzige Rose mir gab.

Den Schluß bildet hier:

5. O Vater, o Vater dort oben,
Du hast mir mein Liebchen geraubt,
Es giebt zwar der Mädchen so viele,
Doch keine ist wie sie gebaut.

Hier ist eine einheitliche Stimmung noch zu erkennen. Es steht der Kunstpoesie näher, ist logisch klarer als das Lied aus dem 17. Jahrhundert, aber reine Kunstpoesie ist es sicher auch nicht. Das Lied und der Kehrreim, der auch in ein neues Soldatenlied[1]) hinübergenommen ist, „atmen eine Art resignierter Sterbenswehmut, nicht süßlich sentimental".[2])

---

1) „Der Sturm auf Friedrichstadt 1850."
2) [Hildebrand, Hist. VL 2, 507.]

Die Litteratur des 18. Jahrhunderts hatte bei all ihrer Größe eine gewisse Verstiegenheit gegenüber der Wirklichkeit an sich. In den hohen Regionen der Seele, bis zu der die damaligen Dichter emporgestiegen waren, sich dauernd anzusiedeln, ist nicht möglich. Schiller stellt diese Verstiegenheit des Jahrhunderts am schärfsten dar, Goethe hatte nie die Wirklichkeit ganz verlassen. Da ist es nun interessant, zu sehen, welche Änderungen das Volk mit den Erzeugnissen der Kunstpoesie vornimmt. Wie es in der Sage und im Volkslied verfährt, unwillkürlich, unbewußt, so singt es sich auch das Kunstlied nach seinem Bedürfnis zurecht.[1]) So gehen denn Schiller und Goethe auf sogen. fliegenden Blättern um! Fand Schiller, der eben selber den Rückweg, Heimweg von jener Verstiegenheit suchte, den Pfad nicht ganz, der Volkssänger hat ihm nachgeholfen in der Umgestaltung, die er mit der „Sehnsucht" vornahm. Dort hat das Schillersche Gedicht mit seinen 4 achtzeiligen Strophen folgende Gestalt[2]):

1. Ach! in dieses Thales Gründen,
Wo der kalte Nebel drückt,
Könnte ich den Ausgang finden,
O wie fühlt, o wie fühlt ich mich beglückt.

2. Da erblickt ich schöne Hügel,
Dort im ew'gen Sonnenschein,
Hätt ich Schwingen, hätt ich Flügel,
Auf dem Berge, auf dem Berge möcht ich sein.

Schiller hat folgende Fassung:

1. Ach! aus dieses Thales Gründen,
Die der kalte Nebel drückt,
Könnt' ich doch den Ausgang finden,
Ach wie fühlt' ich mich beglückt.

Dort erblick' ich schöne Hügel,
Ewig jung und ewig grün,
Hätt' ich Schwingen, hätt' ich Flügel,
Nach den Hügeln zög' ich hin.

2, 1 ff. Harmonieen hör' ich klingen,
Töne süßer Himmelsruh,
Und die leichten Winde bringen
Mir der Düfte Balsam zu.

---

1) Wie ich in Oberstorf (Oberbayern) im Sommer 1863 es erlebt habe, daß mir Schillers „An der Quelle saß der Knabe" von zwei singenden Schwestern (Huber) aufgetischt wurde, ohne daß vom Dichter eine Ahnung vorlag.

2) Flieg. Bl. Das erste von „Vier Fröhliche Lieder. Leipzig, bei G. D. Cleve." Schiller ist im Druck nicht genannt.

3. Ach wie schön muß sichs da leben
Da im ew'gen Sonnenschein,
Und die Luft auf grünem Hügel,
O wie labend, o wie labend muß es sein.

4. Und die Blumen die da blühen,
Blühen hell und dunkelblau,
Und die Veilchen, die da glühen,
Werden keinen, werden keinen Winter grau.

5. Du mußt glauben, du mußt wagen,
Denn die Götter leihn kein Pfand,
Nur ein Wunder kann dich tragen
In das schöne, in das schöne Götterland.

6. In der Nähe seh ich schwanken
Ein Schifflein, das der Fährmann hält,
Frisch hinein und ohne Wanken,
Seine Segel, seine Segel sind bestellt.[1])

3, 1ff. Ach wie schön muß sich's ergehen
Dort im ew'gen Sonnenschein,
Und die Luft auf jenen Höhen,
O wie labend muß sie sein.

2, 5ff. Goldne Früchte seh' ich glühen,
Winkend zwischen dunkelm Laub,
Und die Blumen, die dort blühen,
Werden keines Winters Raub.

3, 5ff. Doch mir wehrt des Stromes Toben,
Der ergrimmt dazwischen braust,
Seine Wellen sind gehoben,
Daß die Seele mir ergraust.

4, 5ff. Du mußt glauben, du mußt wagen,
Denn die Götter leihn kein Pfand,
Nur ein Wunder kann dich tragen
In das schöne Wunderland.

4, 1ff. Einen Nachen seh ich schwanken,
Aber ach! der Fährmann fehlt.
Frisch hinein und ohne Wanken,
Seine Segel sind beseelt.

Wie da sich die Kunstgedanken eines gelehrten Dichters berühren mit den niedrigen am Boden bleibenden Gedanken eines Halb- oder Viertel-Gebildeten! Das Lied ist hier weniger sentimental gemacht, ge-

1) bestellt = gestellt, gerichtet (?).

sünder gewendet, der Kern geblieben. Dahin gehört, daß dem Schifflein („Nachen" bei Sch.) der Fährmann nicht „fehlt", sondern es bereit hält. Dennoch ist es, besonders durch Weglassung von V. 3, 5—8 bei Sch. („doch mir wehrt des Stromes Toben u. s. w.) fast noch romantischer gemacht, in den Umrissen verwischter, denn den Strom muß man nun aus V. 6 raten. Wie leicht rät es sich aber, daß in einem „Thale" ein Fluß ist! Merkwürdig, gewiß glücklich ist auch die in V. 5. 6 vorgenommene Umstellung, gerade der Schluß und damit der Endeindruck ist dadurch gesünder, frischer, weniger sentimental. Auch die andern Auslassungen und Änderungen vereinfachen und erfrischen das Gedicht, ohne dem Kern zu schaden. Wie sich die Leute Schillers subjektives Gedicht zurecht gesungen haben! es wird doch von herumziehenden Guitarresängern oder von Harfenmädchen geschehen sein.[1])

Ein eigner ähnlicher Fall ist es mit einem Goetheschen Liede, oder vielmehr mit zweien, „An dem reinsten Frühlingsmorgen" und „Bei dem Glanz der Abendröthe", auf einem fl. Blatt[2]), wo der Text der ursprünglichen Fassung Goethes weit näher steht, echter ist als in den Ausgaben.

(I) 1. An dem schönsten[a] Frühlingsmorgen
Ging die Schäferin und sang,
Jung und schön und ohne Sorgen,
Daß es durch die Felder drang.[b]

(II) 2. Tirsis bot ihr für ein Mäulchen
Gleich zwei Schäfchen an dem Ort[c];
Sie besann sich noch[d] ein Weilchen,
Doch sie sang und lachte fort.

(III) 3. Und ein andrer bot ihr Bänder,
Und der dritte bot sein Herz;
Doch sie trieb mit Herz und Bändern[e],
So wie mit den Lämmern Scherz.

— — — — — — — — —

In den Ausgaben folgende Abweichungen vom obigen Texte: a reinsten b klang c Zwei, drei Sch. gleich am O. — Da drei Sch. gleich am O. (in Schmieder, Theaterjournal) d Schalkhaft blickte sie — Sie bl. sich nur (Schmieder) e Bänder (Schmieder)

1) [Diese Ausführung H.s (von „Das Lied ist hier" an bis „geschehen sein") stammt, wie auch S. 12 (2. Absatz) bis 20, bereits aus dem J. 1854 und ist der Abschrift des fl. Bl. angefügt.]

2) Aus Delitzsch, „Fünf Neue Lieder", das erste davon

(II) 4. Und er zog mich zu sich nieder,
Küßte mich so hold und[f] süß,
Und ich sagte: blase wieder,
Und der gute Junge blies.

(I) 5. Bei dem Glanz der Abendröthe
Ging sie schier[g] den Wald entlang;
Damon saß und blies die Flöte,
Daß es durch die Seele drang.[h]

(III) 6. Meine Ruh ist nun verloren,
Meine Freuden sind entflohn.[i]
Und es schwebt[k] vor meinen Ohren
Immer noch der schöne[l] Ton.

f , so g Ging ich still h von den Felsen klang — daß mirs in d. S. dr. (Schmieder) i M. Freude floh davon — M. F. nun dahin (Schmieder) k ich hör (und Schm.) l nur den alten — süßen (Schmieder).

Die Lieder[1]) müssen unmittelbar von der Bühne herunter in den Gesang von Volkssängern gekommen sein. — Einen beachtenswerten Text hat auch, ohne des Dichters Namen, das Liederlexikon.[2]) Er ist in der Hauptsache dem des fl. Bl. gleich, doch mit Änderungen, die offenbar auch so ersungen sind, einzeln aber dem ursprünglichen Text ganz gleich. V. 4,1.2 heißt es: „Und sie ließ sich zu ihm nieder, Küßte ihn so hold, so süß."[3])

Ein interessanter Fall der Berührung des Volksliedes mit dem Kunstlied, der für die vorliegende Betrachtung brauchbar ist, kam im Jahre 1853—54 vor. In Wolfs Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde[4]) machte W. v. Plönnies selbstgesammelte Volkslieder aus dem Odenwalde bekannt: „Ich greife auf gut Glück in den noch ungeordneten Schatz, und eine Perle kommt mir zuerst in die Hand, die mich von neuem begreifen lehrte, warum ein Goethe vom Volkslied lernen konnte. Es ist ein Lied, das in drei Strophen alles zusammenfaßt, was von der Poesie des Klosters schon gesungen ist."

---

1) Daß schon Goethe beide Lieder aufeinander bezog, lassen die Überschriften „Die Spröde" und „Die Bekehrte" raten, und der Refrain der Verse bei beiden „So la la! le ralla ꝛc.", der hier weggelassen ist.

2) Hoffmann v. Fallersleben, Unsere volksth. Lieder, Weim. Jahrb. 6, 85 ff., dann besonders 3. Aufl. 1869. Allgem. deutsches Lieder-Lexikon oder vollst. Sammlung aller bekannten deutschen Lieder und Volksgesänge in alphabetischer Folge. 4 Bde. Leipzig 1847. Nr. 72.

3) Auch, wieder anders, in Finks musikalischem Hausschatz S. 55, hier mit des Dichters Namen.

4) 1. Heft S. 93 ff.

Des armen Klosterfräuleins Lied.

Ach[a] ich armes Klosterfräulein,
Mutter[b], was hast du gethan![b]
Lenz gieng am Gitter vorüber,
Hat mir kein Blümlein gebracht.

Ach wie, wie weit unten[c]
Zwei Schäflein[d] die gehen im Gras[d];
Glück zu[e], ihr Schäflein, ihr sehet[e]
Den Frühling zum erstenmal.

Ach[f] wie, wie weit oben[f]
Zwei Vöglein fliegen in Ruh;
Glück zu, ihr Vöglein, ihr ziehet[g]
Der göttlichen[h] Heimat zu.

a Ach! ach! b O Mutter! ... gemacht c Ach! ach! wie tief tief dort unten d Sch. g. im Thal e Viel G. ... sahet f Ach! ach! wie weit weit dort unten g Viel G., ihr V., flieget h besseren.

Dies Lied aber, das Plönnies und Wolf „mitten im Odenwald von drei Nagelschmieden singen hörten, die nie über ihren Ort hinausgekommen waren — wahrscheinlich hatte es irgend ein Bänkelsänger dahin gebracht", wies bald darauf E. Meier als von Justinus Kerner gedichtet und von Silcher komponiert nach.[1]) „Jedenfalls ist das ein Beweis, wie sehr der Dichter in dem Liede den Ton des Volksliedes getroffen hat.[2]) Ich erinnere mich noch," so schließt Wolf diese Mitteilung, „mit Freude, mit welcher Innigkeit und in welcher fast andächtigen Stimmung die drei Männer, die verschränkten Arme auf dem Tisch, das Liedchen vor sich hin sangen und wie sie und ihr alter Vater es mit Begeisterung als eins ihrer schönsten priesen." — Das Lied steht auch als „altes Volkslied" in dem Album: Das singende Deutschland.[3])

Zuerst gedruckt wurde es mit der Aufschrift „Klosterfräulein" in Leo v. Seckendorfs Musenalmanach für das Jahr 1807[4]); in die erste Sammlung von Kerners Gedichten[5]) ist das Lied merkwürdigerweise nicht aufgenommen.

---

1) Im 4. H. derselben Zeitschr. S. 477 (1854).

2) Kerner sonst so im Volkston s. Wdh. 3, 316. S. übrigens auch in Soltau 2, 460 das Husarenlied „Die Schlacht an der Katzbach", das von Ludwig Bechstein ist (s. Reinh. Bechstein, Deutsch. Mus. 1, 327 ff.).

3) Album der ausgewähltesten Lieder und Romanzen &c. Leipzig 1850. Erster Band (4. Aufl.) S. 103 mit Abweichungen. Es ist hier genommen aus Kretzschmer Nr. 109, S. 192, der es als „altes Volkslied" giebt ohne weiteres.

4) S. 141 als das fünfte von „Lieder von C. K." mit den oben a, b &c. angegebenen Varianten.

5) Bei Cotta 1826.

Ein Lied von Klamer Schmidt „Neuer Vorsatz“ (1781)[1], Umdichtung einer Übersetzung nach Anakreon, beginnt:

Da lieg ich auf Rosen,
Mit Veilchen gestickt!
Nun will ich auch trinken,
Bis lachend vom Himmel
Der Hesperus blickt.

Man singt aber:

Hier sitz ich auf Rasen,
Mit Veilchen bekränzt.
Hier will ich auch trinken
Bis lächelnd am Abend
Mir Hesperus glänzt.

Schon 15 Jahre später hatte sich das Lied im Munde des Volkes so umgestaltet[2]), das heißt sangbarer und weniger gelehrt gemacht, namentlich durch natürliche Wortstellung und Wendungen.

Ebenso ist die volksmäßige Umdichtung von Kazners[3]) Romanze „Die schreckliche Brautnacht“ eine Verbesserung.

Die schreckliche Brautnacht
oder
Heinrich und Wilhelmine.
Romanze.

Alte Weise auf den liebesabentheuerlichen Henri quatre[4])

1. Heinrich schlief bei seiner Neuvermählten,
Einer reichen Erbin an dem Rhein;
Schlangenbisse, die den Falschen quälten,
Ließen ihn nicht süßes Schlafs sich freun.

Die Umarbeitung hat folgende Fassung:

1. Heinrich lag bei seiner Neuvermählten,
Einer reichen Erbin an dem Rhein;
Schlangenbisse, die den Falschen quälten,
Ließen ihn nicht ruhig schlafen ein.

---

1) Bei Goedeke, Elf B. d. D. 1, 640b aus dem Gött. Mus.-Alm. 1790, 213 ff.

2) Hoffmann v. Fallersleben, Weim. Jahrb. 6, 148. [Vgl. Böhme, Volksth. Lieder Nr. 307 a.]

3) J. Fr. A. Kazner, geb. 1731, gest. 1798, „Der gräfl. Degenfeldische Hofrat, Herr K. von hier [Stuttgart]“, Nast und Fulda, der teütsche Sprachforscher (1778) 2, 8.

4) Erlach, Volkslieder der Deutschen (1835) 5, 509. — Sehr verändert und mit Abkürzung von zwei Strophen in Matthissons lyr. Anth. IV, S. 251. [Vgl. Böhme, Volksth. Lieder Nr. 138.]

2. Zwölfe schlugs, da drang durch die Gardine
Plötzlich eine kleine weiße Hand.
Was erblickt er? seine Wilhelmine,
Die vor ihm im Sterbekleide stand.

3. „Bebe nicht," sprach sie mit leiser Stimme,
„Ehmals mein Geliebter, bebe nicht!
Ich erscheine nicht vor dir im Grimme,
Deiner neuen Liebe fluch ich nicht.

4. „Warum traut ich deinen falschen Schwüren,
Baute fest auf Redlichkeit und Treu';
Warum ließ ich mich die Worte rühren!
Die du mir nur gabst aus Heuchelei.

5. „Zwar der Tod hat mir mein junges Leben,
Trauter Heinrich, mitleidvoll verkürzt;
Aber Tugend hat mir Kraft gegeben,
Daß ich nicht zur Hölle bin gestürzt.

6. „Doch weil sterbend noch in meinem Herzen
Irdsche Liebe dir gewidmet war,
Soll hienieden ich, doch ohne Schmerzen,
Freudlos irren dreimal sieben Jahr.

Umarbeitung:

2. Zwölfe schlugs, da drang durch die Gardine
Eine weiße kalte Totenhand.
Wen erblickt er? seine Wilhelmine,
Die vor ihm im Sterbekleide stand.

3. „Bebe nicht", sprach sie mit sanfter Stimme,
„Ehmals mein Geliebter, bebe nicht!
Ich erscheine nicht vor dir im Grimme,
Deiner neuen Liebe fluch ich nicht.

5. „Warum traut' ich deinen falschen Schwüren,
Baute fest auf Redlichkeit und Treu';
Warum ließ ich mich durch Worte rühren!
Die du gabst aus lauter Heuchelei.

4. „Zwar der Kummer hat mein junges Leben,
Bester Heinrich, schmerzlich abgekürzt;
Doch der Himmel hat mir Kraft gegeben,
Daß ich nicht zur Hölle bin gestürzt.

7. „Schätze hast du, Heinrich ach! bediene
Sie zu dein- und meiner Seelenrast;
Schaffe Ruhe deiner Wilhelmine,
Die du lebend ihr entzogen hast.

8. „Opfer, Fürbitt', gute Werke haben
Oft gelindert diese schwere Pein,
Und du kannst mit diesen deinen Gaben
Meiner Marter selbst entbehrlich sein.

9. „Dort, ja dort, in jenem neuen Leben,
Wo der kühnste Frevler selbst erbebt,
Da mußt du einst Rechenschaft auch geben,
Wie du hier auf Erden hast gelebt.

10. „Wirst du deine Laster hier bereuen,
Wirst du vor dem Richter einst bestehn,
So werd ich mich innig drüber freuen,
In der Zahl der Selgen dich zu sehn."

11. „„Opfer will ich leisten, wohlthun Armen,
Zu der Vorsicht beten, tief gerührt,
Daß mir Gnade wird von dem Erbarmer,
Daß dein Seufzen auch noch wird erhört!""

12. Jetzt beruhigt seufzt sie ach! und schwinget
Wie ein Blitzstrahl schnell sich himmelan.
Heinrich hielte redlich Wort. Man findet
Ihn beglückt und froh als biedern Mann.

Statt der Strophen 6 bis 12 hat die Umarbeitung bloß folgende zwei:

6. Weine nicht, denn eine Welt wie diese,
Ist der Thränen, die du weinst, nicht werth,
Lebe froh und glücklich mit Elise,
Welche du zur Gattin hast begehrt.

7. Lebe froh und glücklich hier auf Erden,
Bis du einst vor Gottes Thron wirst stehn,
Wo du strenge wirst gerichtet werden
Für die Liebe, die du konntst verschmähn.[1]

---

1) Die Varianten zu Nr. 1 bis 5 und die beiden Strophen oben bei Erk und Irmer 4, 70, „mündlich aus dem Clevischen, Bergischen und Hessen-Darmstadt". Wenig anders in Arnstadt und Leipzig.

Diese Umarbeitung durch den Volksgeschmack ist ästhetisch vom höchsten Werte.[1] Das Gedicht ist darin auf eine weit höhere Stufe gehoben, namentlich durch das was ausgelassen ist; die Zudichtung ist, wenigstens in 6, 1. 2, verdächtig in ihrem volksmäßigen Ursprung — das Lied ist freilich überhaupt mehr ein „Gesellschaftslied", als ein eigentliches Volkslied, aber auch an ihm bewährt sich der viel sichrere Takt des von Theorieen und Tendenzen unbehelligten Gemüts. Die Romanze ist schon ursprünglich ein glücklicher Griff im Volkston, Kazner muß schon am Volkslied gelernt haben, oder ist gar das erste Motiv aus dem Volksgesang entlehnt? Die leichteren Änderungen in den ersten 5 Versen lassen sich alle als wohlbegründet erkennen, die Verstärkung des Zuges 2, 2 durch die „kalte Totenhand" ist ein Gewinn, wenn nicht notwendig zur schnelleren Exposition der Sachlage. In 5 (4), 3 durch für die ist für das Volk notwendig, an sich besser, Zeile 4 ist rhythmisch wesentlich verbessert. Vers 4 (5) ändert an der Sache: nicht der Tod hat mitleidsvoll das Leben verkürzt, sondern der Kummer schmerzlich „abgekürzt", man sieht also mit einem Blick das ganze Leiden der Verlassenen, es ist damit zugleich wenigstens ein leiser, thatsächlicher Vorwurf ausgesprochen, der im Original fehlt; Vers 5 (4) nimmt aber die Liebe die Schuld des Unglücks ausdrücklich auf sich allein und dadurch ist zugleich die Umstellung beider Verse gerechtfertigt; der Vorwurf fällt so grade in die Mitte des 7 Verse umfassenden Volksliedes und bildet den rechten Mittelpunkt, auch äußerlich. Vom 6. Verse des Originals an hat das Volksgedächtnis reine Wirtschaft gemacht und geradezu das Motiv verändert. Ursprünglich kommt der Geist aus Sorge einesteils für Heinrichs Seelenheil, andernteils für die eigne verlorene Ruhe. Im Volkslied aber fällt die unnatürlich motivierte Verdammung der Armen ganz weg (V. 6 des Orig.), ebenso die schulmeisterliche Anrede und Ermahnung — sondern der Schatten kommt wirklich aus der andern Welt aus bloßer Liebe, um — das ist neu im Volksliede — um den ehmals Geliebten zu trösten, und ihm für seine neue Wahl alles Glück zu wünschen, ein wahrhaft rührender Zug weiblicher Liebe, den Kazner nicht gefunden hat (vgl. jedoch das Original 3, 4). Die Wiederholung in 7, 1 von 6, 3 ist echt volksmäßig, die gewöhnliche Aufnahme des Fadens, um ihn in neuer Wendung, steigernd fortzuspinnen. Aufs neue versichert die verlassene Geliebte: von mir soll dir nichts als Glück und Segen kommen, soweit mein Wunsch reicht — freilich für jene Welt vermag ich nichts, da nimmt Gott meine Sache in die Hand. So bleibt die Gestalt des Mädchens rein und weiblich, und doch geschieht der poetischen Gerechtigkeit Genüge in andrer

1) [Diese Ausführungen über die Änderungen am Original rühren aus den Kollektaneen her, die H. 1854 begann.]

als der oberflächlichen Weise, die Kazner gebraucht hat. Kazners Schluß ist wie in einer Kindergeschichte, die in einer moralischen Tendenz ausläuft, der Schluß des Volkes ist bedeutend, anregend, dem Motiv angemessen, tragisch. Bemerkenswert ist auch, daß in der Umarbeitung Heinrichs Rede Vers 11 wegfällt und er vielmehr stumm alles anhört, und daß das Volkslied 6, 3 den Namen der Neuvermählten einbringt.

Ähnlich hat Tiedges Romanze: „Sie ging zum Sonntagstanze", das zum Gesellschaftsliede geworden ist und bei unsern Müttern zu den beliebtesten gehörte, eine Kürzung um 5 Strophen erfahren, statt deren zwei den Schluß bilden, zu denen nur teilweis Tiedges Worte benutzt sind.[1]) Ein gleiches Schicksal hat das Matrosenlied von Wilh. Gerhard („Auf Matrosen die Anker gelichtet"), ferner Kuglers Rudelsburg („An der Saale hellem Strande") gehabt.[2])

So auch muß Opitz in Volksmund gekommen sein. Im Berglieberbüchlein[3]) stehn drei an ihn anlehnende Lieder, alle so beisammen, als wäre ihr Ursprung dem Zusammensteller bekannt gewesen, oder als wären sie doch aus einem Buch entlehnt, in dem sie mit Absicht als Opitzische zusammengestellt gewesen wären. Eins (S. 112) knüpft an ein Gedicht aus dem 4. Buch der poetischen Wälder (2, 168) an, das Opitz selbst als Nachahmung bezeichnet: „Nachtklage, auß eines andern Erfindung". Der Ungenannte ist sein Freund Dan. Heinsius, dessen 'Elegie ofte Nachtelachte' (Nederd. poemata Amsterdam 1618 S. 44) in breitspurigen Alexandrinern, durchaus unsangbar, ihm vorlag. Aber die Umgießung der Form macht Opitzen alle Ehre! Er hat sangbare Zeilen, Heinsius langatmige Sätze; gleich der erste geht über 10 Alexandriner hinweg! Auch hat es Opitz schon stark gekürzt und, mit Bewußtsein, dem Volkston näher gebracht.[4])

Das Volkslied hat von Opitzens langem Gedicht (19 Strophen hat es) nur V. 1 u. 2 genommen, von V. 3 nur die erste Zeile; der an den Anfang knüpfende Schluß 3, 3. 4 ist Erfindung des singenden Volkes.

---

1) So drucken es Erk und Irmer 3, 67 vom Niederrhein, aus dem Bergischen und Berlin. [Tiedges Lied bei Goedeke, Elf B. d. D. 2, 228b.]

2) Das erstere als Volkslied und im Original bei Fink, Musikal. Hausschatz S. 460 [vgl. Allg. deutsch. Liederlex. 1, 63 und Wustmann, Als der Großvater die Großmutter nahm (2. Aufl.) S. 463], Kuglers Lied in der studentisch volksmäßigen und in der originalen Fassung ebd. S. 264 u. 597; vgl. auch S. 320.

3) „Neu-vermehrtes vollständiges Berg-Lieder-Büchlein, Welches nicht allein mit schönen Berg-Reyhen, Sondern auch Andern lustigen, so wohl alt- als neuen Weltlichen Gesängen, Allen lustigen und fröhlichen Hertzen Zu Ergötzung des Gemüthes, versehen. Gedruckt im Jahr." Uhland VL. 977.

4) Ein volksmäßiger Anklang Str. 14: „Sonst wird sie [meine Seele] Venus auff dem Wagn | So hoch als Sonn' und Monde tragn."

1. Jetzt blicken durch des Himmels-Saal |
die güldnen Sternlein[a]) allzumahl :|:
ich bin und hoffe nun[b]) gantz allein |
ich wache und andere schlaffen ein | ich ꝛc.

2. Die Jungfrau liegt in stiller Ruh[c]) |
und thut ihre stoltzen Aeugelein zu :|:[d])
sie bläset durch ihren rothen Mund[e]) |
den süssen Gifft der[f]) mich verwund | sie ꝛc.

3. Ich steh an einer Tauben-Thier[g]) |
vielleicht schönes Lieb komm ich zu dir :|:
ich bin und hoffe nun ganz allein |
ich wache und andere schlaffen ein | ich ꝛc.

a Sternen b ohn Hoffnung c du Jungfrau liegest in der Ruh d und hast die st. Ae. zu (nicht bei Heinsius) e du bläsest d. den r. M. f das s. G. so g Ich lieg an deiner tauben Thür.

Daß das Lied gleich zuerst nicht aus dem Buch unters Volk gekommen ist, zeigt die Abweichung 1, 3 = 3, 3 in der interessantesten Weise: ohn Hoffnung ward mit dem Ohre aufgefaßt un(d) hoff(e) nun! die 3. Str. im Bergliederbüchlein klingt wie ein Ständchen.

Bei Opitz lautet die 3. Str.:

Du denkest nicht an meine Noth
Noch an den süßen Liebesgott,
Der mein Gemüth und Sinn hat bracht
In deine Hand und große Macht.

Str. 4 bei Opitz:

Ich lieg an deiner Tauben Thür,
Ob ich doch möge kommen für,
Und diesen unbewegten Sinn
Durch meine Bitte zu mir ziehn.

Ick ligg' hier neer gestort voor uwe doore deuren[1])
Als of my in de nacht wat voordeel mocht gebeuren,
Of datter hope waer, om dynen herden sin
Te trecken naer mijn hert, te leyden naer de min (Minne).

---

1) Vgl. foribus surdior ipse tuis Ov. Am 1, 6, 62. janua surda tuis lacrimis Mart. 10, 13, 8.

Eine Probe der weggelassenen Strophen bei Opitz:

6. Die Thränen ruff' ich Zeugen (d. h. als Z.) an |
Damit ich dich nicht zwingen kan |
Die Thränen, so ich dir zur Schand'
Hier laß' als meiner Liebe Pfand.

7. Ein jeglichs Ding hat seine Zeit;
Wann es gefroren und geschneyt |
Macht sich der Westwind auff die Bahn,
Legt allem neue Kleider an.

8. Das eine fällt, das andre steht;
Wann Phöbus auff die Wache geht |
Weicht Luna weg; will sie entstehn |
Muß Phöbus dann zu Bette gehn.

Es folgen Vorwürfe von hartem Sinn, übertriebene gekünstelte[1]) Verzweiflungsäußerungen von Sterben u. dgl., aber die Stimmung ist weg, die in den ersten Versen weht und von dem Volksliede gereinigt und erhöht worden ist.

Ein früher sehr beliebtes Lied war „Eleonore die Betrübte" von Besser, von dem Joh. Nik. Götz in dem Gedichte „Die deutschen Liederdichter"[2]) sagt: „Die Zärtlichkeit der Leonore Ist der erhabnen Sappho werth". Auch dies hat seinen Weg auf fliegenden Blättern ins Volk genommen und ist umgesungen; Bessers Lied selbst aber giebt sich als „aus einem alten teutschen Liede verbessert".

1) Die Sterne z. B. sollen (Str. 16) die Plagen, die er erleidet, sammeln und „der Venus Sohn" hinterbringen!

2) Fehlt in den Gedichten 1785. Goedeke, Elf Bücher d. D. 1, 607, 30.

Zweiter Abschnitt.

Neuere Lieder, die in alte Zeit zurückreichen.

1. Das Weihnachtsfest in der Dichtung des Volks.[1]

Ohne Sprung gelangen wir aus dem neunzehnten ins sechzehnte Jahrhundert zurück mit einem geistlichen Lied aus der Weihnachtszeit, das noch im Jahre 1820 in Thüringen gesungen wurde.[2]) Auch aus Hessen[3]), aus dem äußersten Westen von der Eifel[4]) und dem fernsten Osten, dem sogenannten Kuhländchen[5]) ist das Lied bezeugt, hier ist's noch im Anfang dieses Jahrhunderts gesungen worden. Nichts war in der alten Zeit ja so von Festen umgeben wie Weihnachten, aber auch nirgends sonst sind Christentum und Heidentum so in Sitte und Brauch untereinander verschmolzen.

Jenes Thüringer Lied behandelt

Die Flucht nach Egypten.

1. Joseph nahm Mariam
Bei der Hand
Und führte sie bei Mondenschein
Bis nach Egyptenland.

---

1) [S. über diesen Abschnitt das Vorwort.]

2) Der Großvater meiner Frau pflegte es in der Weihnachtszeit zur Arbeit zu singen. Von der Melodie wußte man mir nur noch zu sagen, daß sie choralartig war. [Die Angaben Böhmes, Altd. Lb 628 ff., gehen z. T. auf Hildebrand zurück. S. Erk-Böhme 3, 655 f.]

3) Im Wunderh. 3, 374 stark bearbeitet; auch hat hier jede Strophe die zwei letzten Zeilen eingebüßt. S. die Ausgabe von Birlinger und Crecelius 2, 782 ff. wo auch das Echte, Vorgefundene.

4) Bei Schmitz, Sitten und Sagen des Eifeler Volkes (Trier 1856) 1, 116 recht völlig, in teilweis anderer Strophe.

5) Bei Meinert, Der Fylgie (Alte deutsche Volkslieder in der Mundart des Kuhländchens in Mähren), 1817, S. 262 vollständiger, doch keineswegs richtig und völlig. — Aus Kärnthen vom J. 1623 bei Lexer, Kärnth. Wörterb. Leipzig 1862, S. 310, hier aber von der Reise nach Bethlehem und der Geburt Christi.

Was dorten an dem Wege stand?
Das war ein Feigenbaum[1]) genannt,
Der war so süße,
Da neigten sich die Zweigelein
Für ihre Füße.

2. Maria brach ein Zweiglein ab[2])
Und legts in ihren Schoß,
Joseph war gar ein alter Mann,
Wie sehr es ihn verdroß[3])!
Maria laß die Zweiglein stan,
Wir haben noch dreißig Meilen zu gan
Bis an den Morgen,
Wer Gottes Wort im Herzen hat[4]),
Der darf nicht sorgen.

3. Sie giengen eine kleine Weil
Und kamen für eine Stadt,
Joseph war gar ein alter Mann,
Wie sehr er um Herberg bat:
Herr Wirt, will er uns herbern,
Mich und das kleine Kindelein,
Dazu die Fraue?

---

1) Vgl. Uhl. 771b.

2) Wie im niederl. Liede (Hor. belg. 2, 4):

Maria las die dattelen
in haren scoet;
Josep was een olt man
dats hem verdroet:
Maria, laet di dattelen staen,
wi hebben noch veertich milen te gaen,
het wort seer spade.
wi bidden dat weerde kindekijn
doer sine ghenade.

Ebenso in dem Liede Hor. belg. 10, 60.

3) Grade das Gegenteil im Klosterneuburger Lied Str. 3:

Maria prach die tadeln
wol in ir schoß.
Joseph derselben weil
doch nit verdroß.
„Eselein, du solt fürpaß gan u. s. w.

4) Protestantisch. Im Klosterneuburger Lied Str. 1:

„der ain raines herze hat, der darf nit sorgen.“

Der Wirt sprach ich wills gerne thun,
Geht hin aufs Heue.[1]

4. Und als sie auf das Heue kamen,
Maria die war froh,
Sie fing wol an zu beten
Und nistelt in dem Stroh.
Sie that ihr weißes Schleierlein[2] ab
Und legt ihr kleines Kindlein drauf
Das ist jetzunder
Daß du nicht erfroren bist,
Das thut mir Wunder.

5. Der Wirt der an der Scheune stund
Und hörte zu,
Der gieng zu seiner Fraue
Und sprach ihr zu:
Steh auf Fräulein
Und schür ein kleines Feuerlein ein
Das Gott zu Ehren
Die Gäste in der Scheune sind
Die frieren sehre.

6. . . . .[3]
. . . .
. . . .
. . . .
Die Frau war aller Ehren werth,
Sie hing den Kessel übern Herd
Zu einem Bade.[4]
Maria bat den lieben Sohn,
S' war ihr[5]) kein Schade.

---

1) Östreich. „Streue".
2) Witwenschleier?
3) Vgl. die hessische? Fassung Wunderh. Crecelins 2, 783. Bei Meinert 264:

Maria auch die Wirthin bat,
Sie hieng ein Kessel übern Herd,
Ihr Kind zu baden.
So badt Maria ihr liebes Kind
S' wird ihm nit schaden.

(Darauf badet die Wirthin ihr krummes und lahmes Kind in dem Badewasser: und das wird gerade.)

4) Hor. belg. 2, 22, Str. 6. So bei Meinert 264 f.
5) Meinert: „'s wird ihm nicht schade".

7. . . . .
. . . .
Joseph trug einen rothen Rock
Und weite Schuh
Er hat so kleine Füßelein
Er band sie feste an das Bein
Wol an die Knigge[1])
Joseph trug ein Fläschelein
Auf seinem Rügge.

Das Gemüt hält sich bei solchen Liedern an die Hauptsache und, ohne Schädigung für die Andacht, wird selbst Unsinn mitfortgeführt.

Aus dem 16. Jahrhundert schon können wir das Lied nachweisen. Hier lautet es[2]):

1. Als Jesu Krist geboren wart,
do was es kalt;
in ain kleines kripplein
er geleget wart.
Da stunt ain esel und ain rint,
die atmitzten[3]) uber das hailig kint
gar unverborgen.
Der ain raines herze hat,
der darf nit sorgen.

2. Joseph der nam sein eselein
wol bei dem zaum,
er fueret es under
ain tadelpaum.
Eselein du solt stille stan,
Maria die wil geruet han,
sie ist gar muede.
Do neiget sich der tadelpaum
zu gotes guete.[4])

3. Maria prach die tadeln
wol in ir schoß.

---

1 D. i. „Knücke", s. Grimm, Deutsches Wörterbuch 5, 1514.

2 Aus einer Klosterneuburger Handschrift; s. Mone. Anz. 1839, Sp. 347—354 Bei K. Weinhold, Weihnachtspiele und Lieder auß Süddeutschland und Schlesien. Mit Einleitungen und Erläuterungen. Gräz 1853. (Neu 1870.) S. 385 ff. [Vgl. nun Erk-Böhme 3, 656.]

3 d. h. atmeten, schnauften (wärmten dadurch).

4 ihm zu Gefallen?

Joseph derselben weil
doch nit verdroß
Eselein, du solt fürpaß gan,
wir haben noch dreißig meil zu gan[1],
es wird zu spate.
Do neiget sich der tadelpaum
zu gotes gnade.

4. Do zugen sie fürhin paß
wol in ain stat.
Joseph gar treulich umb
ain herberg pat.
Derselbig wirt lebt in dem saus
er traip die gest widerumb auß,
sie warn ellende.
Maria spann das raine garn[2])
mit iren henden.

5. Sie gingen ein wenig fürhin paß
wol in ain darf.
Joseph gar treulich umb
ain herberg warf.[3])
Wirtin, liebste Wirtin mein,
behaltet mir das kindelein
und auch die frawe.
Sie sprach: ich wil es gern thun,
welt ihr [in] ain strawe.

6. Wolhin wolhin! gen abend spat
do wart es kalt;
alspald sie in die scheuern gieng,
ins stadel trat.
Maria die nam ir kindelein,
Joseph der nam sein eselein,
sie lagen besunder.[4])
Do schauet wirt und wirtin zu
dem großen wunder.

1) Die ganze Reise wird wohl an einem Tage gemacht gedacht (man denke sich's auf der Bühne).

2) Im Gehen! Vgl. Kaisersberg, Granatapfel (O 3 b).

3) Mhd. auch werven = werben.

4) Auch bei Schmitz 117. Beim Mönch von Salzburg sind Joseph und Maria neve und muome! Hoffmann, KL. 417.

7. Wolhin wolhin! gen mitternacht
do was es kalt.
Der wirt zu seiner frawen do
gar treulich sprach[1]):
Frawe, liebste Frawe mein,
ste auf und mach ain feuerlein
durch gotes willen.
Das kindlein heint kain rue gewan,
es möcht erfrieren.

8. Die fraw stund auf gar palde,
wasmaus (?) sie hieß[2]);
wie pald sie in die kuchen lief,
ain feur aufplies.
Frälein, liebstes fräwelein,
trag herein dein kindelein,
wol zu dem feure!
Dein kindlein heint kain rue nit hat,
es möcht erfreuren.

9. Maria hat ain pfändelein
und das was klain;
da kocht sie irem kint ain müesl,
was lauter und rein.
Weil es verzert sein mueselein,
Maria sang irm kindelein
gar und gar[3]) taugen:
„so bistu mir ain spiegel klar
in meinen augen".[4])

10. Maria die kunt spinnen,
des freut sie sich;
Joseph der kunt zimmern,
des nerten sie sich;
Jesus der kunt haspen garn.
Der reiche wirt der wart do arm[5]),
der arme wart reich.
So bit wir Got von himl,
daß er uns helf in sein reich.

---

1) Und Str. 4[5]!
2) Vgl. Meinert 264.
3) gar schön u. t. (?)
4) Ein Lied?
5) d. i. 4[5].

Sogar bis ins 15. Jahrhundert hinein läßt sich das Lied verfolgen, aus dem Niederländischen[1], aber es ist nicht mehr rein erhalten, sondern stark zugerichtet und zersungen — die Reime sind zerstört, hie und da gar keine Reime mehr — obwohl echter als das Klosterneuburger Lied. Wie langes Singen setzt dies — es sind 14 Strophen — voraus; sicher fällt die Entstehung schon ins 14. Jahrhundert, so daß dies Lied fast ein halbes Jahrtausend umspannt.

In einem Zuge (Str. 2, 4) ist das Thüringer Lied echter und älter als das Klosterneuburger. Hier hat die Darstellung aus Ehrerbietung aus Josephs Charakter den Zug des Ärgerlichen gegen Maria entfernt, was in der ursprünglichen Gestalt einen so poetischen, fast dramatischen Kontrast herstellt zu Marias reinem, hehrem Wesen. V. 3, 3. 4 „Joseph derselben weil doch nit verdroß" ist offenbar polemische Opposition gegen die gewöhnliche Darstellung (thüring. 2, 4), die „dreißig Meilen" sind nun auf das Eselein bezogen. Selbst der hergebrachte „alte Mann" ist entfernt, und zu derselben tendenziösen Reinigung gehört wohl das hervorgehobne „besunder ligen" Josephs und Marias bei Nacht V. 6, 7.[2]) Die alte Darstellung erreicht diese Reinigung des Verhältnisses beider eben durch den vil alten man 2, 3.[3]) Die späteren Weihnachtsspiele bildeten Josephs Charakter gröber zum Komischen aus, er ist da ganz der Triviale gegen die Göttliche, der unterwegs durchaus Wein in der Flasche haben muß. In einem Weihnachtsspiel von Benedikt Edelpöck[4]) um 1568 heißt es[5]):

Bhüet Got! laß das flaschl nit dahinde
und solt ich gleich noch so schwer tragn.
Ei mein Maria, thue das nit sagn!
bin nun ain alter schwacher man,
und solt ich mich nit glaben han
mit ainem klainen drünkel wein?
Maria, das kan gar nit sein!

---

1) In Hoffmanns Hor. belg. (1854) 10, 59—62. Daß es aus zwei Liedern besteht, hat der Herausgeber nicht gemerkt. [Dasselbe Lied erweitert zu 12 Strophen in dem katholischen Gesangb. von Haym von Themar (Augsburg 1590) Nr. 4 (Wackernagel, KL. 2, Nr. 1112). Dort mit seiner Melodie „Ein alt Andächtig Lied, bey dem Kindleinswiegen zu singen". Erk-Böhme 3, 656.]

2) Vgl. Schmitz 1, 117. Bruder Philipps Marienleben, hrsg. v. H. Rückert, V. 2950: dô si dâ gesâhen an Jôsep daz der alt man vuort mit im als iune ein vrouwen u. ö.

3) Br. Philipps Marienl. 2955. Vgl. Schmeller 1, 575.

4) Weinhold a. a. O. S. 193 ff.

5) Ebd. S. 277. Vgl. Pichler, Über das Drama des Mittelalters in Tirol S. 165.

Wil eh was anders hinden laßn,
ich mueß wein han auf der straßn!
Derhalben füll mir das flaschl ganz vol.

Er spricht da so recht als lustige Person sogar in plebejerer Sprache als Maria.

Die Zeile 10, 6 „der reiche man der wart do arm, der arm wart reich" scheint Rest eines verlornen Zuges, hier ist es nicht recht im Zusammenhang. In Bruder Philipps Marienleben z. B. 3010 ff. badet Maria das Kind in eines Schächers Haus. Nachdem kommen fünf verwundete Schächer nach Hause, einer tritt zu dem Badschaff, seine Wunden zu waschen und sie werden heil; die andern heilen sich dann ebenso. Ja (V. 3062 folg.):

der wirt von dem hûs zehant
des wazzers sich dô underwant.
er gehielt ez vlîzeclîche.
und wart dâ von sît vil rîche.
grôz guot er dâ von gewan
und wart dâ von ein rîcher man,
wan swem wê wart an sînem lîbe u. s. w.

(d. h. der kam zu ihm und ließ sich heilen für vieles Geld).[1])

Einem ähnlichen Schicksal wie dieses Weihnachtslied verfiel ein Osterspiel[2]), worin der heil. Petrus ebenso und noch schlimmer behandelt ist. Er ist zu einem lahmen Kerl und lustigen Spaßmacher geworden, in dessen Reden das bis zum Rohen befriedigte Gelüsten am Unsinn seinen Ausdruck findet. Der Wettlauf des Johannes und Petrus nach dem Grabe (Ev. Joh. 20, 4) wird in der grellsten und abgeschmacktesten Form dargestellt, und das alles geschieht unter Aufsicht der Geistlichen! Am Schluß ist das Spiel niedrig und sinnlich in abschreckender Weise. Und doch darf man an weit heruntergekommnerem Geschmacke nicht verzweifeln.

Das Wiegenlied des 14. Jahrhunderts lebt bis in die Gegenwart noch in den Weihnachtsspielen[3]), aus denen auch Spuren des alten Heidenglaubens hervorblicken. So z. B. in dem kurzen, etwas burlesken

---

1) [Von S. 27 an „In einem Zuge" aus den Kollektaneen.]

2) A. Pichler, Über das Drama des Mittelalters in Tirol. Innsbruck 1850. S. 165 ff.

3) Außer Weinholds Buch s. Aug. Hartmann, Weihnachtslied und Weihnachtsspiel in Oberbayern. München 1875. (Bayr. Arch. Bd. 25.) A. Hartmann und H. Abele, Volkslieder. 1. Bd. Volksth. Weihnachtslieder. Leipzig 1884. A. Peter, Volksthümliches aus Österreichisch-Schlesien. 2 Bde. Troppau 1865.

Jauerniger Christkindelspiel.[1]) Dies beginnt mit der überlieferten Begrüßung der Anwesenden durch den heil. Joseph:

Ein'n schön'n guten Abend geb euch Gott!
Ich komm herein, es ist kein Spott,
Ich komme herein geschritten,
Hätt ich ein Roß, so käm ich geritten.
Weil ich habe kein Roß,
So komm ich zu Fuß.

Nach den Worten:

Herein, herein, Engel Gabriel
Und lasse deine Stimme hör'n!

erscheint der Herbeigerufene und spricht:

Ein'n schön'n guten Abend geb euch Gott!
Ich bin ein ausgesandter Bot',
Vom Himmel herab bin ich gesandt[2]),
Der Engel Gabriel werd' ich genannt.
Die Krone trag' ich auf dem Haupt',
Die hat mir Gott der Vater erlaubt,
Den Scepter trag' ich in meiner Hand,
Den hat mir Gott der Sohn gelangt.
Herein, herein, Engel Emanuel,
Und lasse deine Stimme hör'n!

Der Engel Emanuel tritt ein mit demselben Gruße und schließt:

Herein, herein Christkinderlein!
Die Kinder warten groß und klein.

Christkind[3]):

Ein'n schön'n guten Abend geb' euch Gott!
Ich komm' herein ohn allen Spott,
Vom Himmel herab bin ich gesandt,
Das Christkinderlein werd' ich genannt.

---

1) Peter a. a. O. 1, 433 ff.

2) Das erinnert an Walther v. d. Vogelweide (Lachm. 12, 6): hêr keiser ich bin vrônebote und bring iu boteschaft von gote. Vgl. im Teuerdank: „Ein Bote Gottes, der hat mich gesandt | Ein englischer Geist bin ich genannt.“

3) Dies wurde wohl durch ein Mädchen dargestellt, der Stimmton nach einer gewissen Überlieferung.

Ihr Engel! ich frag' euch insgemein:
Wie folgen denn die Kinderlein?
Ich will schau'n, was sie gelernet han
In Kirch' und Schul' und überall.

Beide Engel:

Mein Christ! wenn ich dir sagen soll,
Die Welt ist böser Kinder voll
Sie thun ja nichts, als schelten und lügen,
Die Eltern bis in den Tod betrüben.
Bald steh'n sie da, bald steh'n sie dort,
Wenn gleich der Vater nimmt die Ruth'.
Und solche Possen treiben sie,
Wenn sie in die Schule geh'n:
Sie bleiben auf allen Straßen steh'n,
Die Blätter thun sie aus den Büchlein reißen
Und in die finsteren Winkel schmeißen.

Christkind:

Ihr Engel, getreue Diener mein!
Ihr bringt gar böse Botschaft ein.
Ist kein gutes Kind an diesem Ort',
So will ich wieder reisen fort.
Spannt ein, spannt ein das Roß in'n Wagen!
Ich werde gleich wieder in'n Himmel fahren.

Die Hirten (draußen):

Heraus, heraus, mein frommer Christ!
Roß und Wagen schon bereitet ist.

(Das Christkind geht hinaus.)

Engel Gabriel:

Ach Gott, was soll ich fangen an!
Der Christ ist mir davon gefahr'n.
Ach Christ, ach Christ, sei nicht so hart!
Die Kinder sind nicht nach deiner Art,
Thu' dich noch einmal bedenken
Und ihnen eine Gabe schenken.

Was hat das für ein Kindergemüt für eine Bedeutung! Das Spiel wird Bild des tiefsten Ernstes, der Scherz ist nur Kostüm, aber ernst ist der Kern des Ganzen.

Auf Bitten des Engels Emanuel kommt das Christkind wieder herein und reicht den Kindern aus dem Körblein seine Gaben, mit den Worten:

Die Gabe, die ich geb aus meiner Hand,
Die geb ich dir zum Unterpfand,
Daß du Vater und Mutter gut folgst
Und öfter an mich denken sollst.

Welch große Wirkung wird da erreicht mit einfachen Mitteln!

Durch Maria werden dann die zwei Hirten angekündigt; der eine spricht:

Holla, popolla!
Do wäär ich baale zur Türe raigfalla.
Ich komm herein geschritten,
Hätt ich ein Roß, so käm ich geritten;
Da ich aber dies nicht hab,
Komm ich zu Fuß, ich armer Knab.

(Legen sich seitwärts nieder.)

Die Engel (in der Nähe der Hirten):

Gloria in excelsis Deo!

Der alte Lobgesang, feierlich erhaben; und der Humor der Hirten:

Erster Hirt:

Horch, Bruudr; wii d Ängela senga.

Zweiter Hirt:

Du aalr Nårr! das sän d Schoofschalla, di klenga.

Chor:

Ihr Hirten, stehet auf! der Himmel grauet schon.

Zweiter Hirt:

Do lotta grooe, a iis ju aalt gnunk.[1])

Diese Worte des Hirten könnten bei Shakespeare stehn! Wie die Söldner in Schillers Tell, so sind die beiden Hirten, ein einfältiger und ein kluger, in der Charakteristik auseinandergehalten.

Chor:

Ihr Hirten, stehet auf! es ist ein Kind geborn.

---

1) Solche Witze schwerhöriger und daher verkehrt verstehender Hirten u. dgl. bei Weinhold S. 116 ff. Weim. Jahrb. 3, 400. [S. auch Hildebrand Beiträge zum deutschen Unterricht S. 27 ff.]

Erster Hirt:

Horch, Bruudr, 's iis a Kind gbuurn.

Zweiter Hirt:

Wååås, wååås, is a Kind drfruurn!

Chor:

Ihr Hirten, stehet auf und gehet daher,
Und bringet dem Christkindlein das Opfer daher!
:: Geht nur fein sacht! ::
Auf daß ihr dem Kindlein kein Unruh nicht macht!

Unterdes wiegt Joseph das Kindlein, die beiden Hirten treten hinzu, wie sonst die heiligen drei Könige oder in Thüringen die Sterndreher.

Erster Hirt:

Do bräng ich dr åch a Pår Schpaala,
Di ich vom ferznda Wentr håå drhaala.
Hätt ich eender åån dich gdoocht,
Do hätt ich dr wås Bässersch miitgbroocht.

Zweiter Hirt:

Do bräng ich dr a Krästla Bruut,
Dåss dr kånnst schtella d Hongerschnuut.
Humnai, truttai, du liebes Jesulein!
Schloof ai, schloof ai ai dem klän Wiiglein!

Engel und Hirten:

Laßt uns das Kindlein wiegen,
Das Herz zum Krippelein biegen!
Laßt uns im Geist' erfreun,
Das Kindlein benedein:
O Jesulein süß, o Jesulein süß!

Wer ist, der heute ist betrübt,
Wer ist, der heut nicht ist vergnügt,
Wer eine solche Rose sieht,
Die im Winter hat geblüht?
O Jesulein süß, o Jesulein süß!

Maria:

Ach Joseph, liebster Joseph mein!
Hilf mir wiegen das kleine Kindelein.

Joseph:

Wii sool ich dänn dås Kendla wiigha,
Ich kåån ju kam a Puckel biigha.
Ach Jungfrau, liebste Jungfrau mein!

Maria:

Ach Joseph, liebster Joseph mein!
Wo wird denn unsre Herberg' sein?

Joseph:

Ein Stall ist übrig geblieben,
Dort sind wir unvertrieben.
Ach Jungfrau, liebste Jungfrau mein!

Maria:

Ach Joseph, liebster Joseph mein!
Wer wird denn unsre Gesellschaft sein?

Joseph:

Der Ochse und das Eselein
Wird wol unsre Gesellschaft sein.
Ach Jungfrau, liebste Jungfrau mein!

Maria:

Ach Joseph, liebster Joseph mein!
Verschaff dem Kinde Windelein.

Joseph:

Schneeweiß soll'n die Windelein sein
Für das liebe Kindelein.
Ach Jungfrau, liebste Jungfrau mein!

Chor
(dessen Worte eine ganz andere Luft atmen):

Fahret hin, fahret hin! fort steht unser Sinn,
Wir müssen ja heute noch weiter marschirn.
Wir stehen auf einem Lilienblatt,
Wir wünschen allen eine gute Nacht.

Das Ganze schwebt in einer Märchenluft, welche die Leute, die den ganzen Tag über sauer arbeiten, am deutlichsten fühlen. Tanzt doch in

einem Weihnachtsspiel das Christkind mit um die Krippe. Der Humor, der in diesen Spielen herrscht, ist ganz echt; die ernste und die heitere Seite setzen eine höhere Einheit der Stimmung voraus, die auch das echte Volkslied schuf.[1]) Nicht wie Voltaire meint, eine elende Vermengung der Gattungen, sondern für alle Seiten des Gemüts ist gesorgt, wie in Shakespeares Dramen. Die berühmten Einheiten sind hier nicht gewahrt: der Lebenslauf der Heiligen auf einer Tafel, nur verschiedene Fächer; oft greift es ineinander über. Die Dichter hatten im Sinne was gemalt, die Maler was gedichtet war: alles ein wunderbares Ganze, was der heutige Künstler und Kunstfreund zurücksehnt.

Ein Weihnachtsspiel aus Glatz[2]), worin die Hirten gleichfalls in der Mundart reden, ist eine Variation des österreichisch-schlesischen. Jenes schließt: „Wir stehen auf einem Lilienblatt Wir wünschen euch allen eine gute Nacht!" — mit denselben Worten, mit denen in einem sächsischen Spiele[3]) sich Knecht Ruprecht und sein Begleiter zum Gehen wenden:

> Wir stehn auf einem Lilienzweig,
> Eine gute Nacht sei geboten euch u. s. w.
> Gute Nacht wir müssen fort
> An einen andern Ort,

d. h. zurück zum Himmel. Mit dem Ausdrucke wird der Phantasie eine Kühnheit zugetraut, wie das die Maler thaten bei ihren Darstellungen.

Derselbe Zug findet sich in einem Sterndreherliede[4]) des 16. Jahrhunderts:

> Man hat uns ehrentlich geben,
> Der liebe Gott laß euch mit Frieden leben!
> Wir standen auf eim Gilgenreis,
> Gott geb euch allen das Himmelreich!
> Wir standen auf einem Gilgenblatt:
> Gott geb euch allen eine selige Nacht!

---

1) Im Mittelalter waren Ideal und Wirklichkeit so weit auseinander gerissen, wie nie. Da dieser Abstand aber die wahre Quelle des Humors ist, so war unser Mittelalter viel reicher an Humor als das Altertum.

2) Mitgeteilt von K. Weinhold, Z. f. d. Altert. 6, 341; Ders., Weihnachtsspiele S. 35. Eins aus Ungarn (von K. Schröer) Weim. Jahrb. 3, 391 ff.

3) Im Morgenblatt 1854, S. 40, aus dem östlichen Königreich Sachsen als Schluß eines Weihnachtsdramas, dessen Personen Knecht Ruprecht, der heilige Christ und der Hausvater sind.

4) „Danksagung nach Empfang der Gab oder Schenkung" bei Docen, Miscell. (1807) 1, 276 ff. Hor. belg. 2, 73 (aus dem Paderborner Gesangbuch 1616). Böhme 638. (Wackernagel, Kirchenlied 2, 921.)

Dies Lilienblatt schon in einem Neujahrsliede aus dem 15. Jahrhundert:

> Wir stehn auf einer griesse[1])
> Und freust uns an die füeße.
> Wir stehn auf einem gilgen blat:
> Gott geb euch allen ein gute nacht!

Das Blatt der Lilie, die als Sinnbild der Reinheit gilt[2]), ist wohl als eine Art Trittbrett gedacht, über das man auf die Brücke, den „Regenbogen" (altn. bifröst) gelangt, wie es im Glatzer Spiel[3]) heißt:

> Wir gehen auf einem glühenden Plan u. s. w.
> Der Weg ist uns auf Rosen gebaut,
> Wir wollen uns gehn nach dem Himmel umschaun.

Dies führt uns auf eine andere Seite des Weihnachtslebens, auf die Sterndreher oder Sternsänger.[4]) Um Neujahr, das ja mit Weihnachten zusammenfiel, zogen halbwüchsige Burschen, in Hessen noch nach der Mitte dieses Jahrhunderts, umher von Haus zu Haus und heischten, fromme Lieder singend, Gaben. Goethe, der alle Seiten, in denen sich der Mensch offenbart, für sich zu retten suchte, indem er das Alte mit neuem Inhalt erfüllte, hat im Epiphaniaslied davon, freilich nur scherzhaft, Gebrauch gemacht.

In einem niederländischen Dreikönigslied[5]) nennen sich die drei Könige Kinder Kaiser Karls (Karels konings kindere), der ja auch sonst[6]) als eine Art Allvater der Nation behandelt wird: auf ihn führte man schon im 13. Jahrhundert, und später in der Rechtssprache, alles zurück. So war Kerlinge auch Zunftname der Fahrenden, die sich den

---

1) d. h. Kiesboden, vor der Thür, wo nicht Schnee ist. Scherz und Ernst auch hier nebeneinander.

2) Maria auf Gemälden mit Lilie versehen. Joseph und Maria werden dargestellt, zwischen ihnen die Lilie (wie das Schwert im Tristan). Davon macht Goethe, Wanderj. 1. B., 2. Kap. (Geschichte des heil. Joseph) Gebrauch: „Eine Lilie sproßte zwischen beiden aus dem Boden."

3) Z. f. d. Altert. 6, 349.

4) Über die Dreikönigslieder s. Hoffmann S. 441 ff.; Weinhold S. 122 ff. [Die ganze Litteratur der Sterndreherlieder bei Erk Böhme 3, 119.]

5) Hor. belg. 2, 69; auch Hoffmann 447.

6) Nach E. Meier, Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben (S. 408), ziehen zu Pfingsten zwei Reiter mit dem Pfingstlümmel umher, der, ganz in Grün eingeflochten, spricht:

> „Kaiser Karolus bin ich sein Sohn,
> „Ich hab meinem Vater alles verthon.

Namen als Bewahrer der alten nationalen Geheimnisse, gleichsam Boten Gottes, beilegten.[1])

Über den Umzug dieser Sterndreher haben wir aus Thüringen am Ende des vorigen Jahrhunderts eine Beschreibung[2]), in der die 3 Könige auch Balthasar, Melchior, Kaspar heißen. Die beiden ersten führen vergoldete Spieße in den Händen, Kaspar[3]), der den Mohrenkönig darstellt, und an Händen und Gesicht geschwärzt ist, hat einen Turban auf, darüber einen langen steifen Zopf nebst zackiger Krone von vergoldetem Papier. „Der sogenannte Stern besteht aus einer Stange und einem darauf befestigten Brett. Auf dem Brett steht im Hintergrund eine Art Schloß, das mit Gold und Buchsbaum reichlich verziert ist; auf der einen Seite ist eine buchsbaumene Laube, worin die kleinen 3 Könige so lange verborgen stehen, bis das Lied ihr Erscheinen verlangt; an der andern Seite ist der Stall mit Joseph, Maria und dem Kindlein in der Krippe in Gesellschaft eines Öchs- und Eseleins. Im Schlosse selbst ist in der Mitte ein großes Fenster, hinter dem Herodes gewöhnlich mit einem braunroten fürchterlichen Gesicht, das eine große schwarze Perrücke ziert, steht. Alle Figuren sind durch Schnüre etwas beweglich, und werden von den auf beiden Seiten postierten Königen zu seiner Zeit in Bewegung gesetzt. An der Stange ist ein großer vergoldeter mit Erbsen gefüllter Stern von Pappendeckel befestigt, und das Ganze wird durch drei bis vier Lichterchen erleuchtet."

Nachdem die Sternsänger das heilige Dreikönigslied gesungen haben, stimmen sie ein anderes Lied an[4]), worin sie für erhaltene oder erwartete Gaben alle Mitglieder des Hauses ansingen.[5]) Goethe hat dies am 6. Januar 1781 bei Hofe im Epiphaniaslied angebracht, aber das Ganze ins Spaßhafte gezogen:

> Die heilgen drei König' mit ihrem Stern
> Sie essen, sie trinken und bezahlen nicht gern.

In dem altenburgischen Dorfe Pölzig wurde noch in den sechziger Jahren von größeren Schulknaben, aber auch Erwachsenen, ein Spiel[6]) aufgeführt, das im Inhalt zu jenem Dreikönigsliede stimmt und uns

---

1) [Vgl. Hildebrand, Z. f. d. A. 39, 6f.]

2) Aus dem Journal von und für Deutschland (1789 VI. Jahrg. in den Hor. belg. 2, 71 u. Hoffmann 442; E.-B. 3, 115.

3) Vgl. D. Wb. unter „Kaspar".

4) [S. bei E. B. 3, 114 ff.]

5) Vgl. auch O. Schade, Klopfan, Weim. Jahrb. 2, 75—147.

6) Mitgeteilt von Opel, Mittheil. des Thüring.-Sächs. Vereins X. Jahrg (1863). S. 264 ff.

eine Vorstellung von der Erscheinung dieser Spiele giebt.[1]) Fünf Personen führten das Stück auf, welche die darin vorkommenden Rollen, Herodes, dessen Marschall, die drei Weisen und den Tod, auszufüllen hatten. „Herodes führt ein Schwert, die 3 Weisen tragen kurze, weiße Kleider und hohe Kronen von Goldpapier, die vorn in der Gestalt eines Sternes ausgeschnitten sind. Dieser wurde durch eine im Innern der Krone angebrachte Kerze erleuchtet, sobald die Gesellschaft im Hausflur angelangt ist, so daß sie dann im vollen Lichterglanz ins Zimmer tritt. Zuerst tritt Herodes ein und hält einen Monolog u. s. w., dann meldet der Marschall die Weisen an. Diese treten ein, und von nun an bleiben die Darsteller, trotz aller Ortsveränderungen, die im Stücke vorkommen, in dem Zimmer zusammen. Nur gegen Ende verläßt der Marschall die Stube, um als Tod wieder zu erscheinen und nach längerm Dialog den König Herodes mit der Sense am Halse zu fassen und abzuführen, worauf ein Gesang der Weisen schließt. So oft die Weisen singen, zum Teil knieend, stimmen sie eine kirchliche Melodie an, besonders 'Vom Himmel hoch da komm ich her', sonst wird alles deklamiert. Die Spielenden gehen umher, wie auf der Bühne. Diejenigen, welche grade nicht beteiligt sind, treten ein wenig zur Seite oder gehen auf und ab, bis sie wieder ins Spiel treten."

All diese Spiele sind in der Sprache zu vergleichen dem Baume, dessen Äste in Bruchstücken hie und da vorlugen, aber auf gemeinschaftliche Wurzeln zurückgehen.

Um das Alter der Grundzüge und die Loslösung des Weihnachtsspiels von der Kirche klar zu machen, eignet sich das äußerst wertvolle hessische Spiel aus dem 15., 14. Jahrhundert[2]), worin das Possenhafte sehr stark vertreten ist, teilweise in die Übertreibung geht. Der Engel Gabriel begrüßt die Maria: er singt lateinisch (ave Maria) und spricht deutsch. Nachdem er sich entfernt hat, tritt Joseph auf und klagt:

Vbi Vbi (o weh) hute vnd ymerme
Wie sal mir nü geschenn
Adir was sal ich begynnen
Maria wirt eyn kint gewinnen
Da bin ich werlich vnschuldig ane
Ich wil nü von ir lan
Vnd wil nicht lenger bliben hie
Ich wil balde von hinnen zihe.

1) Eins aus Ungarn, von der Kremnitzer Sternspielbruderschaft, im Weim. Jahrb. 3, 391 ff. von K. Schröer mitgeteilt.

2) Aus Vilmars Nachlaß herausg. von A. Piderit. Parchim 1869. Noch älter ist ein lateinisches in den Carmina Burana S. 80.

Auf Marias Bitte sie nicht zu verlassen erwidert er:

> Neyn ich blibe hie nicht
> An dir ist geschen eyn geschicht
> Dess wirste habn schande
> Wo man iss irvert in dem lande.

Erst als ihm Gabriel erschienen ist, erklärt er sich bereit Maria zu pflegen. So sucht Joseph denn Herberge beim Wirt Arnold, der ihn aber grob abweist:

> Wol hin du aldir pultenere[1])
> Ich wil anderss dir dy lenden smern
> Du sprichst se sy eyn mait zart
> Vnd se wirt eyn kint han uff der fart
> Wie darstu also ligen
> Vnd wilt dye werlt betrigen.

Ein anderer Wirt, Ulrich, den er dorch gotes ere ihn zu herbergen bittet, will auch nichts von ihnen wissen: so müssen sie denn ins Gemeindehaus! Gott der Herr so behandelt, ganz so wie es Goethe ausführen wollte, wie das Bruchstück seines Ewigen Juden zeigt. Ehe Joseph zurückkommt mit einer Wiege, gebiert Maria (auf der Bühne!), was stark und deutlich angekündigt ist. Dann fordert sie ihn auf, das Christkind zu wiegen:

> Joseph lieber newe myn
> hilff mir wiegen dass kindelin
> dass got dyn loen musse syn
> in dem hymelrich der meyde sone maria.

Er erwidert ihren Gesang:

> Gerne liebe mume myn
> hilff ich der wiegen dyn kindelin
> dass got etc.

Sie nennen sich Neffe und Muhme, um ja nicht Geschlechtsgemeinschaft festzustellen. Joseph nimmt darauf die Wiege:

> Ja maria das wel ich thun gerne
> Got vnsserm herre
> Vnd wel meilichen (fröhlich wie im Mai) singen
> Vnd gar frolich vmb die wiegen springen.

---

1) Pilger; Landstreicher.

Es wird um die Wiege getanzt und gesungen (servus et joseph corisant per cunabulum cantando in dulci jubilo).[1] Das Christkind selber singt darnach mit, ja es scheint fast, als habe das neugeborne Jesuskind mit beim Tanzen geholfen.[2] Das Springen und Tanzen Josephs um die Wiege ist sicher altheidnischer Brauch, den die Geistlichen mit aufnehmen mußten; denn Singen und Springen galt eigentlich als unchristlich.

Es sind Spuren vorhanden, daß zwei verschiedene Spiele zusammengearbeitet sind: eins derber, eins edler. Dies wird deutlich besonders gegen das Ende. Joseph ist oft mit doppelten Reden, feinen und groben, bedacht. Das Spiel stammt aus dem Volke, auf Aufführung durch Schüler weist jedenfalls das Latein der Bühnenanweisungen u. s. w.

Wenn in dem althessischen Spiele, wie auch in andern, der Geburtsakt auf der Bühne dargestellt wird[3] und gleich darauf die erhabensten Gesänge erklingen, wie Gloria in excelsis deo, so ist hier nicht an Roheit oder Frivolität zu denken. Der Stoff der heiligen Geschichte ward völlig in den Bereich der Wirklichkeit gezogen: das war nötig, um der Hoheit der Gedanken ein gesundes Gegengewicht zu halten. So wird in dem hessischen Spiele die Geburt Jesu von den Uneingeweihten durchaus als natürlicher Vorgang und daher nicht mit günstigen Augen angesehen, ohne daß sich dadurch die Zuhörer beleidigt fühlten. Uns freilich will einiges zu Natürliche nicht in den Sinn. Aber man sieht bei solchen Dingen, wie fest der Glaube stehen mußte, wenn so burleske Behandlung der heiligen Personen keinen Anstoß erregte. Die christlichen Kirchenfeste fielen ja mit früheren heidnischen Festen zusammen, die ebenfalls aus Ernstem und Heiterem gemischt waren.

Reste solcher Kultusspiele sind vielleicht in den Kinderspielen erhalten; am längsten aber hielt die Kirche an derartigen Dingen fest. Der letzte Rest der Weihnachtsspiele ist der Knecht Ruprecht, der alte Mittelpunkt des Geheimnisvollen, an dessen Stelle am Rheine, in der Schweiz und in Norddeutschland der heilige Klaus (Niklaus, Nickel) steht.[4] In Hessen ist dieser am 6. Dezember der eigentlich Bescherende, in Schlesien erscheint er neben Ruprecht (Ruotperaht, alter Kultusname für Wotan), während er in Thüringen und Sachsen nicht bekannt ist. In dem Pickauer Spiele ruft das Christkindel den „Nickel“ wie eine Art Teufel herein, um die unfolgsamen Kinder zu schrecken: „Schimmelreiter, komm herein! Die

1) Dies Lied sang man zu Leipzig noch Anfang dieses Jahrhunderts, wie meine Mutter (gest. 1867), die es noch mitsang, mir erzählt hat.

2) Vgl. S. 17, nach V. 325 (?).

3) Vgl. im Pickauer Christkindlspiel (Peter 1, 440) die Drohung, die das Christkind gegen die Kinder ausspricht, „die nicht fleißig beten und spinnen“.

4) S. unter „Klaus“ im D. Wb. Sp. 1035.

Kinder wollen nie brave sein.“ Als Schimmelreiter (d. i. der himmlisch Glänzende) reitet Wotan in den heiligen Zwölfnächten im Mecklenburgischen auf seinem weißen Rosse umher, und so geht in Thüringen um dieselbe Zeit seine Gemahlin, Frau Holle, um und sieht nach, ob die Spindeln rein und abgesponnen sind. Wir sehen da, wie das Älteste mit seinen Fäden bis in die Gegenwart hineinreicht. — In der Lausitz hängt am 1. Montag nach Advent ein rotseidener Faden von der Stubendecke herunter, an dem der heilige Christ und Knecht Ruprecht herabgekommen sein sollen.[1]) Dieser wandert mit Christus, wie sonst Petrus. Vielleicht stammt der Knecht Ruprecht, als Diener des neuen Gottes Christus, aus dem Kopfe eines feinen, klugen Geistlichen.

Die bildliche Darstellung der Geburt Christi war ein wichtiger Bestandteil der volksmäßigen Feier der Weihnachtszeit. In der Kirche war eine Krippe (Wiege) aufgestellt: an ihr sitzt Maria und fordert in einem Liede Joseph auf, das Kind zu wiegen; dieser erklärt sich dazu bereit. Dann stimmt der Chor ein frommes Weihnachtslied an.[2]) Das Ganze war ein Zwiegesang mit Chor; das geht hervor aus einer Bemerkung, die sich auf einer Handschrift mit Liedern des Mönches von Salzburg befindet: „Zu den weihnachten der fronleich ympnus A solis ortus cardine. Und so man daz kindel wigt über daz Resonet in laudibus, hebt unser vraw an zu singen in ainer person: Joseph lieber neve mein; so antwurt in der andern person Joseph: gerne, liebe mueme mein. Darnach singet der kor die andern vers in einer diener weis, darnach den kor.“[3]) Das Verfahren wird in einer Leipziger Handschrift aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts geschildert.[4]) Danach wechselte latei-

---

1) Vgl. Hoffmann, KL. 430.

2) Hoffmann, KL. 416 ff.

3) Hoffmann a. a. O. 418:

Joseph, lieber neve min,
hilf mir wigen das kindelin,
daß got müeße din lonen sin
in himelrich,
der meide kint Maria.

Gerne, liebe mueme min,
ich hilfe dir wigen din kindelin,
daß got müeße min lonen sin
in himelrich,
der meide kint Maria.

Hoffmann 419: Nu freu dich, cristenliche schar! u. s. w.

Weinhold 53.

4) Hoffmann 420.

nischer Gesang mit dem deutschen Wiegenlied. Daß deutsche Worte dabei in Gebrauch kamen, erklärt sich aus der Volkstümlichkeit der Feier.[1]) Den Mittelpunkt des Ganzen bildete, wie auch im Weihnachtsspiele, das Kindelwiegen mit dem Wiegenliede: „Sausa minne, gotes minne! Nu sweig und ru! Wenn du wilt, so wellen wir deinen willen tun. Hochgelobter edler fürst, nu sweig und wein auch nicht, tuste das, so wiß wir daß uns wol geschicht."[2])

Aus dem 16. Jahrhundert haben wir ein Zeugnis von Seb. Frank, der in seinem Weltbuch[3]) über diese Art, das Weihnachtsfest in den Kirchen zu feiern, berichtet: „Zu Weihenacht begeen sy [d. h. die Franken] die kindheit Christi also, sy setzen eine wiegen auf den altar, darinn ein geschnitzt kind geleget, diß wigen die stattkind ein große menge, springen und tanzen umb das kind in einem ring, darzu die alten zusehen, und mit singen [mit] viel seltzenen liedlin, von dem neüwgebornen kindlin, das mich ermanet [hier beginnt nun das kritische Betrachten, wo sich der höhere Geist von dem Volke trennt] wie etwan die Corybantes (beim neugebornen Gott Jovi u. s. w.) . . ." Dasselbe erzählt Joh. Boemus im Jahre 1520, den Frank möglicherweise benutzt hat.[4]) In einem Weihnachtslied aus Kärnthen[5]) steigen die Engelein vom Himmel herab und singen, und die Sterne tanzen mit um den einen Mittelpunkt der Welt, das Kind Jesu.[6]) Hierzu stellt sich ein Zeugnis aus Österreichisch-Schlesien[7]): „Die Sternlein glänzen Die Englein tanzen Juchaza, hopsasa Beim Kindlein im Stall."[8])

---

1) Weinhold 48.

2) Aus einer Münchner Hs. von 1422 (Hoffmann 420). „Sausa früher sûsâ) war weiter nichts als ein Laut zum Schweigenmachen und Einlullen des Kindes. . . . Minne (mhd.) bedeutet Liebchen, in der tändelnden Sprache der Ammen, Kindermädchen und Mütter wurde es zu ninne." (a. a. O.) Vgl. auch Vilmar, Althess. Weihnachtsspiel zu V. 607.

3) Bei Wackernagel, Lesebuch 3[1], 337.

4) Hoffmann 423.

5) Lexer, Kärnth. Wörterbuch S. 310:

> Die Nacht die glanzt lei wie der Tag,
> die Englein stiegen von Himmel herab
> und thöten singen u. s. w.

In einem Hirten- und Dreikönigsspiel S. 278:

> Sehet an den Himmelsglanz
> Und den schönen Sternentanz.

6) Es erinnert an die Vorstellung vom Sphärentanze und der Sphärenmusik.

7) Peter, Volkstümliches u. s. w. 1, 346.

8) Bei Goethe kehrt diese Vorstellung wieder in dem Liede „Gegenwart" vom Jahre 1813 (Alles kündet dich an), das die Herrlichkeit der Geliebten preist, wie

Auch Luther hat in dem Weihnachtsliede „Vom Himmel hoch da komm ich her" (er will der Evangelist sein, als den er sich oft fühlte!), das er (1535) für seine Kinder gedichtet hat, auf den alten Brauch in der 14. Strophe angespielt:

„Davon ich allzeit frölich sey
zu springen singen imer frei
das rechte Sussaninne schon
mit hertzenlust den süssen thon."[1])

Das saß auch bei Luther fest, aber mit kühnem Schwunge verlegt er die Vorgänge der Welt ins Innere (Str. 13):

„Ach mein hertzliebes Jhesulin,
Mach dir ein rein sanfft bettelin,
Zu rugen in meins hertzen schrein,
Das ich nimer vergesse dein."

In dem Hereinholen des Äußeren in die tiefste Innerlichkeit zeigt sich Luther als modernster Mensch und als echter Germane. —

Wo diese Gebräuche ausarteten, da wurden sie bekämpft. So hat Johann Mathesius, der begeisterte Anhänger Luthers, mit der Umdichtung[2]) des unvermeidlich gewordenen alten „Joseph, lieber Joseph mein" den Kultus aus der Kirche ins Innere des Hauses gezogen. Es ist dem alten treu nachgebildet:

1. O Jesu, liebes herrlin mein,
Hilf mir wigen mein kindelein!
es sol zu lon dein diener sein
im himelreich
und in der lieben christenheit.
Eia, eia!
schlaf du liebes kindelein!
der heilig Christ wil bei dir sein
mit seinen lieben engelein
in ewigkeit.

---

sie von früh an den Tag hindurch glänzt (Beiträge 91). Dies hat Goethe nicht künstlich ersonnen, sondern es erklärt sich aus dem ihm eigentümlichen Zug, daß er die Rückbewegung zum alten Volkstümlichen mitmachte.

1) Hoffmann 425.

2) Mit der Überschrift: „Ein Kinder Joseph, nicht in der Kirche, sondern im Hause zu singen, die Christenkinder mit zu schweigen oder einzuwiegen, im Ton: Resonet in laudibus." Hoffmann 426.

o mein liebes Jesulein,
du tröster mein,
erfreu mich fein
und mach uns arme würmelein
zu dienern dein! u. s. w.

Das alte Lied ist umgebogen ins Protestantische, aber möglichst viel Altes beibehalten:

3. O Jesu, liebes Brüderlein,
du wolst Emanuelchen sein
und unser ewigs priesterlein
im himelreich
und in der lieben christenheit!
Eia, eia!
schweig, du trautes kindelein,
es beißt dich sonst das eselein
und stößt dich Josephs öchselein
zu Bethlehem.
o du süßes Jesulein,
erhalt uns rein
im Glauben dein u. s. w.

Während sich das Kindelwiegen durch das 17. Jahrhundert in der katholischen Kirche erhielt, schwand es aus der evangelischen ganz. In dem evangelischen Crimmitschau soll nach altem Brauch ein Knabe, als Engel gekleidet, mit einer Krone auf dem Haupte, an einem Stricke an der Decke der Kirche hängend das Lied „Vom Himmel hoch" gesungen haben, bis der Strick einmal riß und nun der Brauch abkam.[1] Doch die Lieder lebten fort. So sang man in Hamburg bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts das „Joseph, lieber Joseph mein".[2] In Preußen war schon 1739 ein königliches Rundschreiben an die Konsistorien erschienen, das sich gegen die Überreste der alten Weihnachtsbräuche wendete, so „daß am Christabend vor Weihnachten Kirche gehalten, das Quem pastores gesungen worden, und die Leute mit Kronen, aber auch Masken vom Engel Gabriel, Knecht Rupprecht u. s. w. gegangen, auch dergleichen Ahlfanzereien mehr getrieben werden u. s. w."[3])

Das Ausleben des Kindelwiegens zeigt uns der Brauch in Tübingen, der noch in den dreißiger Jahren bestand. Um 12 Uhr in der Christnacht ward auf dem Turme der Hauptkirche in einer kleinen mit Lichtern

1) S. Hoffmann 430.
2) Ebd. 428.
3) Ebd. 429.

umstellten Wiege das Bild des Jesuskindes (eine Puppe in einer mit Lichtern umstellten Wiege) gewiegt, während die Musik den Choral „Ehre sei Gott in der Höhe" blies. Dazu sang das unten zuschauende Volk auch wohl ein weltliches Wiegenlied.[1])

---

2. Volksmäßige Umdichtung ursprünglich geistlicher Lieder.

Der Kinder-Joseph des Mathesius ist eine Probe der zu anderen Zwecken vorgenommenen Umdichtungen unvermeidlich gewordener Lieder. Man nannte solche Travestien früherer Minnelieder zu andern sinnlichen Liedern, z. B. Trinkliedern, oder zu geistlichen Liedern im 15. Jahrhundert contrafacta.[2]) „Es hat ein man sîn wîp verlorn" contrafact ûf einen geistlichen sin (Es hat ein mensch gots huld verlorn.[3]) Das älteste[4]) Beispiel geistlicher Umdichtung eines weltlichen Liedes ist von Steinmar (Ende des 13. Jahrhunderts):

> Sumerzît, ich frouwe mich dîn,
> daz ich mac beschouwen
> eine süeze selderîn,
> mînes herzen vrouwen:
> eine dirne, die nach krûte
> gât, die hân ich zeinem trûte
> mir erkorn:
> ich bin ir ze dienste erborn.
> warte umbe dich!
> swer verholne minne, der hüete sich.

Die geistliche Umdichtung des 14. Jahrhunderts beginnt:

> Himelrîche, ich fröuwe mich dîn,
> daz ich dâ mac schouwen

---

1) Nach E. Meier, Sagen aus Schwaben S. 464 (bei Hoffmann, KL. 430).

2) Wackernagel, Lit.-Gesch. 267. Ebenso altfr., s. Wackernagel, Altfranz. Lieder 184 ff. Auch christlich corrigiert (Hoffmann, KL. 402), christlich verendert. Vgl. das. S. 371 ff. (Umdichtungen). Goedeke, Grundriß 197. Ein Verzeichnis der Anfänge bei Böhme, Altd. Lb.

3) Hoffmann, KL. 384. Vgl. 386 (389): Den liepsten bûlen den ich han contrafactum Den liepsten herren den ich han.

4) So wurde im 17. Jahrhundert Joh. Rists (1607—1667) Lied „O Ewigkeit du Donnerwort" Vorbild für das früher (nach dem Leipziger Gesangbuch 1767, S. 437 a) irrtümlicherweise Joh. Gigas (1514—81) zugeschriebene „O Ewigkeit du Freudenwort", die Antwort gleichsam auf das Urlied Rists. Jenes steht im Augsburger Gesangbuch 1692 mit 9 Strophen, ohne Namen; ob der Dichter gleich anfangs sich nicht zu nennen Lust hatte?

got und die liebe mûter sîn,
unser schoene frouwen
und die engele mit der krône
die dâ singent alsô schône,
des fröuwent sie sich:
got der ist so minnenclich.
wart umbe dich!
hüetent iuch vor sunden, dort tugentlich.

Als Gegenstück zu dieser Anknüpfung des Himmels an die Erde das Einführen des Irdischen ins Himmlische, die irdischen Vorstellungen vom Himmel. In der Bibel selbst liegen zu dem Sinnlichen in solch geistlichen Liedern die Anfänge vor. So läßt das Ev. Joh. 15, 1 Jesus eine Parabel vortragen: „Ich bin ein rechter Weinstock, und mein Vater ein Weingarten; V. 2: einer iglichen Reben an mir, der nicht Frucht bringet, wird er wegnemen, und einen iglichen der da Frucht bringet, wird er reinigen, das er mehr Frucht bringe. V. 5: Ich bin der Weinstock, Ir seid die Reben.[1]) Wer in mir bleibet und ich in im, der bringet viel Frucht u. s. w." Das Bild hat die Phantasie viel beschäftigt. Das Bild vom Pflanzenleben wird bei Goethe, wenn auch nicht zuerst, so doch zuerst tief verwendet.[2])

Besonders in der Apokalypse sind viele sinnliche Bilder und diese der damaligen Zeit sehr geläufig. So Offenb. 21, 1 ff: „Und ich sahe einen neuen Himmel und eine neue Erden, denn der erste Himmel und die erste Erde verging . . . Und ich Joh. sahe die heilige Stad, das neue Jerusalem von Gott aus dem Himel herab faren. V. 10: Und (der Engel) füret mich hin im Geist auf einen großen und hohen Berg, zeiget mir die große Stadt, das heilige Jerusalem[3]) hernieder faren aus dem Himel . . . (folgt Schilderung) Und die zwelf Thor waren zwelf Perlen und ein iglich Thor war von einer Perlen, und die Gassen der Stad waren lauter Gold, als ein durchscheinend Glas. 22, 2 auch ein Baum mit zwölferlei Früchten, die alle Monate reifen, V. 5 es wird keine Nacht da sein, man braucht nicht und hat nicht Sonne noch Mond." Das schlägt in altheidnische Vorstellungen vom Schlaraffenland.

---

1) Christus als Weinstock z. B. Hoffmann, KL. 126, als Traube 112

2) Bis ins 18. Jahrhundert ward die Menschheit oft und gern als ein „gegliedertes Ganze" mit Einem lebendigen Mittelpunkte gedacht, daher Ausdrücke wie „Mitglied", „Reform an Haupt und Gliedern", „Seele der Gesellschaft". Man sucht derartige Dinge heut als poetisch von der Wirklichkeit zu trennen, und doch ist dies ganz unmöglich. [Vgl. Beiträge 241.]

3) Vom himmlischen Jerusalem auch Luther Mützell 31.

Daraus und wohl auch aus gebliebenen vorchristlichen Vorstellungen erwuchsen dann Dinge wie bei Spervogel:

> In himelrîch ein hûs stât,
> ein guldîn wec dar în gât.
> die siule die sint mermelîn,
> die zieret unser trehtîn
> mit edelem gesteine.
> dâ enkumt nieman în, ern sî vor allen sunden alsô reine.[1])

(Bartsch, Liederdichter 8.)

Ein Zug der im 14. Jahrhundert eingetretenen Mystik ist: die Erkenntnis Gottes und der göttlichen Dinge soll gefühlt, geschmeckt werden im höchsten edelsten Sinn, wie man noch heute von einem „Vorschmack des Himmels, der Seligkeit" spricht.

Rein vorchristlich klingt ein niederländisches Lied[2]): darin Jesus als Wirt an der Tafel sitzend, mit ihm seine Gläubigen.[3]) Das weist auf Matth. 26, 29, wo Christus am Schlusse des Abendmahles sagt: „Ich werde von nun an nicht mehr von diesem gewechs des weinstocks trinken bis an den tag, da ichs newe trinken werde mit euch in meines Vaters Reich", was denn sich mit dem unter der Asche glimmenden Gedanken von der Walhalla und vom Schlaraffenlande mischen konnte.[4])

Davon im Niederländischen[5]) ein ganzes Lied, worin Jesus ta-

---

1) In dem Gedichte von 1100 etwa (Diemer, Deutsche Gedichte des 11. und 12. Jh., S. 361 ff.) noch keine sinnlichen Genüsse.

2) Hoffmann, Hor. belg. 10, 62, Str. 13:

> Jesus is die beste weert,
> dat weet ic wel.
> daer hi aen der tafelen sit,
> daer vaert man wel.
> hi is die weert ende hi salt ove sijn,
> hi quijt die cost, hi betaelt den wijn:
> dat doet hi gherne.
> ic waer so gheerne nae deser tijt
> in sine taverne!

3) Im Niederländischen ist ja die Stätte der derben realistischen Kunst, daher auch in der Poesie. In unsern Augen nimmt sich dies Realistische oft, aber wohl mit Unrecht, aus, als wäre es schon ins schlechte Übermaß umgeschlagen. Die mittelalterlichen Dichter aber vertieften das Allergewöhnlichste zum Erhabensten.

4) Vom himmlischen Gastmahl (Matth. 21, 1 ff. 26, 29) s. Mone, Schausp. 2, 26.

5) Hor. belg. 10, 197. 1. Het is goet in Jesus taverne gaen, betaelen is daer afgedaen etc. 2. Wie is de man, die niet en can in Jesus kelre

verne, Jesus kelre, Jesu Blut als Wein, wie es ja nach dem Dogma wirklich getrunken ward im Abendmahl; und (Str. 5 ff.) Maria als Wirtin![1]) In einem anderen Liede[2]) ist Jesus wijngaert (Joh. 15, 1) und das Land Jerusalem (Offenb. 21) geradezu als eins behandelt; da findet (Str. 25) auch Tanz und (Str. 28) Umarmung statt![3]) Das Fundament dieses Baus ist das Firmament mit den Sternen (Str. 41).

Daß die Poesie sich hier auf einer gefährlichen Spitze bewegte, und bald die schlimme Seite hervortreten mußte, sieht man deutlich in einem Lied von dem geistlichen meien aus dem 15. Jahrhundert, Str. 14:

> An des crüzes este
> da blůget roter win,
> den git man lieben gesten,
> die můſsent luter sin.
>
> 15. Als in dem himelriche
> da schenkt man Ciperwin,
> da sond die edlen selen
> von minne trunken sin.

(Gott Vater, Sohn und heil. Geist dabei zu schauen, Str. 16).

> 17. Die mägde da ze tische gand,
> die engel da singent schone,
> der hailig gaist ist schenker
> da ist Maria kellerin.

Diese himmlische Sinnlichkeit finden wir noch jetzt in Volksliedern, z. B. in einem Liede[4]) aus Schlesien (nach 3, 4), das nicht katholisch scheint:

---

te wijn te gaen etc. 3. Heer Jesus weert, schenket ons den wijn al uut den milden herten dijn etc. 7. Wi willen gaen danken onse weerdinne, Maria die hemelsche coninghinne etc.

1) Vgl. das contrafactum den liebsten bulen den ich han. Hoffmann, KL. 386.

2) Hor. belg. 10, 200:

Str. 23: Maer ooc der maechden sanc is schoon:
die singhen mit des conincs soon
ende mit die maecht Marien.

Str. 28: Si horen ooc dat soete gheluut:
comt mijn gheminde soete bruut
ende rust in minen armen!

3) Uhl. 881 (auch Hoffmann, KL. 122 ff.).

Str. 1: Der nun maigen welle, Der neme Cristus war!

4) Auf einem Delitzscher flieg. Bl.

Jerusalem.

1. Wer hat Lust mit mir zu ziehen
nach der Stadt Jerusalem,
denn darinnen kann man sehen,
was der weise Salomon[1])
hat gebauet, Schlösser und Kirchen,
alles ist von Stein und Holz,
alles überzogen worden
mit dem Silber und rothem Gold.

2. Der Glanz ist nicht auszusprechen,
von der Stadt Jerusalem;
David spielet auf der Harfen,
Benjamin spielt Flötrawär,
Isaac tanzt[2]) mit Rebecca,
Jacob mit der schönen Rahel
zu der großen Freud und Wonne
auf dem Schloß Jerusalem.

3. Auf dem Schloß da kann man haben
Johannisbrod, Caffee und Thee,
und der Wein, der thut da fließen,
wie die Oder in die See.
Hat man Lust zum Tabakrauchen,
von dem schönsten Knastertobak,
Spanier und Brasilier zu schnupfen,
rauch und schnupf nur tapfer drauf.

4. Hat man etwa Lust zu jagen,
gar nicht weit ist auch ein Wald,
da schießt man Rehböcke und Hasen
Daniel geht selber mit,
er zeigt da die Löwengrube,
wo er drin gesessen hat;
Pauken, Trompet hört man blasen,
auf der Jagd geht's voller Lust.

---

1) Uhl. 898: „Jerusalem ward buwen mit ganzem fliß, auch mochts mit fröuden schouwen Salomon der wis, doch hat es keinen bstand: wir wend Christo vertruwen, het uns ein anders buwen." S. auch über das neue Jerusalem Hor. belg. 10, 102. 200; Ditfurth 1, 142. 141. Vgl. Hoffmann Nr. 293, 8; Körner, VL. 312; Erk, Liederh. 169. [Nun auch Erk-Böhme Nr. 1766.]

2) Vgl. Hor. belg. 10, 202.

5. Hat man etwa Lust zu singen,
geh allda nach Efrata,
Benjamin der kommt gegangen,
bringt ein altes Silber mit,
gibt es selbst in ihre Hände,
läßt sie steigen in die Höh
wo die Vöglein lieblich singen,
auf dem Schloß Jerusalem.

6. O Jerusalem, du Schöne,
wie schöne glänzest du,
ey wärst du nur in der Nähe,
so wär ich schon längst bey dir.
Ach, wenn ich ein Vöglein wäre,
daß ich heut' noch fliegen könnt',
in die Höh' wollt' ich mich schwingen,
und fliehn nach Jerusalem.

7. So lang sich mein Herz beweget,
und ein warmes Tröpflein Blut
sich in meinen Adern reget,
bleib ich dir, mein Engel! gut.
Treue Liebe, edle Liebe
hasset allen Wankelmuth,
von den Ketten zu erlösen,
führe mich in Canaan.[1])

Am Schlusse also eine reine Liebesstrophe, die doch wieder mit Canaan schließt, das heißt, Canaan gemeint wohl als Lebensglück, Ehe? Die Liebste ist das Band, das den lebendig Liebenden verknüpft mit dem ewigen Jerusalem; Canaan und Jerusalem fallen zusammen. Aber es klingt doch noch naiv der alte Hintergrund nach, obwohl es auf der Kippe steht.

Wie hier schon der Anfang der Ausartung, so ist es ganz ins Gemeine umgekippt in einem Lied aus dem Erzgebirge: da ist aller Hintergrund verloren, der Himmel nur witzig verwendet, weil die Besoffenen in den Himmel kommen. Das Lied muß von einem sehr witzigen und geistreichen Vagabunden sein, einem verbummelten Genie, das nach seiner Art in den Himmel tritt, der ihm mit dem Wirtshaus in Eins verschmilzt; man sieht aber noch den alten Ursprung von Jesu Weingarten.

1) Vgl. Weimar. Jahrb. 2, 6 f.

Brantweinseligkeit.

1. Su bald ich mei Schimmlä verkauf,
Su zieh ich ins Wirtshaus und sauf,
Su allweil sings Gott (?),
Is dos net ä schie Wort,
Su treiben wirs die ganze Nacht fort.

2. Und wenn wir ins Wirtshaus kumma,
Su saufen wir ä noch a Zach na;
Der Wirt mit der Kreid,
Der alles verleiht,
Der die Zächle an die Wandle no schreibt.

3. Und wenn wir in Himmel[1]) kumma,
Da fangn wir zu saufen erst a,
Und wenn wir gsoffn han,
Daß kanner mehr ka,
Da fängt sichs gute Laben erst a.

4. Wu kumma denn bsoffne Leut hie[2]),
Wu werd denn a Ort sei fer sie?
In Himmel hinei,
Wu Petrus werd sei,
Sankt Petrus schenkt salber Brantewei.

5. Sankt Petrus dar hot mirs schu gsogt[3]),
Saufs änner su viel als er mag;
Im Himmel is a Wirth,
Der olles regiert,
Der die Halbe fer a Kreuzer hin giebt.

(Mündlich aus dem Erzgebirge.)

Gott selber als Schenke — das also das Ende der Linie im 19. Jahrhundert! So entarten alte Stoffe, wenn sie ihren Kern und haltenden Hintergrund verlieren und der Kunstpflege entbehren!

Auf katholischem Grunde zeigt sich die alte Vorstellung in ihrer

---

1) Wovon das Wirtshaus die Vorstufe ist!

2) Flämisch: in ons Heeren hemelhof oder wijngaard geweest zijn = betrunken sein. Schuermans 285a.

3) Er ist also schon dort gewesen! d. h. als Betrunkener.

Entartung in dem bairischen Himmel Sturms[1], der, ein Volkssänger im derbsten Geschmack, als eine Art bairischer Nationaldichter gefeiert wurde.

Die himmlischen Freuden.

1. Wir g'nießen die himmlischen Freuden,
Drum thun wir das Irdische meiden,
Kein weltlich Getümmel
Hört man in dem Himmel,
Lebt alles in lieblichster Ruh.
Wir führen ein englisches Leben,
Sind dennoch ganz lustig darneben,
Wir tanzen und springen
Und hupfen und singen:
Sankt Peter im Himmel sieht zu.

2. Johannes das Lämmlein uns lasset,
Der Metzger Herodes drauf passet:
Wir führn ein geduldigs,
Geduldigs, unschuldigs,
Ein liebliches Lämmlein zum Tod.
St. Lukas den Ochsen thut schlachten
Ohn einigs Bedenken und Achten.
Der Wein kost't kein Heller
Im himmlischen Keller;
Die Engel die backen das Brot.

3. Gut Kräuter von allerhand Arten
Die wachsen im himmlischen Garten:
Gut Spargel, Fisolen (d. i. Bohnen)
Und was wir nur wollen,
Ganz' Schüssel voll sind uns bereit;
Gut Äpfel, gut Birn und gut Trauben,
Die Gärtner dir alles erlauben.
Willst Rehbock? Willst Hasen?
Auf offener Straßen
Zur Kuchel sie laufen herbei.

---

1) Nic. Sturm, als Augustiner Pater Marcellinus genannt, war 1760 geb († 1786). Erst 1819 wurden seine „Lieder zum Theil in baierischer Mundart" gedruckt, S. 90 ff. Der bayerische Himmel. Das ältere, „Die himmlischen Freuden", aus Nicolais fein. klein. Almanach 2, 88 im Wunderhorn 1, 365 [Nach Erk Böhme 3, 552 um 1774—78 aus Sturms Liede „Nach Kreuz und ausgestandnen Leiden" (das. 3, 550) entstanden.]

4. Sollt etwa ein Fasttag ankommen,
Die Fische mit Freuden anstromen;
Da laufet Sanct Peter
Mit Netz und mit Köder
Zum himmlischen Weiher hinein:
Willst Karpfen, willst Hechten, Forellen,
Gut Stockfisch und frische Sardellen?
Sanct Lorenz hat müssen
Sein Leben einbüßen,
Sanct Martha die Köchin muß sein.

5. Kein Musik ist ja nicht auf Erden,
Die unsrer kann verglichen werden:
Eilftausend Jungfrauen
Zu tanzen sich trauen,
Sanct Ursula selbst dazu lacht;
Cecilia mit ihren Verwandten
Sind treffliche Musikanten:
Die englischen Stimmen
Ermuntern die Sinnen,
Daß alles für Freuden erwacht.

Hier mischt sich offenbar die Idee vom Schlaraffenland ein[1]): in der Strophe, wo die himmlischen Freuden wie eine Art Kirchweihtanz geschildert werden, geht es in tolle Burleske über, und trotzdem spiegelt sich katholischer Ernst darin. Gegenüber dem Heruntersinken ins Schlimme, das wieder überwunden wird, giebt Trost und Erklärung das geschichtliche Erkennen. Neben dieser schlimmen Linie ist die gute nicht verloren: verschwindend erscheint die Vorstellung wieder zum Guten, zum Besten gereinigt, in einem Liede, wo Gott selbst zu dem begnadeten armen Seelchen sagt:

Die himmlische Freud ist eine wunderschöne Stadt,
Da Friede und Freude kein Ende mehr hat[2]),

als letzte (8.) Strophe eines Liedes, das die Geschichte einer armen Seele enthält, die sich vor der Himmelsthür weinend Einlaß erbittet, und beginnt:

---

1) die auch geistlich sich verschmelzt mit der biblischen bei Ditfurth 1, 142; auch Wdh. 1, 366. Vgl. jedoch Goethe im Buch des Paradieses „Höheres und Höchstes“ (4, 193), wo tiefster Ernst mit schlaraffigem Anklang.

2) Erk, Liederhort S. 169; besser bei Schmitz 1, 129. [E.-B. Nr. 2031, Str. 12.]

Im Himmel, im Himmel ist Freude so viel,
Da tanzen die Engelein und haben ihr Spiel.[1]

So findet sich auch in diesen Gründen, wo Bildung so schwer hinreicht, doch Treffliches.

---

1) [Vgl. E.-B. 2034, 1; auch 2033, 13 u. 2039, 11.] S. auch Luther:

Nu freut euch, lieben Christen gmein,
Und laßt uns fröhlich springen. (Mützell 35.)

Im Himmel, im Himmel sind Freuden so viel,
Da tanzen die Engelchen und haben ihr Spiel.

Cyrilla bei Gryphius Horrib. 67 (Br.).

Pietistisch im Wunderh. 3, 342 fg. (Des Bräutigams Keller).

Dritter Abschnitt.

Die Bedeutung des Liedes im alten Leben.

Es kommt darauf an, fühlen zu lassen, wie tief das Lied einst in das Leben der Vorfahren eingriff[1]), wie es geradezu eine öffentliche Macht war, im politischen wie im geselligen Leben; wie das Leben selbst Lieder emportrieb und verschwinden ließ, wie aber auch manche Lieder je nach ihrem Kerne von einer unverwüstlichen Lebensdauer sind.

Von dem reichen Liederleben der alten Zeit sind uns nur zufällige Bruchstücke erhalten. Als die Lieder aufgezeichnet wurden, war es schon mehr im Verfall; in der Zeit da es blühte, wurde nicht davon gesprochen.

Lehrreich sind die Angaben der Limburger Chronik[2]) des Johannes Tilman, der von den wechselnden Liedern des Tages (1336—1398) aufzeichnete, was in seinen Bereich kam. Es sind Lieder, die noch jetzt ihre

---

1) Damals gab es noch ein wahres Gesamtleben, und höhere und niedere Stände waren noch nicht so geschieden. Vgl. Schiller 12, 344 (Über Bürgers Gedichte): „Unsere Welt ist die Homerische nicht mehr, wo alle Glieder der Gesellschaft im Empfinden und Meinen ungefähr dieselbe Stufe einnahmen, sich also gleich in derselben Schilderung erkennen, in denselben Gefühlen begegnen konnten"; aber Schiller geht schließlich doch auf Bürgers Grundgedanken, obwohl er ihm wohl eigentlich neu war, ein: alle echte Poesie müsse sich ans Volk anlehnen — und vertieft ihn sogar noch.

2) Nur in Fausts Ausgabe (die Sprache darin eine Art Missingisch) Heidelberg 1617 als 'fasti' Limpurgenses erhalten; angefangen zu verfassen oder abzuschließen ward sie 1420 (nach S. 15). Von Dr. Rossel wurde sie 1860 neu herausgegeben in den Annalen des Vereins f. Nassauische Altertumsk. 6, 407 ff., 1875 von Arthur Wyß: Die Limburger Chronik untersucht u. s. w. (Marburg a. L.), 69 S., und von demselben eine neue Ausgabe 1883 in den „Deutschen Chroniken" (Monum. Germ. IV, 1. in 4.); W. entdeckte eine Hs., die wenig später ist als die Entstehung der Chronik. — Schon Lessing und Herder beachteten die Chronik, jener wegen der Liederangaben in den Kollektaneen „Zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, von den Minnesängern bis auf Luthern", angefangen d. 1. Aug. 1777 (Lachmann 11, 468—491): da stehen die Liedstellen aus der Chronik völlig ausgeschrieben. Herder wollte die Angaben ausführlich als Zeugnisse dem 3. Buche seines 2. Bandes der Volkslieder 1779 vorsetzen, gab aber wegen Raummangel nur kurze Nachrichten (2, 181 ff.). S. darüber Chrysander, Deutscher Volksgesang im 14. Jahrh. (in seinen Jahrbb. f. mus. Wissensch. 1. Bd.). Leipzig 1863.

Fortsetzung haben in gewissen Liedern[1]), die, durchaus noch mit der Weise lebendig verwachsen und nur mit und in ihr erlernt und behalten, teils von der Bühne teils aus andern Quellen ins Leben kommen und oft genug von ganz unten bis ziemlich hoch hinauf alle Stände erreichen. Sie geben dem Alltagsleben eine Art durchgehenden Grundton oder Grundklang, einen einigenden Faden im Gemüt.

In dieser Limburger Chronik, deren Verfasser einen feinen Blick für Kulturverhältnisse hatte, wird zum Jahre 1351 ein Lied als „gemein und neu in deutschen Landen" angeführt, das die Zeitstimmung widerspiegelt: vom Werte treuer Freundschaft und Tadel der Untreue. Es klingt wie Minnesang:

> Wißet wer den sinen i vurkois
> und ane alle scholt getruwen frunt vurlois,
> der wirt vil gerne sigelois.
> Getruwen frunt den ensal niman laßen
> want man vurgelden daz nit enkan.[2])

Daran schließt der gelehrte Tilman, der Aristoteles' Ethik citiert, ein gut lit von frauwenzuchten an, das allgemein gesungen wurde, und zwar uf ein wip zu Straßpurg, di hiß di schoene Agnese unde was aller eren wert. Aber wie bei Walther von der Vogelweide bezog es sich auf alle gude wibe:

> Eins reinen guden wibes angesichte
> und frauweliche zucht darbi
> di sint werlich gut zu sehen

1) So sang man in den 50er Jahren „Wer will unter die Soldaten", aus einem Berliner Singspiel, das thüringer Volkslied ist s. Erk, Germania deutsches Volksgesangbuch Nr. 172, S. 149; vgl. dazu Wunderh. 4, 207, wo ein in der ersten Str. fast gleiches Lied von einem flieg. Bl. „um 1800". — In den 60er Jahren hörte man „Feinsliebchen mein unter dem Rebendach", Anfang der 70er Jahre (1873) den „Jesuitentingeltangel", mit schamlosen Versen („Eins, zwei, drei Kyrielei — Für den heil Vater und Marei"), und dies nach den hohen Dingen von 1870! Dann folgte 1876 ff. das Lied „vom Kanapee", 1877 „Hirsch in der Tanzstunde" — selbst bei der Echternacher Springprozession gesungen in geistlicher Umänderung (1878 ein anderes ebenso), wozu sich allerdings das „Eins, zwei, drei" gut darbot. 1883: „Ich hab sie ja nur auf die Schulter geküßt" aus Millöckers Bettelstudenten, 1885: „Mutter, der Mann mit dem Coaks ist da", 1888: „Fischerin, du Kleine, Fahre nicht alleine Auf die See hinaus" u. s. w. Übrigens kann man hieran lernen, was ein „Lied" heißt und früher immer hieß. Noch jetzt ist bei den „Gassenhauern" Text und Weise eng vermählt: man kann die Worte nicht ohne Melodie.

2) Mon. Germ. IV, 1, S. 37.

Zu guden wiben han ich plichte,
wan si sin alles wandels fri etc.[1])

Offenbar liegt hier ein Rückschlag vor gegen vorige Unsitte und Sittenlosigkeit, der durch das große Sterben 1349 — der schwarze Tod pochte an das Gewissen der Zeit — durch die merkwürdig unerquicklichen Fahrten der Geißlerbrüder herbeigeführt oder verstärkt war. Darauf deutet die bestimmte Äußerung (S. 38): Darnach da dit sterben, dise geiselerfart u. s. w. ein ende hette, da hup di wernt (Welt) wider an zu leben unde frolich zu sin. Es verlangte die Welt aufatmend wieder reinere Sitte. Wird doch aus ungefähr dieser Zeit von den Brüdern van Eyk und ihrer Zeit behauptet, daß sie einer Reaktion gegen Unsittlichkeit der höheren Stände mit dienten.

Ganz im alten Minneton ist ein Lied, das als dorch ganz Duschelant verbreitet bezeichnet wird (S. 37):

Ach, reinez wip von guder art,
gedenke ane alle stedicheit,
daz man auch ni von dir gesait,
daz reinen wiben obel steit.
Daran saltu gedenken
und salt nit von mir wenken,
di wilen daz ich daz leben han.

Noch ist mir einer klage not
von der livesten frauwen min,
daz ir zartez mondelin rot
wel mir ungenedig sin.
Si wel mich zu grunt vurderben,
untrost wel si an mich erben,
darzu enweiß ich keinen rat.

Aus dem Jahre 1355 teilt er gleichfalls ein Minnelied mit: Ach Got, daz ich si meiden muß u. s. w. (S. 45). In derselben Zeit sang man dit dagelit von der heiligen passien: „O starker Got, alle unse not befelen wir, herre, in din gebot", das einem Grafen Peter von Arberg zugeschrieben wird.[2])

1) Mon. Germ. IV, 1, S. 37.

2) S. 47: was nu unde machte es ein ritter. Dieser wird benannt in der Kolmarer Liederhs., wo das Gedicht auch steht (Bartsch, Auswahl Nr. 181). Ein Peter von Arberch ist von Bartsch als Burggraf zu Taufers in Tirol v. J. 1348 nachgewiesen (Germ. 12, 90). S. auch Wyß a. a. O.

In dasselbe Jahr fiel wieder ein großes Sterben, daher wohl die Wirkung des religiösen Liedes. Infolge der Verinnerlichung der Geister traten viele Mädchen ins Kloster, aber bald kam der Rückschlag, und manche Nonne verwünschte ihr Los. So begegnet uns 1357 schon ein Minnelied in lustigerem Tone (S. 47):

> Manicher wenet, daz niman beßer ensi dan he,
> di wile daz ime gelinget
> Dem wel ich wunschen, daz ime nummer heil gesche,
> und wel daz frolich singen u. s. w.,

ja sogar das lustige Klagelied der Nonne:

> Got gebe ime ein vurdreben jar[1]),
> der mich machte zu einer nunnen.

Dann kommt die merkwürdige Nachricht vom widersang, deren Angaben (S. 49) leider nicht verständlich genug sind: in disem selben jare vurwandelten sich dictamina (Var. die carmina) unde gedichte in Duschen lidern. Want man bit her lider lange gesongen hat mit funf oder ses gesetzen, da machent di meister (d. h. gelehrte Musiker) nu (neue) lider di heißent widersenge, mit dren gesetzen.[2]) Auch hat es sich also vurwandelt mit den pifen unde pifenspel unde hat ufgestegen in der museken (etwa s. v. a. den Ton höher genommen?), unde ni also gut waren bit her, als nu in ist anegangen. Es folgt ein Scheidelied: Miden, scheiden daz dut werlich we (S. 51), einige Liebeslieder und ein Lied von schaichtafelnspel (S. 55) u. s. w.

Überaus merkwürdig ist die Erzählung von dem aussätzigen Mönche als beliebtem Dichter (S. 70): in diser zit [1347], funf oder ses jar zuvor, da was uf dem Meine (d. h. im Mainland) ein monich von den barfussen orden, der was von den luden (d. i. mhd. liute „Gesellschaft") vurwiset unde enwas nit reine. Der machte di beste lide unde reien in der wernde von gedichte unde melodien, daz im niman uf Rines straume oder in disen landen wol gelichen mochte. Unde was he sang, daz songen di lude alle gern, unde alle meister, pifer unde ander spellude furten den sang unde gedichte. Von Liedern, die er sang, werden Anfänge angeführt: 'Des dipans (d. i. diet-bannes = Kreis der Menschen) bin ich ußgezalt', 'Man wiset mich armen vur

1) Das 13. und 14. Jahrhundert hatten die eigene Gattung der „Klopfan" geschaffen, eine Art Neujahrswünsche (s. O. Schade, Weim. Jahrb. 2, 75). Das Lied bei Uhl. Nr. 328; Wunderh. 1, 33; Erk, Liederh. 325, der über dazu gemachte Melodie aus unserer Zeit Angaben macht. [E. B. Nr. 915.]

2) Vgl. Hugo von Reutlingen, Flores musice (Stuttgarter Litt.-Ver. Bd. 89).

di dure', ferner: 'Mei mei mei, dine wonnecliche zit menliche freude git, an (außer) mir; waz meinet daz?' und: 'Der untruwe ist mit mir gespelet.' Solcher lider unde widersenge machte he gar vil, unde was daz allez lustig (anmutig, schön zu hören). Auch ein Minnelied im Weidmannston wird aufgeführt (S. 74):

Di widerfart ich genzlich jagen
daz prube (prüfe) ich jeger an der spor.
Hoho, si ist davor,
der ich so lang gewartet han.

Es sind kostbare Mitteilungen, die wir aus der Chronik erhalten: wir sehen, wie die Poesie mitten hineinreicht in den Ernst des Lebens.

Im 14. und 15. Jahrhundert bot der Krieg der Dichtung reichen Stoff: bei Fehden, auf Streifzügen und sonst wurden Lieder gesungen und „gepfiffen" (d. h. geblasen). So heißt es in Renners Chronik (a. 1363): da gardede grave Engelbardt von der Mark im Viehlande mit grootem volke und brande dar veele husen, darumme dat to Bremen ein leed op em gedichtet was.[1]) So hoch schlug man die Bedeutung eines Liedes an! Man fürchtete sich vor dem Schelten des Dichters, wie in den Tagen Walthers v. d. Vogelweide. Denn die öffentliche Meinung wurde damals von den Sängern gemacht, wie heute von den Zeitungen. Ebenso erzählt J. Lenz[2]) aus dem Schwabenkriege (Östreichs gegen die Schweizer, am Ende des 15. Jahrhunderts) von den „Liedern [der Landsknechte], die sie in Schwaben und Elsaß weit und breit den Eidgenossen zu Leide sangen"; aus denen „hat sich dann endlich viel Jammer, Krieg, Brand und Totschlag erhoben". Der Hohn in den Liedern des Bruder Veit (das war der Spottname, den die Landsknechte selbst mit Stolz führten) war oft geistreich, aber auch roh und giftig.

Reich entfaltet war das Liederleben im 16. Jahrhundert. Nicht bloß bei dem Volke, sondern bei Vornehmen, Grafen, ja Fürsten hatte es eine überaus hohe Bedeutung. Wie allgemein ein Lied bekannt war, auch nach der bloßen Melodie gleich allen erkennbar, dafür haben wir viele Zeugnisse. In der Zimmerschen Chronik[3]) wird erzählt, wie in dem bairisch-pfälzischen Erbfolgekrieg (1503—1507) Landgraf Wilhelm von Hessen im Juli 1504 die Bergstraße heraufzieht und als er durch

1) Bremisches Wörterb. 2, 487.

2) Hildebrand, Hist. Volksl. S. XXIII; Liliencron, Histor. Volksl. 2, 367.

3) 2, 253 (1869). Barack verweist dabei (4, 429) auf Rommel, Philipp der Großmütige 1, 462. Vgl. S. 61, Anm. 3.

seine kuntschafter erfaren, das der churfurst pfalzgr. Philips mit gar wenig kriegsvolk im schlosz zu Haidelberg sich enthalte, hat er etlich veldtgeschutz, das er in der eil hin und wider ufgebracht, welches er die nacht seins gefallens gelegert. Des morgens frue gegen tag ist er mit seinen reutern und knechten uf dem berg, der dann geradt über den Necker gegen dem schlosz und der statt H. gelegen, gehalten: do haben seine trommeter und herpauker mit dem tag ufblasen mueszen (den Morgengruß hinüber). Hernach hat er acht oder zehn falkenetle ins schlosz zu H. in die gemach und die techer geen lassen (der „alte Churfürst" muß in ein gewelb herab weichen, bisz der strudel furuber gewest), darauf die trommeter das lied plasen mueszen: hat dich der schimpf gerowen[1]) [also dem Fürsten wie dem Soldaten ein bekanntes Lied!]; hernach widerumb geschossen, und als er die abentheur lang getriben, ist er seins gefallens widerum abgezogen.

Es war sicher ein allgemein bekanntes Volkslied, das leider auch sonst nur anführungsweise genannt wird. Als 1525 vor dem Würzburger Schlosse, dem Marienberg, die Bauern endlich abzogen, da, heißt es in einer Chronik[2]), war ein groszes frohlocken und schreien im ganzen schlosz Marienberg; der thürner auf dem mittlern thurn blies den bauern das gemein liedlein: hat dich der schimpf gereuen, so zeug du wieder heim. So ward der fordere thürner herab auf die schüt geführt und blies den Wirzburgern den armen Iudas: o Judas, armer Judas, ach was hastu gethan, wegen des Verhaltens der Würzburger. Alle Welt wußte natürlich, wie das Lied weiter ging.

In dem Liede[3]) von Fritz Beck, Zeugmeister der Besatzung, ist der Bericht unklar, nur ungefähr:

> Der thürner blies den Judas,
> ach was hast du gethan!
> es waren selzam laudes[4]),
> es lacht nicht iederman.
> er blies: hats dich gerewet,
> so ziehe wider heim.

1) d. h. Wenn dich der Spaß geärgert hat — in einem Liebesliede (16. Jahrh. Wdh. [3]2, 27. S. auch unten S. 61, Anm. 5.

2) Gropp, Samml. wirzb. Geschichtsschr. 1, 130 (Anz. d. Germ. Mus. 2, 271). [S. dazu Hildebrand Soltau 2, 238.]

3) Bei Wolff, Sammlung historischer Volkslieder und Gedichte der Deutschen (1830) S. 258; Liliencron 3, 480a.

4) S. S. 62 u. S. 63 (Jaudesjagen).

Gradezu vermischend in einem andern Liede[1]):

Man thet sich kurz besinnen,
die thürner műsten stan
hoch an einer zinnen,
die stat zu blasen an:
Hat dich der schimpf gerawen,
zieh heim, dir mag wol grawen,
man wüst dir nit vil trawen,
du hast deinem hern gethon
wie Judas der verzweifelt man.

Als Leipzig i. J. 1547 von Kurfürst Johann Friedrich belagert ward und er, nach mißglücktem Sturm am 26. Januar, unverrichteter Sache abzog, blies man ihm das Lied nach[2]):

Zig hin, zig hin mit deiner beut,
ich halt, dich hat der schimpff gereut
lies man dem feind hoffieren (d. i. ein Ständchen bringen).
was du an uns gewunnen hast,
damit die schu thue schmieren, ja schmieren.[3])

Ein anderes Gedicht[4]) auf diesen Abzug Joh. Friedrichs bringt das Lied völliger:

Man schosz nach in mit freuden nu
und pfief in ein liedlein darzu:
Hat dich nu der schimpf gerawen,
so zeuch du es wider anheim
und klag das denn deiner frawen!

Auch in dem Liede[5]), wo die Belagerer selbst erzählen müssen:

Nun ziehen wir wieder davon,
den spott zum schaden müszn wir han,

---

1) Liliencron 3, 485 b.

2) Hildebrand-Soltau 2, 245; Liliencron 4, 401 b.

3) So Ayrer 2475, 20 f. Der Hohn ist alt, z. B. swaz du daran gewunnen hâst, daz strîche eins mâls an einen stein. Keller, Erz. 641; ähnlich abweisenden Hohn s. Haupt, Neidh. 149. Als Wilhelm von Nassau 1593 ins Groningerland einfiel und Winschoten einnahm, erzählt ein Lied von den abziehenden Spaniern (de soldaten):

doen smeerden sy (die Ausreißer) ook seer net (glänzend)
haer schoenen wel met haesevet,
om dat sy sonden loopen des te bet
Z. f. d. Phil. 1, 468 a.

4) Hildebrand-Soltau 2, 238; Liliencron 4, 410 b.

5) Bei Soltau 1, 386.

das liedlein hören wir singen:
wann dich der schimpf gerauwen hat,
zeuch heim zu deinen kindern.[1])

Als 1542 der Kurfürst von Sachsen Johann Friedrich und Landgraf Philipp von Hessen gegen Herzog Heinrich den Jüngern von Braunschweig-Wolfenbüttel vor Wolfenbüttel rückten, wurden sie gleich empfangen mit dem Liede durch den „Hausmann vom Thurm"[2]):

Ein trómeter was in dem schlosz,
den das schieszen nich ser verdrosz,
er blies „on alles trewen":
du magst wol ziehen wider heim,
hat dich der schimpf gerewen.[3])

Der bittre Kampf wurde damals mit Humor behandelt!

Man antwortete sich auch auf solche Weise. So erzählt eine Quelle[4]) von der Belagerung Würzburgs 1563: „Grumbach verordnete ..., als es nunmehr fast finster, einen Trompeter auf die Brucke, der blies gegen dem Schloß, die darinnen zu schrecken und kleinmütig zu machen, das alt Buhlerliedlein:

Ist mir ein feines brauns Meydlein[5])
Gefallen in meinen Sinn,
Ich hoff ich wolt heunt bei ihr sein —"

---

1) Der Reim singen: kindern war im Mittelhochdeutschen, in der Kunst der Meistersinger unmöglich: so reimte man im 12. Jahrhundert. Man bedenke ja: alles wurde gesungen, auf den Tonvokal i kam es an; der Rhythmus ist frei, getragen von der Melodie. — S. auch Luther (v. J. 1523) bei Uhl., VL. 922: „der schimpf sie nu gerewet hat". Das älteste Zeugnis für das Lied haben wir aus dem 14. Jahrhundert im Sempachliede (1386): den (d. i. den Östreichern, die die grausige Schlacht verloren) wart der schimpf ze sur (408) — nu ker du widerumb heim zu diner schönen frawen (409), d. h. berlinisch „bei Muttern".

2) In einem Liede bei Mittler, Hess. Jahrb. 1854, S. 123 (Liliencron 4, 193a). S. Ranke, Deutsche Gesch. 3. A. 4, 223. Der Turm hieß der Hausmannsturm Lil. 4, 188.

3) S. Frank, Sprichw. 2, 88b bringt unter 'Sero sapiunt Phriges' u. a.: „Hat dich der schimpf gerewen, so zeuch du widerumb heym, singt man". S. auch das Lied von der Belagerung von Sachsenhausen 1552 (Soltau 412).

4) Bei Gropp, Samml. würzburg. Geschichtsschr. 1, 256 (Anz. d. Germ. Mus. 2, 271).

5) Mit Mel.: C. F. Becker, Lieder und Weisen vergangener Jahrhunderte, Leipzig 1853 (2. Aufl.), 1, 12; es ist gleich als Ständchen gedacht, daher hier so passend. Böhme, Altd. Lb. 280. Vgl. Magdeburg mit seinem Wappen, die Jungfrau über den Thorzinnen, die einen Kranz darbietet — eigentlich trotzig dem Gewinner? (d. h. sie hat noch ihren Jungfernkranz). Bei dem 300jähr. Jubel

d. h. ein nächtlicher Überfall wird gedroht, nur um die Nacht zur Angstnacht zu machen. „Aber unser Trompeter, deme ihnen zu antworten vergönnt war (d. h. der dazu die Erlaubnis einholte), bliese hinwieder:

Hat mich gleich das Hündlein gebissen,
So hats mich doch nicht gar zerrissen,
Es hat mich lassen leben."

Wie gut das Lied bekannt war, dafür zeugen politische Lieder aus dem 30jähr. Kriege, wo freilich gelehrter Geschmack einwirkte; darunter aber finden sich doch auch echte Soldatenlieder.

Der arme Judas war auch und lange in ähnlichem Gebrauch. Von den Bauern im Bauernkriege, als Georg Truchseß über sie kam, heißt es in der Heggbacher Chronik[1]): gleich an der gueten mitwochen (Osterwoche) wardent in „der arm Judas".

O du armer Judas, was hastu getan,
Daß du deinen Herren also verraten hast?
Darumb so mustu leiden hellische Pein,
Lucifers Geselle mustu ewig sein. Kyrie eleison.[2])

Nach Hoffmanns Ansicht ist „dies Lied ein Überrest aus einem alten Osterspiele[3]), der sich im Munde des Volkes erhielt. Das Volk wirkte bei dergleichen Spielen mit, es mußte als Chor manches singen. Später wurde dann diese Strophe wieder neuen Liedern als Schluß angefügt." Er hat gewiß Recht[4]), denn viel ist aus dem Theater ins Leben übergegangen; aber wie die einzelne Strophe in die Lieder kam, bleibt zu untersuchen. Nach Liliencron[5]) aber ist es gar kein eigenes Lied, nur eine Strophe aus einem lateinischen Kirchenliede laus tibi Christe, dessen Schlußstrophe lautet[6]):

---

feste (1880, Juni) der Vereinigung M.s mit Preußen reichte ein Bild der Jungfrau dem Bilde des Kaisers (oder des Gr. Kurfürsten?) einen Lorbeerkranz.

1) Baumann, Quellen zur Geschichte des Bauernkriegs in Oberschwaben (1876) S. 290.

2) Bei Hoffmann, KL. 230 aus Joh. Ott, Liederbuch, Nürnberg 1544; bei H. in 9 Zeilen, und zwar mit Recht, wie die Nachbildungen zeigen (Soltau 2, 221); sonst in Lieder eingefügt, s. 231. 233. Aus Hoffmann bei Böhme, Altd. Lb. 645 mit Mel. (auch Liliencron 227); vgl. dessen Betrachtungen (S. 646) vom Singen des Liedes. [Nun s. auch Erk-Böhme Nr. 1963 und zu 1964.]

3) Vgl. armer teufel! — armer 'schächer'! die sicher von der Bühne des MA. stammen. S. folgende Anm.

4) a. a. O. 231. Es müßte sich aber doch im Passionsspiele finden! Nichts davon **Monn. 2, 281 ff. (armer Judas** das.).

5) 5, 25 (mit Mel.).

6) [Erk-Böhme Nr. 1964 Anm.]

o tu miser Juda, quid fecisti,
quod tu nostrum dominum tradidisti?
ideo in inferno cruciaberis,
Lucifero cum socius sociaberis.

Aus Köln meldet Simrock[1]), wie die Kinder in der Karwoche, wenn sie eine Judaspuppe — eine Strohpuppe an einem langen Stocke — verbrennen wollen, dazu ein Judaslied singen, wie es noch heißt, obwohl es von Judas nichts mehr hat.[2]) Weil Judas der Verräter am 1. April geboren, gilt dies in Schwaben[3]) als ein Unglückstag, wie der 1. August, an dem der Teufel vom Himmel herabgeworfen worden, und der 1. September, an welchem Tage Sodom und Gomorrha untergegangen sind. Von der Eifel berichtet Schmitz[4]) von einem Judasjagen: „Am Morgen des h. Ostertages, wenn der Priester in der Frühe den dreimaligen Umgang um die Kirche gehalten hatte und in dieselbe wieder eintrat, pflegten die Buben an einer geeigneten Stelle in der Kirche ein Gepolter zu erregen, das Jaudesjagen genannt", er findet darin das Erdbeben bei Auferstehung des Herrn. Das Osterfeuer heißt in Mergentheim das Judasverbrennen.[5])

Am 26. Mai 1490 ließ Kaiser Max den dem Reiche trotzenden Regensburgern[6]) das Judaslied aufspielen, als er auf der Donau hinab an ihnen vorüberfuhr. In mancherlei Form lebte es weiter[7]), als Weise für geistliche, oft auch für weltliche, politische Lieder.[8]) In K. Stolles Erfurter Chronik (Bl. 314) findet sich ein „Armer Judas" der Katholiken gegen die Lutherischen — „Ein O armer Judas von den newen Christen" —, süddeutsch, bairisch wie es scheint:

O jr viel armen Christen[9]),
Was hand jr getan,
Das jr euch Priapisten
Hant so verfuren lan.

---

1) Rheinland. 2. Aufl. S. 346.

2) Erk, VL., Neue Samml., Bd. 2, Heft 6, S. 44. Sie sammeln mit dem Liede Holz ein (Erk) und brauchen Rasseln dazu.

3) E. Meier, Aus Schwaben S. 395.

4) a. a. O. 1, 27.

5) Birlinger, Volksthümliches aus Schwaben 2, 62 (er citiert Panzer 213.

6) Die Stadt sollte durch Herzog Albrecht von Baiern dem Reiche entzogen werden. S. Liliencron 2, 184.

7) S. bei Hoffmann a. a. O. 231.

8) Soltau 2, 221.

9) Das gesperrt Gesetzte aus dem Vorbild beibehalten.

Darumb muest jr noch leiden
Vil hellische Pein,
Sanct Peters Schiffla meiden
Falt jn das mher hinein —

d. h. fallt der neuen Sindflut anheim, in der die andern gerettet werden —

Kyrie eleison.

Aber auch Luther parodierte das Lied in seiner Schrift gegen Hans Worst (Herzog Heinrich von Braunschweig): „Ach du arger Heinze, Was hast du gethan, daß du viel frommer Menschen durchs Feur hast morden lan ... Kyrioleis.“ Es folgt eine zweite Strophe gegen die Papisten; am Schluß meldet er in Kampfstimmung: „Wenn ich dis Liedlein ein mal vol mache, wil ich dem zu Meinz seine leisen (d. i. Kyrieleison, hier s. v. a. Trutzlied) auch finden.“[1]) Solche Lieder gingen wie ein Lauffeuer durchs Land.

Zur Zeit des Schmalkaldischen Kriegs droht ein Lied von Jorg Lang von Simelbrunnen den Reichstädten, „Ain new gut Kayserisch Lied In dem thon: O du armer Judas, was hastu gethon“[2]): Weh euch, jr armen reichstett u. s. w. Den Böhmen droht ein Lied von 1620: O ihr arme Böheimb, was habt ihr gethon.[3]) Friedrich von der Pfalz wird verhöhnt: „Lamentatio über den König in Böhmen ... im Ton O du armer Judas u. s. w.“[4]):

O du armer Winterkönig,
Was hastu gethon,
Daß du so gar widerspännig
Dem Kaiser nimmst die Kron u. s. w.

Eigen in Str. 11:

Die Pfaffen hastu in Harnisch bracht,
Nicht mehr bringst du sie raus,
Bis sie dir han den Garaus gemacht
Und kommst in nobis Haus (d. i. die Hölle).
Dem armen Judas mußt du singen
Gar bald, mein lieber Friez,
Vielleicht gar über die Klinge springen
Dich wird brennen die Hiez (d. i. die Hölle),

---

1) Luther 7, 430b (Jena 1562); auch bei Liliencron 4, 175.
2) Hildebrand-Soltau 2, 221.
3) Heyse, Bücherschatz der d. Nat.-Lit. des 16. u. 17. Jahrh. Nr. 1338.
4) Opel u. Cohn, Der 30jähr. Krieg S. 61.

d. h. er soll singen: „O ich armer Judas u. s. w."; that das etwa auch der Judas im Spiel? Denn den, nicht nur das Lied, hatte man wohl damals noch vor Augen dabei.[1])

Überraschend und schwer begreiflich für uns ist, daß selbst Fürsten sangen, anders als aus Lust und zum Vergnügen. So erzählt die Zimmerische Chronik (4, 9) vom Herzog Ulrich von Württemberg, als 1519 der schwäbische Bund wegen der Vergewaltigung von Reutlingen u. a. gegen ihn aufstand und er entweichen mußte: Wie er mit wenig pferden (d. i. kleinem Gefolge) dem punt user dem lande entritten, hat er under aller seiner parschaft und klainotern nit mer dann 1500 guldin an goldt in aim sack mit darvon genommen . . . und als er zu Tubingen userm schlosz gewichen, hat er über laut und frölichen gesungen: Ker wider glück mit freuden![2]) darbei gesagt, er wisz, gott werd in nit verlaszen, sonder werd im widerumb zum landt verhelfen.[3]) Welch großer Sinn! In so wichtigen Augenblicken ermutigt der Herzog sich und sein Gefolge durch ein Lied. Er singt aus tiefem inneren Bedürfnis, nicht aus Eitelkeit oder sonstwie; das eben ist kindlich. Es wird im Lande weiter erzählt und ermutigt auch seine Anhänger. Wer jetzt vor andern singen will, muß viel Kunst zeigen. Das war früher anders; da kam es darauf an, was man sang, und man sang es einfach und natürlich, kunstlos um seinem Gemüte Luft zu machen. Es erinnert an das Singen von Fürsten im 13. Jahrhunderte und an das Dichten der Fürsten im 16. Jahrhunderte, die emporgetrieben von der gewaltigen hochwallenden Bewegung der Reformationszeit Kirchenlieder und religiöse Gesänge dichteten.

Als Johann Friedrich der Großmütige im Mai 1552 aus seiner Gefangenschaft in Innsbruck entlassen wurde, brach er (früh um 2 Uhr) auf mit seinem Hofstaat, darunter Lukas Cranach, der, damals schon ein

---

1) Anfangs ist der arme Judas sehr eintönig, aber bald packt die Melodie. Die ganze Art ist geistlich: die Melodie arbeitet nur mit vier Tönen und weist am Schlusse gleichsam in das Düstere der Hölle hinaus. Der Schluß Kyrie eleison stellt es unter die Gattung des Lamentabile. (Im 16. Jahrhundert noch zwei- und dreistimmiger Gesang, erst im 16. kommt der vierstimmige auf. Tenor noch damals führend, nicht Diskant.)

2) Es war das kein eigentliches Volkslied, mehr ein halbgelehrtes Gesellschaftslied, aber im Volksliedton gehalten. Die Vorstellung, die darin waltet, ist ganz volkstümlich. — „Glück" d. i. Fortuna, die er ansingt und anruft.

3) Die Mel. s. Liliencron 5, 68 (künstlich, mit Melismen):

Ker wider, glück, mit freuden
Und jag unfal von mir (Mones, Anz. 8, 363)

ein Liebeslied, aus Bergreyen; vollständig bei Schade Bergr. S. 132 (Weimar 1854). [Erk Böhme Nr. 1662.]

70jähriger, die Gefangenschaft mit dem Fürsten teilte; sie ziehen fort „mit fröhlichem Herzen, sonder einige kaiserliche Begleitung; er hatte seine goldnen Ketten und Ringe wieder angelegt, sangen auf dem Wagen und lobten Gott und folgten der kais. Maj. desselben Tages ganzer 7 Meilen Wegs bis gen Sterzing".[1])

Ebenso sangen städtische Herren. Von Rottweil, damals eine mächtige Reichsstadt, erzählt die Zimmerische Chronik (3, 351): Sie haben ain weber bei inen, haiszt ...., der hat ain lied von iren groszen thaten gemacht (also ein Ehrenlied, wie es die Zünfte u. dgl. besaßen[2]), oder ein städtisches „Nationallied") und wie wol sie bei dem reich sich gehalten. Das wirt (Hs. wurt) vilmals uf der herrenstuben gesungen, gleichwol nit one klain fastidio der gest und frembden zu hören, da sich auch zu zeiten begipt, das die zuhören müssen, dessen vorelter (so!, d. h. deren Voreltern) sie vor jaren ir schlosz ingenommen und zerbrochen haben — also von hohem Adel, der in die Herrenstube zu Gaste kam. Im Jahre 1423 veranlaßte Rottweil die Zerstörung von Hohenzollern, zerstörte früher schon die Feste Bern, 1449 Hohenberg an der steilen Wand des Heubergs.[3]) Hatten doch die Rottweiler dafür von einem Spottliede[4]) zu leiden, dem sogen. Hasenliede. Ihr freies Jagdrecht, die frei gepürs, dem sich die Herrschaft Schramberg widersetzte, wollten sie einst gegen diese mit Gewalt ausüben und zogen 500 Mann stark aus (die Schramberger hatten schon gedroht, wie sie mit den schmerschneidern und sichelschmiden, wenn sie sie in ihrem Forst beträfen, umgehen wollten). Die Chronik erzählt, wie einer, Heinr. Scherrer, von seiner jungen Frau und Kind schmerzlichen Abschied nimmt. Sie haben aber dabei nur zwei Hasen gefangen, wie es die feudaltendenziöse Zimmerische Chronik mit viel Behagen erzählt: als sie aber wol in forst hinein mit irer zugordnung kommen, do hat ainer under inen, genant der lang Jörg, mit seinem laut klapperenden harnasch zwen hasen uftriben. das hat ain groszen desordre underm haufen geben. Darauf erschrecken sie im Nebel vor einer Vieh- und Roßherde (von ihren eigenen Dörfern!), die sie auf einer Höhe vor sich sehen und im Nebel für den starken

1 M. B. Lindau, L. Cranach, ein Lebensbild aus dem Zeitalter der Reformation. Leipzig 1883. S. 397.

2 Vgl. O. Schade, Die deutschen Handwerkslieder.

3 Uhland, Germ. 1, 332.

4 Vgl. S. 58 von solchen politischen Spottliedern, die wie unsere Zeitungen wirkten. — In den Kämpfen zwischen Braunschweig und Herzog Heinrich Julius (1603) ließen die Stadtbürger auf der Leipziger Messe von einem geworbenen Sänger ein Spottlied singen, wogegen der Herzog vom Leipziger Rat ein Verbot erwirkte.

Feind halten, und kehren um, mit den zwei Hasen zufrieden; wer lust zum fechten (habe), der mög mehr leut holen, damit man den keilen stark genug sein könde, meinten die Hauptleute. Von solchem sorglichen jagen und waidwerk derer von Rotweil, auch der groszen überstanden not, da haben die speivögel ein lied gemacht, das thuet den Rotweilern zorn . . . dasz offenlich verbotten worden solch lied zu singen. Der Bericht schließt mit Erzählung von Fällen, wie man Auswärtige, die es sangen, festnahm und strafte (Zimm. Chron. 3, 378–380).

Auch adelige Frauen sangen und — machten die Lieder sich selber: bei unserer vätter zeiten haben wir im schwebischen krais auch ain furnemen gehabt vom geschlecht dessen namen mit fleis verschwiegen wirt (also ein Graf von Zimmern!), der nam in seinem alter ain junge gaile (d. h. lebenslustige) grefin. aber das ochsen- und kalbflaisch mocht bei ainandern nit gesieden, und wiewol ire kinder bei ainandern, dessen sich vil verwunderten, so sahe doch die guet fraw (d. h. gelangweilt) etwan zum fenster hinausz, dann sie iren herren ungern het genommen, macht newe lieder von andern, die sang sie, damit vertrib sie ir lange zeit, insonderheit da sie die flöch bissen. (Zimm. Chron. 3, 130.)[1])

In einem niederdeutschen Liede von 1531, das Christians II. Kriegszug von Holland aus zur Wiedereroberung Dänemarks behandelt, nennt sich zuletzt der Dichter:

> De uns dit nie ledtlin (Liedlein) sank,
> Meinrt vam Hamme is he genant[2]),
> de heft ('t) gar wol gesungen;
> he drinkt vel lever den rinschen kolden win
> alst water ut dem brunnen,

dies im Stil der knaben, die die Träger des Gesanges waren und des freien lustigen Lebens, in Frieden und Krieg etwa unser „junge, frische Kerle". Der Meinhard von Hamm aber ist nachgewiesen[3]) als Landsknecht hauptmann, der Hauptmann also zugleich Dichter und Sänger für seine Leute, ihr Führer in der Schlacht und im Gesange. Es ist ein alter Gedanke, daß der Fürst in allem der Beste sein sollte, „zugleich

1) [Vgl. Fischart, Flöh Hatz 1594: „Und wann sie einen Floh ergriff, Der Beutzenauer sie ihm pfiff"; s. E. B. 2, 50.]

2) sank: genant ein Reim, wie im 12. Jahrhundert; Gleichklang und Zwieklang zusammen, damals mit Bewußtsein angewendet. S. oben S. 61, Anm. 2 [und Hildebrand, Beiträge S. 172 ff.].

3) S. Hildebrands hist. VL. S. XVI (Liliencron 4, 46, der von H.s Ermittelung keine Notiz nahm); auch im Antwerpener Liederb. v. 1544 (Hor. belg. 11, 278. 284).

ein Sänger und ein Held"[1]), wie einst Taillefer, der bei Hastings das Rolandslied sang, und unser Theodor Körner. Was Musik in der Gefahr für Kraft giebt, alle Kräfte sammelt und hebt, zeigt die Kriegsgeschichte. Man denke an die Sachsen bei Kesselsdorf (1745), an die Marseillaise in den Revolutionskriegen und das gewaltige Schlachtlied des amerikanischen Secessionskriegs mit dem Refrain Glory hallelujah. Man sang die Lieder, wenn es in die Schlacht ging, um Mut zu machen und den Sieg so vorwegzunehmen. Am meisten aber wirkte da selbstgemachte Musik, der Gesang.

---

1) Vgl. Ther Kuning reit kuono,
sang liod frâno
joh alla saman sungun
kyrie leison!

Das war das Kommando zum Angriff in der Schlacht, in der König Ludwig III. bei Saucourt 881 den Sieg gewann; wie jetzt Hurra auf den Feind zu gehn kommandiert wird. Dies Hurra ist ein letzter dünner Bodensatz des alten Schlachtgesangs.

Vierter Abschnitt.

Kurzer Überblick über die Litteratur und die Überlieferung des älteren Volksliedes.

1.

Auf einige Vollständigkeit ist bei diesem kurzen Berichte durchaus verzichtet, nur was den Hörern dienen kann, einem etwaigen Interesse daran weiter nachzugehen, soll erwähnt werden. Von Litterarhistorikern ist Goedeke am thätigsten für die Litteratur des Volksliedes in seinem „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen".[1] Als leicht zu erwerben ist zu empfehlen: Vilmar, Handbüchlein für Freunde des deutschen Volksliedes[2]), — aus Vorlesungen hervorgegangen, wie seine Litteraturgeschichte; es giebt eine Auslese von Liedern in 3 Gruppen: Historische Volkslieder, Liebeslieder, Lieder der Geselligkeit, mit verbindendem Texte, der den Wert und das Verständnis der Lieder zu gewinnen strebt.[3])

Kleinere Sammlungen zerstreut schon bei Herder 1778 ff., Eschenburg im deutschen Museum von Boie, Nicolai feyner kleyner Almanach 1777 ff. Docen in den Miscell. zur Gesch. der teutschen Lit. (1807) 1, 247 ff. 2, 239 ff.

Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder gesammelt von Achim v. Arnim und Clemens Brentano (Heidelberg) 1806. 1808.

---

1) Hannover 1859. 2 Bde. 2. Aufl. (seit 1884) fortges. v. E. Götze; insbesondere Bd. 2, S. 23 ff. (Liederbücher, Tonsetzer, Liedersammlungen u. s. w.).

2) Zu Marburg in Hessen 1867. VII u. 240 S. 2. Aufl. 1879.

3) [Dem ist nun u. a. zur Seite getreten: Deutsches Leben im Volkslied um 1530. Herausgegeben von Rochus Freih. v. Liliencron. 1884. Von vielen für den weiteren Kreis der Gebildeten berechneten Handbüchlein sei genannt das von J. W. Bruinier, Das deutsche Volkslied. Über Werden und Wesen des deutschen Volksgesangs. Leipzig 1899. Der Verf. erfüllt auch die Forderung, die wohl H. im Lit. Centralbl. 1866, Nr. 30, Sp. 800, in einer kurzen Anzeige von A. W. Grubes Deutschen Volksliedern erhob, nach „ethischer Wärme, die ja hier mit zu den Werkzeugen wissenschaftlicher Arbeit gehört".]

1819. Neue Ausgabe. 1845—1854.[1]) Der 4. Bd. von L. Erk. (Vgl. zur Geschichte des Wunderhorns Hoffmann v. F. im Weim. Jahrb. 2, 261 ff.)

Zum Glück kam früh ein vor allen Berufener über das Volkslied, ein Dichter und Patriot und Wissenschaftsmann, dessen reiferes Jünglingsalter in die Zeit der Erneuerung der Nation unter dem Drucke der Fremdherrschaft fiel — schon 1807 ließ er eine Bearbeitung von Bruchstücken aus dem Heldenbuch drucken — und der die Ausführung des Programms, Entwurfs unserer Erneuerung und Verjüngung auf sich nahm, soweit es ein Dichter und Forscher thun kann — Ludwig Uhland.

Erst nach seinem Tode ist ganz klar geworden, in welch hohem Grade er zugleich Forscher war in unserer Wissenschaft, die das Leben und das Herz des Vaterlandes, der germanischen Nation im weitesten weltgeschichtlichen Sinn zum Zielpunkte hat — klar geworden aus den nachgelassenen Schriften: Zur Geschichte der Dichtung und Sage, Stuttgart 1865 ff.

Er selbst bezeichnet schon i. J. 1812, in einem Briefe an Ferd. Weckherlin, sein wissenschaftliches Streben so[2]): „Wenn ich irgend Muße und Gelegenheit hätte, so wäre meine liebste Beschäftigung das Verfolgen der germanischen Poesie einerseits in den Norden hinauf und bis in den Orient, andererseits durch die verschiedenen, von germanischen Nationen eroberten und besetzten Länder; im Mittelalter ist der Zusammenhang unverkennbar." Er suchte wie gesagt das Herz des germanischen Wesens geschichtlich, wie in der Heldensage, so in der Dichtung, besonders in der Volksdichtung. Er hat dafür fast sein Lebenlang gesammelt und geforscht. Es galt, die ersten Quellen, soweit und wie sie noch zu haben sind, aufzufinden und aufzudecken. Daher Reisen („Liederfahrten" Pfeiffer, Uhlands Schriften 3, VI) den Rhein entlang 1835, die Donau hinab bis Wien 1838, nach Straßburg, Zwickau, Berlin; es galten „fast alle seine jährlichen Ausflüge und Reisen der Erreichung dieses mit seltener Beharrlichkeit verfolgten Ziels, und man darf sagen, daß es von den Alpen bis zur Nordsee kaum einen, hierfür irgendwelche Ausbeute versprechenden Ort giebt, den Uhland nicht auf längere oder kürzere Zeit besucht hätte" (Pfeiffer a. a. O.).

Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder mit Abhandlung und Anmerkungen herausg. von L. U. 1. Bd. (in 2 Teilen) Liedersammlung in 5 Büchern, erste Abt. 1844. 2. Abt. 1845. 1055 S. 2. Ausg.

---

1) [Vgl. Beilage Nr. II, 2.]

2) Ludwig Uhland, eine Gabe für Freunde zum 26. April 1865, als Handschrift gedruckt. Im Buchhandel: L. Uhlands Leben, aus dessen Nachlaß und aus eigenen Erinnerungen zusammengestellt von seiner Wittwe. Stuttgart 1874. S. 83.

(unverändert) 1881. Goedeke (Grundr.[1] 129) nennt diese „Sammlung der ächtesten Volkslieder nach den ältesten Texten in musterhaft kritischer Behandlung ein ehrenvolles Denkmal deutschen Fleißes und richtigen Taktes, das beste Quellenwerk über das d. VL. bis zum 30jährigen Kriege; enthält 365 Lieder, viele in mehrfachen Fassungen." Die Kritik läßt freilich doch hie und da zu vermissen übrig; eine streng philologische Nacharbeit wird sich einmal nötig machen. Das Übelste war, daß er zur Ausarbeitung der Anmerkungen nicht kam, die u. a. auch die eigentlich philologischen Zuthaten bringen sollten, und der Abhandlung, welche über das Wesen und Leben des Volksliedes endlich eine wissenschaftliche, von einem philologischen Dichter kommende Beleuchtung all der Schwierigkeiten gebracht hätte und erwarten ließ. Schon i. J. 1812 hat er Lenau daraus vorgelesen, wie dieser nachher Kerner erzählte („Ludwig Uhland" S. 299) und über die Bedeutung der Arbeit sich tiefbedeutsam aussprach: „So ein Buch ist für unsere Zeit ein Segen. Das klopft einmal wieder an der rechten Thüre, am Herzen. In einer Zeit, wo alles Abstraktion, ist dies Beschäftigen mit dem alten Volkslied viel wert. Es ist wieder Naturboden .... man sieht dem Mittelalter bis ins Herz hinein."

Die Anmerkungen, eine kostbare Fundgrube, sind 1869 erschienen im 4. Bd. der Schriften, bearbeitet von Pfeiffer, vollendet von Holland. Uhland hat dazu bis in seine letzten Jahre nachgesammelt; sie geben die Quellen, die Varianten, Erklärung schwieriger Stellen und oft „Vergleichung aus der Litteratur des VL. der verschiedensten Sprachen in überraschender Fülle" (Holland S. IV) — aber leider nicht für alle Lieder.

Die Abhandlung über die deutschen Volkslieder 1866 bildet den 3. Bd., über den sich der Herausgeber F. Pfeiffer (S. XI) so äußert: „Hier haben der Gelehrte und der Dichter sich verbunden, um ein Werk zu schaffen, das in unserer Litteratur, und ich glaube nicht in unserer allein, seines Gleichen nicht hat; denn noch niemals ist die Volkspoesie mit solcher Gründlichkeit und Tiefe, mit so viel Innigkeit und Wärme erfaßt und in so vollendeter Form dargestellt worden." Es ist vom Entwurf nur etwa die Hälfte ausgearbeitet (S. VIII), aber das Wichtigste, in vier Kapiteln: Sommer und Winter, Fabellieder, Wett- und Wunschlieder, Liebeslieder. In der Einleitung handelt Uhland vom Werte der Überlieferung (S. 6), sodann von den Zielen und Wegen der nötigen Forschung (S. 7) und vom Begriffe des Volksliedes (S. 11).

Nach Uhland hat einen großartigen Versuch gemacht, die Lieder musikalisch wieder vorzuführen Ludwig Erk: Deutscher Liederhort. Auswahl der vorzüglicheren deutschen Volkslieder aus der Vorzeit und Gegenwart mit ihren eigentümlichen Melodieen. Berlin 1856, in größtem 4°

Diese Sammlung, auf dem Titel nicht, aber S. VI als der 1. Bd. bezeichnet (die Ankündigung verhieß drei), ist das Ergebnis mühevoller Sammlungen und Vorarbeiten, mit dem Ziele, „das VL. der Tradition herzustellen, durch besondere Ergründung des Melodischen herzustellen" (S. VII). Die älteren Lieder sollten dem folgenden Bande bleiben, aber schon hier viele alte als Erklärer der neueren.

Gleichfalls eine wesentliche Ergänzung des Uhlandschen Werkes durch einen trefflichen Kenner der Musikgeschichte ist: Altdeutsches Liederbuch. Volkslieder der Deutschen nach Wort und Weise aus dem 12. bis zum 17. Jahrhundert gesammelt und erläutert von Franz M. Böhme. Leipzig 1877. LXXII u. 382 S. [Vergl. hierzu die in den Beilagen Nr. II, 1 wieder abgedruckte Anzeige Hildebrands im Archiv für Lit.-Gesch. herausg. von Schnorr v. Carolsfeld. Bd. VIII, S. 147ff.[1])]

2.

Woher haben wir die alten Lieder? wie bezeugt sind sie an uns gekommen?

Aus dem Munde der Singenden natürlich nicht — und doch hat Uhland auch solche: „Eine größere Zahl von Liedern, wie sie im Münsterlande gesungen werden, hat Fräul. Anna v. Droste-Hülfshof aus eigener Erinnerung für mich aufzeichnen lassen, wovon drei Stücke älteren Stils meinem Buche zur Zierde gereichen" (S. 980), z. B. Et wassen twe künigeskinner (Nr. 91), das seitdem in viele Sammlungen übergegangen ist.

Für Erkenntnis des alten Volksgesangs ist der neuere eine Hauptquelle, nur freilich eine getrübte, aber vielfach selbst die einzige, ja oft noch die beste, weil die alten Sammler und Drucker durchaus nicht unser litterarisches und ästhetisches Interesse an den Liedern hatten. Wenn ein heutiger Sammler im 15., 16. Jahrhundert hätte sammeln können, er würde vielfach ganz andere Lieder zur Aufzeichnung gebracht haben, als die durch die zufällige Gunst der Umstände wirklich dazu kamen.

Eine zweite Quelle ist gleichzeitige handschriftliche Aufzeichnung, selten auf einzelnen Blättern, z. B. Chroniken eingefügt, auf Vorsatz- oder Schlußblättern anderer Werke — häufiger in Sammelhandschriften,

---

1) [Genaueres über die Litteratur bei Franz M. Böhme, Deutscher Liederhort. Auswahl der vorzüglicheren Volkslieder, nach Wort und Weise aus der Vorzeit und Gegenwart gesammelt und erläutert von Ludwig Erk u. s. w., neu bearbeitet und fortgesetzt von F. M. B. 1. Bd. 1893. LX u. 656 S. 2. Bd. 800 S. 3. Bd. 1894. 919 S. (In 15 Büchern 2175 Nrn.) und John Meier im 2. Bd. von Pauls Grundriß der germanischen Philologie.]

d. h. Bänden, in denen sich ein Bücherfreund, eine Familie oder dgl. eine kleine Bibliothek gleichsam in einem Bande anlegte. Aber das eigentlich Volksmäßige tritt auch darin nur beiläufig, zufällig auf, vorherrschend sind Poesiestücke des augenblicklichen Modegeschmacks oder politischen Zeitinteresses. Ein Beispiel ist die sog. Val. Hollsche Hs., die Uhland benutzte (VL. 973), von einem Val. Holl wahrscheinlich zu Augsburg 1524—26 zusammengetragen, in Fol., „enthaltend weltliche und geistliche, volksmäßige und meistersängerische Lieder, Sprüche, Schwänke, größere Volksbücher (Amis, Apollonius, Pfarrer von Kalenberg, Schiff von Narragonia), nebst Predigten, Gebeten u. s. w.", jetzt in Nürnberg in der Merkelschen Familienbibliothek.[1])

Die Hauptquellen sind Drucke, am reichsten aus dem 16. Jahrhundert, nur wenige schon aus dem 15. Jahrhundert.[2]) Zuerst die sogenannten fliegenden Blätter oder Flugblätter: der Name ist neu, wie Volkslied, hat aber jetzt die Geltung eines wissenschaftlichen terminus technicus gewonnen. Er ist dem Französischen entnommen, feuille volante[3]), wie man sie z. B. in den Straßen verkauft, besonders politische „Flugblätter" (vgl. „Flugschriften"). So, als Flugschrift, im Gegensatz zu periodischen Schriften, fliegende Blätter z. B. 1796 in Fr. H. Bronners Leben 2, 335, schon bei Rabener (Sat. 4, Vorr. 3[b], 1755), wo er sich gelobt, satirische Schriften künftig „weder in monatlichen noch in fliegenden Blättern" weiter bekannt zu machen; auch Lessing (12, 503) von seinen Streitschriften gegen Goeze, Lavater Aussichten 7, VII., Literaturbriefe 21, 181. Man sagte auch flüchtiges Blatt, z. B. Lessing 9, 107, ebenda folium fugitivum aus Fabricius bibl. Graeca, wie franz. feuille oder pièce fugitive; vgl. póesies fugitives als galante Modesache in Nicolais Seb. Nothanker 1, 162. Im heutigen Sinne scheint flieg. Blatt von den Romantikern eingeführt, z. B. Chamisso braucht es 1809 (5, 241).

Der alte gewöhnlichste Titel derselben war im 16. Jahrhundert wie heute: Schöne oder hübsche neue Lieder[4]); es waren darin besonders

---

1) Andere hdschr. Liederbücher aus dem 16. Jahrhundert bei Uhland, VL. 974, in Weimar v. J. 1537 (Weim. Jahrb. 1, 101 ff., niederl., nur einiges hochd.), Locheimer Liederb., Dresdner Cod. M. 53 (Liliencron 5, 3. V), s. bei Böhme, Altd. Lb. 771 [nun auch Erk-Böhme 1, S. XVII ff.; Goedeke Götze a. a. O. S. 25 ff.]

2) Eine gründliche Bibliographie dieser Litteratur ist noch zu liefern, aber mit außerordentlichen Schwierigkeiten verknüpft; einen Anfang machte Emil Weller [S. Erk-Böhme 1, S. XXV ff.]

3) feuille ist aber auch Bogen, daher auch fliegender Bogen, z. B. Lessing 3, 443.

4) S. z. B. Goedeke, Grundr.[1] 239. 238. 240 (mehr meistersängerisch als volksmäßig), 2. Aufl. 2, 258 ff.

gewisse Druckereien thätig[1]), in Leipzig z. B. noch im Anfang des 17. Jahrhunderts ein Nicol Nerlich, sonst besonders in Straßburg, Basel, Augsburg, Nürnberg (Uhl. 979, er nennt sie Flugblätter), teils als offene Foliobogen, teils in Quart[2]), meist schon in Oktav (Uhl. das.), d. h. als Taschenformat, wie auch Volksbücher.

Davon sind auch schon damals Sammlungen von Liebhabern gemacht worden, und diese haben uns das Meiste davon bewahrt.[3])

Aber auch gedruckte Liedersammlungen kennt das 16. Jahrhundert schon, von denen wir nur teilweise Kenntnis haben.[4]) Die älteste bekannte (d. h. ohne Noten) sind Bergkreyen, ein damals bei Buchhändlern und Käufern gangbarer Titel; die ältest bekannte Zwickau 1531 u. 1533, lange eigentlich nur aus Anführungen, besonders aus Uhlands Anführung nach dem Katalog der Zwickauer Gymnasial-, vormaligen Stadtbibliothek bekannt (Uhl. 977), nun aber wieder dort vorhanden. Auch in Nürnberg bei Kunig. Hergotin um 1534 erschienen[5]) „Bergkreyen, etlich schöne Gesenge, newlich zusammen gebracht, gemehret und gebessert", 1854 neu herausg. von O. Schade (Weimar, Böhlau 12⁰), nach dem vielleicht einzigen Exemplar der Weimarer Bibliothek.[6])

Von einer Frankfurter Sammlung, dem sog. Frankfurter Liedsbuch[7]) in klein 8⁰ kennen wir außer einer Ausgabe von 1599 auch eine von 1582[8]), keine frühere, aber schon diese bezeichnet sich als stark vermehrt — die Bücher sind eben allermeist aufgebraucht worden.

Ältere Sammlungen der Art nennen sich Reuterliedlein[9]),

---

1) Selten mit gedruckter Melodie, zuweilen ist sie handschriftlich hinzugefügt (Liliencron 5, 2).

2) damit man sie auch ankleben konnte.

3) Uhland (VL. 979) nennt welche, besonders und genauer Goedeke, Grundr.[1] 131. 2. Aufl. 2, 26 ff. [und Erk-Böhme 1, XVII ff.].

4) Bei Snellaert, Einleitung zu Willems Oude vlaemsche liederen (Gent 1848) sind 415 nl. gedruckte Liederbücher verzeichnet (Weim. Jahrb. 1, 101 f.).

5) Was aber nicht angegeben, sondern von Schade geraten ist (s. S. VII seiner Ausgabe).

6) Von 1—38 alphabetische Ordnung, von da bis Nr. 58 nicht, sodaß jenes die Grundlage ist, d. h. eine frühere Auflage, was Schade aber nicht darin erkannt hat (S. VII); er meinte auch, auf das „gemehret" auf dem Titel sei nicht viel zu geben S. V).

7) „Liedsbüchlein, darin begriffen sind 262 allerhand schöner weltlicher Lieder, allen jungen Gesellen und züchtigen Jungfrawen zum newen Jar in Druck anfertiget, Aufs neuw gemehrt mit viel schönen Liedern, die in den andern zuvor aufgegangenen Drucken nicht gefunden werden, Gedr. zu Fr. a. M. 1584, bei Bassäus." Eins nennt sich Das große Liedsbuch, Nürnb. 1593; s. Goedeke[1] 127, und noch eins Frankf. 1599 (128).

8) Ambraser Liederbuch, herausg. v. J. Bergmann.

9) z. B. Frankfurt 1535; nicht erhalten nach Goedeke[1] 123; s. aber 2. Aufl. S. 31 f. [Über „Gassenhauer" s. Grimms D. Wb. u. d. Worte.]

Gassenhauerlein[1]), Gassenhawer und Reuterliedlein[2]), Grasliedlein.[3])

Am zahlreichsten erhalten und für uns am ergiebigsten, freilich zum Teil nur mit den Anfängen, sind Sammlungen mit Noten, die älteste Augsburg 1512, wonach schon zu erkennen, daß sie aus dem Volkskreise heraustreten; sie treten schon in die sogen. Gesellschaftslieder über, sie sind auf modischen Kunstgesang berechnet, denn sie sind fast durchaus mehrstimmig, für jede Stimme mit besonderem Bande[4]), bearbeitet zum Teil von namhaften oder berühmten Musikern, wie Orlando di Lasso (München 1569 ff., fünfstimmig).[5]) Die Titel verraten zum Teil den Geist, wie z. B. Musikalischer Zeitvertreiber (Nürnberg 1609)[6]), Musikalischer Studentenmuht (Nürnberg 1622), Venusglöcklein (Jena 1610), Venusblümlein (Nürnberg 1611), Venuskränzlein (Jena 1610)[7]), offenbar für studentische Kreise, selbst ein Quodlibet „Newer Grillenschwarm".[8])

Am gehaltvollsten an Volksmäßigem sind die älteren, besonders Forsters frische Liedlein[9]) Nürnberg 1552 ff., zuerst daselbst als „Ein außzug guter alter und newer Teutscher liedlein, einer rechten Teutschen art, auff allerley Instrumenten zu brauchen" — ist das schon Opposition gegen fremde Musik?[10])

Die volksmäßigen Lieder darin aber werden leider sehr oft nur mit der 1. Strophe angeführt, weil sie bekannt waren (Uhl. 979); überhaupt wissen wir von einer Menge von Liedern nur die erste oder ersten 2 Zeilen, als Tonangaben erhalten.[11])

---

1) Goedeke[1] 124. 2. Aufl. 31 f.

2) Uhland 1011. 979.

3) Uhland 979; von der Bedeutung des Namens Goedeke 123, ungefähr s. v. a. franz. pastourelles.

4) Gewöhnlich in Querquart

5) Aufzählungen bei Goedeke[1] 123 ff. 2. Aufl. S. 26 ff. 45 ff., auch bei Hoffmann, Gesellschaftslieder („Die deutschen Gesellschaftslieder des 16. und 17. Jahrhunderts". Leipzig 1844, 2. Aufl. 1860) X ff.

6) Musicalisch Kurzweil Nürnberg 1611.

7) In Jena schon 1586 ein collegium musicum aus Studenten, der Vater der heutigen Rosenkonzerte, 1770 erneuert.

8) S. Goedeke[1] 129; 2. Aufl. 44.

9) Er bemühte sich um die echten Texte, oft vergebens (dann machte er sich neue), warf auch welche als ungereimt weg; s. Hoffmann, Gesellsch VIII Anm

10) Vgl. von französischen Melodieen im 16. Jahrhundert Goedeke 129, von italienischen 123 (freilich später); s. nach 1600 Hoffmann a. a. O VIII fg Vollständige Sammlungen sind höchst selten, s. Uhl. 978.

11) Eine Sammlung solcher Tonangaben im Anz d Germ Museum zu Liliencrons hist. VL. im 5. Bde., d. h. „Nachtrag". Nun Böhme altd. Lb. 810 ff., weltliche Melodieen geistlich benutzt.

Proben des älteren Volksliedes.

Fünfter Abschnitt.

Kranzsingen.

Von altgriechischer Sitte, öffentlich vor allem Volke um Preise zu singen, weiß jeder, und wie die Anerkennung der singenden Kunst einfach in einem Reis oder Kranz ausgedrückt wurde. Daß es aber auch in unserer Vorzeit bestand als selbstentwickelte Blüte des germanischen Lebens und Geistes, ist der öffentlichen Meinung meist unbekannt, höchstens vom Wartburgkriege her ist etwas davon ins Land gedrungen.[1]) Aber die schöne Sitte war eben damals, als das antike Leben in gelehrter Totenerweckung unser eignes Leben überschwemmte, auch bei uns noch in voller Übung, sicher aus uralter Zeit her, als selbständige Blüte deutschen Volkstums. Es finden sich davon ältere Spuren, die gegen den Verdacht der Nachahmung sicher sind.

Ein Blick auf die Sitte des Kranzsingens kann uns mitten in die alte volksmäßige Geltung des Singens, ins volle Volksleben einführen und „dem Mittelalter ins Herz sehen lassen"[2]), uns hinführen zu heitern Dingen, auch in dem ernsten 16. Jahrhundert.[3])

In seinem 1534 in Tübingen erschienenen Weltbuch berichtet Sebastian Frank[4]), daß drei Tage vor Himmelfahrt die Kreuzgänge, d. h. Flurbegänge, stattfanden.[5]) Den in Franken dabei üblichen Brauch beschreibt er folgendermaßen: die drei tag vor dem auffarttag, so man mit dem creütz geet, kummen etwan vil creütz[6]) in ein kirch zů-

1) [Vgl. D. Wb. 5, 2045, überhaupt unter „Kranz", „Krone", „krönen".]

2) Lenau (1842) in Uhlands Leben u. s. w. von seiner Wittwe. S. 299.

3) S. Uhl., VL. Nr. 2 ff.; Schr. 4, 6 ff.

4) Wackernagel, Leseb. 3[1], 340.

5) Diese Flurbegänge hatten den Zweck, die Flurgrenzen im Bewußtsein der Gemeinden zu bewahren, zugleich aber erhielten damit auch die Felder eine neue Weihe; daher wurde das Kreuz und das Allerheiligste benutzt. Der Zug selbst war festlich geschmückt, ein Schmaus krönte das Ganze. Man denke an die römischen ambarvalia.

6) [Vgl. D. Wb. 5, 2180, c β: „Es ist wie Fahne, Fähnlein für die Rotte, die 'unter' ihr zieht; Rotte, wie im Kriegsgebrauch, nennt Frank den einzelnen Kreuzhaufen nachher."]

sammen (d. h. einander ins Gehege). Da singen si nit miteinander, sunder ein iedes creütz sein lied so es best mag (Wettsingen), und sein die mitgeenden jungen gesellen und meid all sauber und feirteglich gekleidet, mit krentzen auf dem haupt, ausgeschlagen meien in der hand (leider wird nicht gesagt, was sie sangen). Da merken die priester[1]) allzugleich auf, welche rott am besten singet, dise gewinnen etlich kanten mit wein, die in aus diser urteil zugesprochen werden (also in der Kirche, an einem heiligen Tage!). Das ist vielleicht der Rest eines altheidnischen Frühlingsfestes, das man so in die Kirche zog, wie das Tanzen zu Weihnacht.[2]) Bedeutsam ist: die Priester bilden das Kunstgericht, gesungen wird sicher Geistliches oder heidnisch Christliches wie zu Ostern (Haupt 1, 547)[3]), aber der Preis gegeben nach dem besten Gesange, d. h. nicht wie jetzt nach der Form, sondern mehr nach dem Inhalte.

Wichtig ist zunächst, daß man diesen Kampf in der Sprache auf eine Stufe mit dem Waffenkampfe stellte. Schon im 13. Jahrhundert bezeichnet einmal Hadlaub (MS. 2, 192ª) den Frühling: dô diu amsel kampfte mit der nahtegal; es ist also das Treiben der Menschen in die Tierwelt übertragen.[4]) Wettsingen erscheint als höfische Unterhaltung, z. B. im französischen Erec[5]): li uns encontre l'autre chante, unter allerlei Kurzweil. Der Wettstreit auf dem Wartburgkrieg (14. Jahrhundert), dessen Quellen immer noch nicht ganz klar sind, wurde schon genannt. In der Zeit des Meistergesangs waren bekanntlich die Wettgesänge in den Kirchen und Gasthäusern ganz üblich.[6]) Da sind die Kunstausdrücke sehr häufig aus dem wirklichen Wettkampf herübergenommen, der Wettgesang ganz mit dem Turnier verglichen. Merkwürdig beginnt

---

1) So wird in Padua 1216 das Werk eines Grammatikers Henrighettus Septimellensis gekrönt in der Domkirche vom Bischof Jordan: ganz deutlich altheidnische Sitte, die fest saß, von der Geistlichkeit in die Hand genommen und in die Kirche gezogen. S. Grion in der Z. f. d. Phil. 2, 437.

2) Man denke an das frühe Verbieten von dergleichen in der Kirche, auch cantica obscoena u. ä.; daß es neu auf- und hineingekommen wäre, ist schwerer denkbar.

3) Im 2. Bd. von Pfeiffers Germania steht ein wichtiges Stück Ostergesang (altheidnisch-poetisch in der Anschauung) mit einem lateinisch eingerahmten niederdeutschen Stück.

4) Vgl. vom Kuckuck und schwäbischen Pfarrer in der Zimm. Chron. 2 534. Der Gesang der Vögel wurde „Latein" genannt, was gewiß doch heiligen Hintergrund hat.

5) Haupt, Z. f. d. A. 10, 425. Bei Hartmann nichts davon, nur sagen unde singen überhaupt (Erec 2153); vielleicht galt es nicht für fein, weil es volksmäßig war?

6) Vgl. Wackernagel, Lit.-Gesch.² 1, 324 Anm. 12a.

ein Meisterlied des 15. Jahrhunderts in dem langen Marnerdon (Germ. 3, 319):

> Da ich was jung und darzuo clain, da facht mich singen an.
> da lernet ich on alles nain, das ich doch sein ain wenig kan.
> wa man ficht mit meistersang,
> meines schulrecht ich mich nicht schem.

Nachher malt er weiter aus, was er leisten wird; es ist von oberhau die Rede, von sich weren,

> ob mir dan ainer kom so nach, das er mich übertrung,
> aus seinen schlegen hinder mich so tet ich ainen sprung ....
> wie bald ich wider auf in gang
> mit schlegen die sind meisterlich ... ich lig im wechsel (Alternative)
> wen ich wil ...
> Etlicher spricht, ich sei ain tor, wie ich sing heur als vert,
> mein rure die gand nit enbor, die ich schlag mit gesanges schwert.
> setz sich der maister auf ain stul,
> drei geng mag ich wol fur in ton u. s. w.,

mein schwert das hat mich nie verlan, das ist mein zung in maistericht — auch die Zunge verwundet. Die Anschauung vom Gesang tritt beinah gänzlich zurück. So braucht Walther, der sich dem Volksmäßigen nicht so starr entgegenstellt, sanc gleich swanc (d. i. swertes swanc) Lachm. 84, 23:

> ich traf dâ her vil rehte drîer slahte sanc,
> den hôhen und den nidern und den mittelswanc.

Es ist wie vor Gericht das Reden und Gegenreden als Waffenstreit bildlich behandelt in der Sprache, das heißt die rohe ursprüngliche Lebensform mit übernommen auf die veredelte, das heißt als Form, die nun edleren Inhalt hat.[1])

So finden wir das Wettreimen[2]), als absterbenden Rest, noch

---

1) Vgl. noch unterliegen, die Oberhand gewinnen, was auch aus dem Balgen der Knaben begreiflich ist [vgl. Beiträge 118].

2) So jetzt in Japan, China als Unterhaltung in gebildeten Kreisen. Gesellschaftlich erhalten in den Leberreimen: geistiger Kampf mit Reimen, wo der Gesang abgestorben ist. — Reimen um die Wette beim Trinken in der „trunken Metten" (Fischarts Gargantua): „Ich wil dir bald ein Vers aufgeben"; s. Böhme, Altd. Lb. 420. In dem Schwank vom alten Hildebrand (Grimm, KM. 3, 172) zechen die ungetreue Frau, der Pfarrer und der Bettler und singen dabei um die Wette. (Das Ganze wurde im 17. Jahrhundert als Puppenspiel gespielt.) Das Trinken wird als Kampf, Turnier, das Zutrinken als Singen um die Wette behandelt.

in Island, wenigstens in Sagen, z. B.: Es sitzt ein Mann mit dem Teufel auf einer Felswand, unten brandet die wilde See, der Mond watet durch die Wolken. Beide wetten, ob der Teufel dem Menschen einen Vers sagen könne[1], zu dem dieser den Reim nicht gleich finden könne; der Verlierende soll von der Felswand gestürzt werden.[2] Der Teufel bringt ein Wort (túngl Mond, Gestirn), worauf die isländische Sprache kein Reimwort hat; der Mann gewinnt es durch Halbierung eines Wortes.[3]

Der Kranz als Preis war seit ältesten Zeiten üblich, wie bei den Griechen und Römern das Bekränzen des Siegers in öffentlichen Spielen, der Lorbeerkranz bei der Dichterkrönung[4] seit der Renaissance. Aber auch altgermanisch ist die Sitte. So wird von Heinrich dem Löwen erzählt, daß er nach erstrittenem Sieg auf der Walstatt sich selbst einen Kranz als Siegeszeichen aufs Haupt setzte:

> Heinrîch dô von blûmen glanz
> setzete ûf sîn houbet einen kranz ...
> sige unde lob man hôrte krîen
> ûz Beierlant Heinrîche.[5]

Vielleicht war auch die deutsche Fürstenkrone zuerst nichts als dieser Siegeskranz (die Zacken sind die Blätter): beides ist noch beisammen in dem Siegerkranze als Abzeichen des Schützenkönigs.[6] Im Turnier galt der Siegeskranz noch lange[7]; im Ringelrennen, in der Fechtschule, im Ringkampfe ward um den Kranz gekämpft, der bei den großen Schützenfesten neben den Gewinsten das eigentliche Siegeszeichen war.[8] In Norddeutschland war das „Kranzreiten" ein Wettreiten um den Kranz.[9]

1) Vgl. Uhland 3, 184 Vafthrudnismal: Wettreimen zwischen Odin und dem Riesen.

2) Man denkt an die griechische Sage von der Sphinx, die deutsche vom Wartburgkrieg.

3) Konr. Maurer, Isl. Volkssagen der Gegenwart. Leipzig 1860. S. 192; ähnlich 117. 126 (hier in lat. Sprache, mit leoninischen Hexametern).

4) Vgl. Gottfr v. Straßburg V. 4635:

> swer guote rede ze guote
> und ouch ze rehte kan verstân,
> der muoz dem Ouwære lân
> sîn schapel und sîn lôrzwî.

5) Deutsche Chroniken II, 502. Alebrant führt beim Einritt in Bern „an seinem helme von gold ain krenzelein" (Uhl., VL. 1, 335); daher als Abzeichen des Adels heraldisch 'geblümt'.

6) S. „Kranz" in Grimms D. Wb. 5, 2044.

7) Suchenwirt 30, 167; Luther 60, 353.

8) Grimms D. Wb. 5, 2045.

9) J. H. Voß, „Heumad" V. 67.

Aber auch im geistigen Wettkampfe diente, wie bei den Griechen, der Kranz als Siegeszeichen. So erzählt Cyriacus Spangenberg im „Ehespiegel" (Straßburg 1578 S. 250b) vom Rätselwettspiel: Wann die alten zusammen kamen, gab einer dem andern fragen auf[1]), wer die meisten auflösete, verdiente einen cranz. und in summa, fügt er hinzu, wer noch heutiges tages im fechten, schieszen, rennen, laufen, singen, ringen und springen 'das beste thuet'[2]), hat neben dem andern gewinnet einen cranz zu lohn. Einen Kranz flochten die Jungfrauen zum Abendtanz und gaben ihn dem besten Singer.[3]) Dieses Kranzsingen wurde unter jungen Leuten noch im 16. Jahrhundert als beliebte Abendunterhaltung im Freien, auf der Gasse, geübt, wie es bei Kindern heute noch nicht erloschen ist, so in der Schweiz.[4]) Darauf zielt auch das Verbot[5]) im Amberger Stadtbuch: Kain jungfrau oder maid soll den handwerksgesellen und knechten an einem abendreien einen kranz zu ersingen geben.[6]) Dasselbe aus Freiburg i. B. (vom Jahre 1556): dieweil sich das abendtanzen auf den gassen wieder einreiszen will, ist erkannt (also Anlaß Ausschreitungen), das abzustellen und öffentlich zu verbieten, auch den almosenknechten zu befehlen, darauf acht zu haben, die spielleute anzunehmen und in das spitalgefängnis zu legen.[7]) Auch der Kranz wird erwähnt 1559: es ist erkannt, bis montag bei strafe von 10 sch. öffentlich auszurufen und zu verbieten alle abendtänz in der stadt und den vorstädten. Item um das kränzlein zu singen zu verbieten und die jungfrauen nicht länger den reihen zu springen zuzulassen dann bis zum salve.

Von der Feier des Johannistags erzählt Seb. Frank[8]) aus Franken: die meid machen auf disen tag rosenhäfen, also: si lassen ihn machen häfen voller löcher, die löcher kleiben si mit rosenbletter zů, und stecken ein liecht darein, wie in ein lattern, henken nachmals disen in der höhe zum laden herausz, da singet man alsdann umb ein kranz

---

1) Wegen der Rätsel s. Uhl. Schr. 3, 181 ff.

2) Der uralte Ausdruck ἀριστεύειν s. Germ. 10, 135 [jetzt auch Hildebrand, Ges. Vortr. u. Auff. S. 45 ff.].

3) S. Uhl. Volksl. Nr. 2. 3; Erk, Liederhort S. 342 [Grimms D. Wb. 5, 2049].

4) Rochholz, Alemann. Kinderlied u. Kinderspiel S. 213.

5) Ein ähnlicher Kampf der Behörden (s. Wackernagel, Lit.-Gesch. S. 259 f.) gegen das Singen zu Weihnacht vor den Häusern.

6) Schmeller, Bayr. Wörterb. 2, 391.

7) H. Schreiber, Das Theater zu Freiburg (Freiburg 1837) S. 10 f., Uhl. 3, 314 f.

8) Im Weltbuch 51 b; Wackernagel, Lesebuch 3, 1, 341. Tanz am Johannistag s. Fronius, Bilder aus d. sächs. Bauernleben in Siebenbürgen. S. 67.

meisterlieder.[1]) sunst auch oftmals im jar zu summerszeit, so die meid (die Jungfrauen des ganzen Ortes sind wie ein Staat im Staate!) am abend in einem ring herumb singen, kummen die gesellen in (den) ring (die ganze Schwesterschaft bildet einen Ring, eine Art heiligen Ring) und singen umb ein kranz, gemeinklich von nägelin (Nelken) gemacht, reimweis vor. welcher „das best thut" (derselbe Ausdruck wie im Kampf), der hat den kranz.[2])

Solcher Kranzlieder sind glücklicherweise einige erhalten: es sind nicht eigentlich Lieder, denn sie haben keine strenge Strophenform, keine überschlagenden Reime, aber gerade diese Reime a a, b b u. s. w. weisen auf sehr hohes Alter. Das Gedicht bei Uhland (Volksl. S. 9)[3]) ist mehr dramatisch, ein kleines Singspiel. Es tritt darin auf der Singer, ursprünglich ein Fahrender, der Welt und Menschen eigentlich besser kennen mußte als alle andern, und der ihn bekämpfende Singer; oftmals ist auch die Jungfrau redend eingeführt. Wahrscheinlich waren diese Gesänge mit Tanz verbunden, daher „Abendreihen" genannt. Es ist wie ein Singspiel, in dem Recitativ und Arie abwechseln. Solche Singspiele verschönten in den ältesten Zeiten die Feste zur Verehrung der Götter — man denke an den *χορός*, den Ursprung der griechischen Tragödie —, und so reicht das Kranzlied in seiner Form bis in graue Vorzeit zurück.

Das Kranzsingen wird darin erzählt, wie ein Brauch in ferner Wunderwelt. Es beginnt das Gedicht:

1. „Ich kumm auß fremden landen her
und bring euch vil der newen mär[4]),
der newen mär bring ich so vil,
mer dann ich euch hie sagen wil;

---

1) d. h. das Meistersingerwesen ist wohl aus diesem volksmäßigen Gebrauch entstanden, wie die Turniere aus dem Schaufechten der kempfen. Wirklich meistersingerisch klingen die Rätselfragen dabei Wunderh. 4, 270. Meistersang um Rosenkranz s. Uhl. 3, 311 f.

2) Das sind die gassenkranzsenger, von denen Fischart (aller Praktik Großm. 82 = 8, 611 Sch.) spricht; vgl. D. Wb. gassenhauer. Ein Rosenkranz mit grüner Seide gebunden findet sich als Singerlohn beim Regenbogen. Vgl. ze bluomenkranze singen Neidh. 102, 3.

3) Aus einem flieg. Bl. Straßburg um 1570 (s. Schriften 4, 9), auch im Liederbuch Pauls von der Älst Deventer 1602 (Weim. Jahrb. 2, 322, das Lied das. 340); ein Augsburger Druck in Tiecks Besitze (s. Uhl. 4, 9). Ich nehme den Text nicht aus Uhland, sondern aus dem Wunderhorn 4, 265 (Nürnberg. Val. Neuber), weil da die Rätsel am Ende nicht weggelassen sind. Böhme 350 ff., Melodie von 1535 und 1550, erhalten durch geistliche Anwendung; bei Liliencron 183 ff. die alte Melodie.

4) Uhl. Schr. 3, 209. 316. Zu dem Eingang vgl. Germ. 15, 98, wo die Nonne von Meister Eckhart singt:

die frembden land die seind so weit,
darinn wechst uns gůt summerzeit,
darinn wachsen blůmlein rot und weiß,
die brechend junkfrawen mit ganzem fleiß
und machen darauß einen kranz
und tragen in an den abentdanz
und lond die gsellen darumb singen
biß einer das krenzlin tůt gewinnen.

2. Mit lust trit ich an disen ring,
gott grůß mir alle burgerskind,
gott grůß mirs alle gleiche,
die armen als die reichen,
gott grůß mirs allgemeine,
die großen als die kleinen!
solt ich ein grůßen, die ander nit,
so sprächens, ich wär kein singer nit.
ist kein singer um disen kreiß,
der mich wol hört und ich nit weiß?
derselb tů sich nit lang besinnen
und tů bald zu mir einher[1]) springen!

Nun folgen die Rätselfragen:

3. Singer, so merk mich eben[2])!
ich will dir ein frag aufgeben:
was ist höher weder gott,
und was ist größer dann der spott,
und was ist weißer dann der schne,
und was ist grůner dann der kle?
kanst mir das singen oder sagen,
das krenzlin soltu gewunnen haben,
darumb will ich iez stille ston
und den singer zů mir einher lon.

---

ich wil iu sagen mære,
sprach ein nunne gůt,
uns kument bredegære,
des fröuwet sich mîn muot.

Ein Lied aus dem 16. Jahrhundert beginnt: Ein postbot ist uns kommen, der bringt uns neue Mär u. s. w. Für diese „neue mär" wurde später der Ausdruck „neue zeitungen" üblich, d. i. ursprünglich Lieder im Volkston, daher bei Fischart „Zeitungssinger".

1) d. h. herein.

2) d. h. passe genau auf.

Ein andrer Singer tritt auf und singt nach langem formelhaftem Gruß.

4. Mit lust trit ich an dise stat,
gott grůß mir ein erbern weisen rat[1]),
ein erbern rat nicht alleine,
darzů ein ganze gemeine!
ein erbern rat hab ich wol zu grůßen macht,
gott grůß mir ein ganze nachburschaft,
gott grůß mir das junkfrewlin zart
und die das krenzlin gemachet hat!
junkfraw, ich kumm für euch getreten[2])
und hab euch vor nie kein mal gebeten[3])
und bitt euch zart junkfrewelein
zum ersten mal umb ewer krenzelein,
ir wöllen mirs geben und nit versagen,
so will ichs von ewertwegen tragen,
von ewertwegen nicht allein,
von allen den junkfrewlin gemein
die das krenzlin hand machen lon,
die rat und tat darzů hand ton.

Das schwebt zwischen Ernst und Spiel, wie alles Leben.

5. „Singer, du hast mir ein frag aufgeben,
die gfellt mir wol und ist mir eben[4])
die kron ist höher weder gott[5]),
die schand ist größer dann der spott[6]),
der tag ist weißer (d. h. glänzender) dann der schne,
das merzenlaub[7]) ist grüner dann der kle.[8])
singer, die frag hab ich dir tůn sagen,
das krenzlein soltu verloren haben."

---

1) Mit Bezug auf Verbote der Stadträte, denen dadurch geschmeichelt werden soll. Es ist eigentlich die Kranzsingerei Gemeindesache.

2) Er steht mit im Ring.

3) Sie kennen sich nicht.

4) d. i. gelegen, ich kann sie treffen.

5) d. h. die Krone, die Gott selber aufhat. Die Krone ist das Bleibende auf Erden, während die Könige, die sie tragen, wechseln. Vgl. Krone im D. Wb. 5, 2376. Fastnachtsspiele 554, 15.

6) Das greift tief in die Sitten.

7) d. i. das erste Laub.

8) Mhd. klê = blumiger Rasen; in dieser Bedeutung gilt das Wort bis ins 17. Jahrhundert. Damals erst wurde der Kleebau eingeführt. Vgl. unter Klee im D. Wb.

Es erfolgt nun eine weitere Frage an die Jungfrau:

> (6.) junkfraw, sagt mir zů diser frist,
> welches die mittel blům im krenzlin ist?
> der blůmlein eben vil seind
> die umbher in dem krenzlein stend.
>
> 7. Ich hör ein großes schweigen,
> das krenzlein will mir bleiben.

Nun kommt die Lösung:

> so merkt mich, liebe junkfraw mein:
> ir mögend wol die mittelst blům im krenzlein sein[1])!

Darauf wiederum ein langatmiger Gruß und Dank:

> 9. Junkfraw, ich solt euch grüßen
> von der scheitel biß auf die fůße,
> so grůß ich euch so oft und dick
> als menger stern am himmel blick,
> als menge blům gewachsen mag
> von Ostern bis an S. Michels tag.
> junkfraw, ich solt euch danken
> mit Schwaben und mit Franken,
> so ich die Franken nit mag haben,
> so dank ich euch mit allen .. knaben[2]),
> sind euch dieselben unbekant,
> so dank ich euch mit meiner eignen hand.

Der Belohnte dankt im Namen des ganzen Vaterlands, er fühlt durch sich das ganze Vaterland geehrt[3]):

---

1) Das echte, gute Galante ist vollständig entwickelt.

2) Wdh. 4, 219 „mit allen Weberknaben", Böhme 354 „mit allen Druckersknaben". Dann steigt er zum drittenmal hinab: sollten ihm die unbekannt sein, 'so dank ich euch mit eigner Hand'.

3) Ähnlich Neidhart 16, 2:

> ir megede wol getâne
> zieret iuch (so schön) daz iu die Beiern danken
> die Swâben und die Vranken.

Das ist offenbar sehr alt. Noch jetzt spricht von der Schönsten das ganze Dorf, das seinen Anteil an ihr hat, und diese Anschauung wurde früh auf das ganze Land ausgedehnt. Vgl. Walther v. d. V. 118, 22: hie vor waer ein lant gefröwet umb ein sô schoene wîp. Wie ideal ist das gedacht! Im Lied vom

10. Junkfraw, ich solt euch schenken,
ich will mich nit lang bedenken:
so schenk ich euch ein guldin wagen[1]),
darinn solt ir gen himmel faren,
und ein guldne kron, drei edel stein.
darinn ist schon der erste stein,
der ist nun also güte:
gott bhüt euch vor der helle glute!
der ander ist so tugentreich:
gott der geb euch sein himmelreich!
der dritt stein ist so tugenthaft:
gott bhüt euch ewer junkfrawschaft!
darmit so will ichs bleiben lon
und iez auß disem reien gon,
so stand ich auf einem gilgenblat[2]),
gott geb euch allen ein güte nacht!

Ein Abschied, der Wichtigkeit hatte, geschah durch „Gute Nacht"; man denke an die englischen good nights. Von der Bedeutung des Grußes, der jetzt so abgeblaßt ist, haben wir heute keine Ahnung

Die im Wunderhorn (4, 270 f.) angehängten Rätsel[3]) sind wohl eine Probe, wie der Wettgesang auch anders gemacht werden kann, ähnlich den Rätseln in Schillers Turandot; es sind drei, offenbar von einem

---

Pinzenauer (Liliencron 2, 555 a), der Kufstein an Kaiser Max (1504) übergeben soll, hat der Gedanke den größten Ernst: „von aller Baiern wegen muß ich heut ain tapfers halten". Uhland (3, 356) führt aus einem Kirchweihlied aus dem Hildburghausener Lande an: „So woll'n wir euch nun danken mit Sachsen und mit Franken", d. h. Norddeutschland und Süddeutschland.

1) Womit sie zum Himmel fahren soll, denn da ist sie doch her und kommt wieder hin; er will ihr nur das Gefährt bestellen. Der ganze Schluß ist wunderbar tief. Vgl. oben S. 30.

2) Der Sänger kommt von einer höhern Welt herunter; der Weg von da ist mit Rosen bestreut und Lilien. Vgl. S. 34.

3) Zu den Rätseln s. Uhl. Schr. 3, 181 ff.: „Wett- und Wunschlieder". Child 1, 1 ff.: riddles wisely exposed. — Solche Rätsel (Uhl., Volksl. S. 844 dogmatisch, Trinität) weisen uns weit in die Vorzeit zurück. Sie zeigen uns oft die höchste Menschenweisheit; sie drehen sich, z. B. in den ältesten Eddaliedern, um Philosophie oder, besser gesagt, um das „was die Welt im Innersten zusammen hält". Das jetzt noch umgehende Rätsel von Schnee und Sonne ist uns aus dem 10. Jahrhundert lateinisch überliefert (Müllenhoff u. Scherer, Denkm.[3], S. 287), in fast wörtlicher Übereinstimmung mit der Fassung aus dem 16. Jahrhundert und der gang und gäben. Sicher gehörte es ursprünglich auch solch einem Leiche an.

Meistersinger des 15. Jahrhunderts, der diese Volksform[1]) benutzend und reformierend in die Hand nahm. Die Kunst des freien Erfindens mochte danach damals schon erlöschen oder erloschen sein, daß man das so für den Gebrauch nachdruckte in Nürnberg, Augsburg(?), Straßburg, Deventer; so ist zufällig eine Form fixiert worden und uns erhalten. Doch mochte der Rahmen, z. B. der Eingang, von lange her überliefert sein.[2])

Auch scheint hier bloß noch ein zunftmäßiger Singer als Hauptperson beim Kranzsingen aufzutreten, nicht mehr der erste beste, wie das gewiß ursprünglich war. Aber „Singer" hat da noch einen recht altertümlichen Begriff: er muß alle Weisheit kennen im Himmel und auf Erden[3]), er ist unserer Vorzeit ein Bote Gottes, zugleich ein Hort der Sitte. Der Rätselkampf dreht sich um die Anerkennung des Gefragten als „Singer", der Kranz erscheint als Nebensache.

So ist wohl das Ganze auch nur eine alternde Form, die als Johannisfestlichkeit in Städten fortgeführt wurde (vgl. Str. 2^2 „Burgerskind"), fortgeführt von der Schwesterschaft[4]) der Ortsjungfrauen, „die das krenzlin hand machen lon" (Str. 4 Schluß), und die eine, gewiß die Schönste, als Vertreterin und Rednerin aus sich wählten („die das Kr. gemachet hat"?). Aber das Ganze wird noch unter den Schutz oder die Leitung des erbern rates gestellt (Str. 4^5), die betreffende Wendung hab ich wol zu grúzen macht deutet an, daß der Rat sich doch nicht mehr darum kümmerte, der Dichter aber daran festhielt, daß er dazu gehöre. Vielleicht war es nur der Rest einer alten Gemeindefeier zu Johannis, die denn sicher auch ursprünglich religiös war.[5])

---

1) Volksmäßig, als Prüfung „des Diandls durch den Buam" bei Tschischka, Östreich. VL. 28 (Haus auf der Nadelspitze), besser schwäbisch Wdh. 4, 139 ff.; s. auch Peter 1, 272 f.: „und mach mir soviel Fenster nein als Sterne am Himmelszelt sein" (östr. „als Tage im Jahre sein"). Das Phantasiehäuschen ist sehr verbreitet. Bei Uhland (neu verm. Bergreihen Freiberg i. S. 1730): „So bauet ich mir ein Häuselein | Von Petersiljen | Womit war es bedeckt? | Mit roten Lilien." Da bricht das Ganze ab. Vgl. Schröer, deutsch-ungar. Wörterb. 128; Stöber, Elsäss. Volksbüchl. 1, 62; auch unten S. 87, Anm. 4.

2) Das zweite Kranzlied, aus dem 15. Jahrhundert (Uhl., Volksl. S. 7), zeigt aber einen andern Rahmen. Der Knabe muß hier dreimal bitten; zweimal versagt ihm die Jungfrau den Kranz, erst das dritte Mal giebt sie ihn hin, nachdem jener eine Art religiöses Rätsel gelöst hat.

3) Vgl. Uhl. 3, 183. 184 (altnord.). 187.

4) S. unten S. 89.

5) Spuren religiösen Hintergrundes zeigen sich auch Str. 10^3 im guldin wagen, um zum Himmel zu fahren, vor allem aber in dem Lilienblatt (Str. 10^{15}). S. dazu oben S. 34 u. 35.

An dies Lied hat Luther sein Weihnachtslied angeknüpft[1]), wobei der neue Inhalt mit der alten Form verwachsen ist, das Höchste, was geleistet werden kann. „Ein Kinderlied auf die Weihnachten vom Kindlein Jesu", vom J. 1535[2]):

Vom Himmel hoch da komm ich her,
Ich bring euch gute neue Mähr.
Der guten Mähr bring ich so viel,
Davon ich singen und sagen will.

Euch ist ein Kindlein heut geborn
Von einer Jungfrau auserkor'n
Ein Kindelein so zart und fein,
Das soll eur Freud und Wonne sein.

Wer ist der ich in Luthers Texte, der vom Himmel kommt? ein Kind, als Engel gedacht? Also der Singer, der aus fernem Lande kommt mit niumære, in einen Engel umgekleidet — zuerst vielleicht Luther selbst verkleidet, zu Weihnachten für seine Kinder.[3])

Daß das Luther für Kinder bestimmte, deutet an, daß die Kinder jenes Lied samt dem Kranzsingen als Kinderspiel hatten, wie ja die Rätsel als Anhang noch bei Kindern sich finden.[1]) — —

---

1) Uhl. 3, 209 (wo auch andere Anwendungen; Böhme, Altd. Lb. 623. Und Luthers Lied dann wieder weltlich, politisch verwandt. Uhl. 3, 317. Vgl. Wackernagel, Lit.-Gesch. 434, 18, wo für Entlehnung der Melodie aus dem Volkslied Winterfeld, Luthers deutsche geistliche Lieder, Leipzig 1840, S. 3 citiert wird, wie auch Erk (Wunderh. 4, 271 bestimmt Entlehnung behauptet. Doch Winterfeld, der ev. Kirchengesang, Leipzig 1843, 1, 158 f.: Das Lied Vom Himmel ... findet sich am frühesten um 1535 in Joh. Klugs Gesangbuche. Doch hat es dort nicht die schöne Melodie neben sich, nach der es gegenwärtig an den meisten Orten gesungen wird, sondern eine dem Volksgesang entlehnte, die wir aus Trillers 'Geistl. Singebuch' als die des weltlichen Liedes „Aus fremden Landen komm ich her" kennen. Lied und Melodie entstanden also nicht gleichzeitig, sondern jenes begnügte sich anfangs mit einer fremden, erborgten. Diejenige, die man Luther beizumessen pflegt, erscheint erst 1543, in der späteren Ausgabe des genannten Melodieenbuches.... In den 123 Gesängen für die gemeinen Schulen (1544) verband Georg Forster ... beide Melodieen unseres Liedes, die von 1535 u. 1543, in einem fünfstimmigen Tonsatze (er steht in den Musikbeilagen S. 37, vgl. 118 von Eccard). Nach Böhme, Altd. Lb. 623, machte Luther eine neue Melodie, um die Erinnerung an die Tanzplätze fern zu halten.

2) Aus Val. Babsts Geistl. Liedern, Leipzig 1545, bei Mützell, Geistl Lieder der ev. Kirche des 16. Jahrh., Berlin 1855, S. 4 (auch Wackernagel, Leseb 2, 18).

3) Nach Wangemann, Kurze Geschichte des ev. Kirchenlieds, 1853, S. 50, hätte es Luther für seine Kinder gemacht.

4) S. zu Tschischka, Östr. VL. 35, aus Östreich (= Wunderh. 4, 200 ff.); aus Franken als „Schulprüfung" Ditfurth 2, 302 („Lieber Bua" u. s. w.), aus Elsaß, Schweiz Rochholz, Kinderl. 267 (268 Zusammenhang mit Jüdischem); bei Tschischka 38 ist „guter Gsell" noch die Anrede (aus Kindermund

Aber die ursprüngliche Melodie des Lutherschen Liedes (s. S. 87, Anm. 1) scheint nicht zu unserm Kranzlied zu passen, denn das Stück ist ja gar nicht in vierzeiligen Strophen, wie jene Melodie verlangt. Die Absätze sind nicht durch vier teilbar, überdies von ungleicher Länge.[1]) War die alte Weise recitativartig eingerichtet? ein Leich? Freilich! leich ist ja auch Spiel, und das Ganze ist eigentlich ein Spiel, in den Tanz, Festtanz, eingefügt und selbst wohl mit Tanzbewegungen — dabei mit religiösem Sang und Denken: ist das nicht der echte Leich?[2])

Aber das Ganze ist auch gar kein Lied, weit mehr ein Drama, ein Singspiel, worin zwei Handelnde, oder drei, da die Jungfrau mithandelt, und zwei Redende — redete oder sang die Jungfrau gar nichts?[3]) Auch der Rhythmus ist mit seiner Freiheit nicht lyrisch, sondern dramatisch; oder sind nicht die Eingänge der Absätze lyrisch? zum Teil wenigstens, war also Gesang und Recitativ gemischt?[4])

Endlich ist das Ganze gar kein Wettsingen um den Preis; die Wette liegt vielmehr in dem Geben und Lösen der Rätsel, — ganz wie im Wartburgkrieg, wie in den Wettgesängen zwischen dem Marner und Regenbogen. Ein Denken um die Wette! Und der im Denk- und Singkampfe Überwundene, „Unterliegende" muß sich eigentlich ebenso dem Sieger als eigen übergeben, wie im Waffenkampfe: daher das Leben als Preis (s. oben S. 79), daher die Jungfrau selbst als Preis (ihr Kränzlein) für den Sieger. Wie geht da eine Urform durch das Ganze vom Uranfang bis tief in die „Kultur"! Wie fein ist die alte rohe Form des „Kampfes ums Dasein" umgebildet, weitergebildet, und in dem letzten Volkslied auch ins Beste: das Heiraten nun die Form des Überwindens (Wdh. 4, 140) — ein köstlich deutliches Bild des stetigen Fortschritts zum Besten. In dem Gedankenkampfe wurden großartig erhabene Ideen, die tiefsten Wahrheiten[5]) oft in spielendem Gewande verborgen. Nicht

1) Die Melodie hat nur stumpfe Reime, hier sind klingende dazwischen! Böhme, Altd. Lb. 352 (s. 354) hat den Text in Strophen gezwängt, und die Quellen des 16. Jahrhunderts behandeln es als Lied (und Reien), das. 352.

2) Walthers v. d. V. Leich ist eine Art Cantate: ein Nonnenchor, der des Himmels Hülfe erfleht für Deutschland. Tannhäusers Leiche sind Tanzlieder (got. leikan „hüpfen", leik ahd. glossiert mit chorus) zu niedrigem Scherz und Belustigung. Die lateinischen Leiche (in den Denkm. von Müllenhoff u. Scherer) sind mehr Hofbelustigung. Am reinsten ist der Leich in unsern Kranzsängen.

3) In dem andern Kranzlied (Uhl. 7f.) spricht oder singt die Jungfrau mit, sie giebt die Rätselfragen auf.

4) Uhland fragt und sagt von dem allen nichts, er behandelt es immer einfach als „Lied".

5) Die unserm Kranzliede in den alten Drucken beigefügten (s. oben S. 81, Anm. 3, u. 86) sind weniger tief, schlagen in Form und Inhalt fast einen meistersingerischen Ton an, u. a. die meistersingerische Silbenzählung.

in der Form, nur im Gehalt des Gesangs liegt das Wetteifern, während uns umgekehrt der Gehalt des Singens halb oder ganz gleichgültig ist vor der musikalischen Form.

Von anderen Anwendungen führt Uhland (3, 209) ein „geistliches Reigenlied" von Herm. Vulpius[1]) im Ton „wie man umb Kranz singt", nach einem andern Drucke (1560) im Ton „Aus fremden Landen komm ich her" an. Nic. Herman dichtete 1554 „Ein christlicher Abentreien vom Leben und Amt Johannis des Teufers, für christliche züchtige Jungfräulein", wahrscheinlich um damit das weltliche Johannisfest durch ein christliches zu ersetzen; der Anfang (bei Uhl. 4, 209) hat aber überschlagende Reime[2]); also eine Variante der Melodie?

Den Kranz, den die Jungfrau geben, hergeben soll, mochte man immer mehr im Liebessinn verstehen, oder doch zweideutig — daher sich wohl auch das Ankämpfen der Behörde gegen die Sitte erklärt.

Die Schwesterschaft.

(Zu S. 86, Anm. 4.)

Die Jungfrauen des Ortes bildeten eine strenge Genossenschaft und wählten aus sich heraus eine Königin. Eine derartige Vereinigung bestand auch unter den jungen Burschen des Dorfes.[3]) So haben sich in Siebenbürgen, das im 12. und 13. Jahrhundert von Deutschen vom Niederrhein besiedelt wurde, neben andern altertümlichen Gebräuchen auch die Bruderschaften erhalten, in die die jungen Burschen nach der Konfirmation eintreten müssen. Ein feierlicher Akt eröffnet die Aufnahme; allerlei Scherze und Possen folgen.[4]) Die Gespielstuben im Sommer,

---

1) Goedeke, Grundr. 178; 2. Aufl. 2, 183.

2) Auch bei Böhme, Altd. Lb. 371, nur der Anfang (das Ganze bei Wackernagel, Kirchenl. 3, Nr. 1378):

Kommt her, ihr liebsten Schwesterlein,
An diesen Abendtanz,
Laßt uns ein geistlichs Liedlein
Singen um einen Kranz.

3) So in Thüringen. Eine dieser Bruderschaften besaß Verfassungsurkunde vom J. 1826, ursprünglich von 1509, war aber gewiß noch viel älter. In einem andern thüringischen Dorfe hob der Geistliche sie 1845 auf, während die „Kompagnie" von Obertrebra wahrscheinlich noch heute besteht. Vgl. Weimar. Jahrb. 6, 380ff.

4) Die Burschen haben eine gemeinschaftliche Kasse und stehen unter sieben Beamten, deren Wahl einstimmig erfolgen muß, wie es ursprünglich wohl bei allen Wahlen der Fall war. Die Versammlungen der Burschen heißen „Zugang". Allerlei Strafen sind festgesetzt, die der Altknecht doppelt erlegen muß. Vor dem Abendmahl wird mit Erlaubnis des Pfarrers ein Versöhnabend abgehalten. In den Zusammenkünften führt ein Altknecht die Aufsicht, daß nicht der geringste

für die jüngeren und die älteren Mädchen getrennt, und die Spinnstuben im Winter bieten der Schwesterschaft manche Belustigung. Sonntags finden am Abend Spiele und Scherze statt, auch in den Spinnstuben, doch darf hier kein Bursche in den geschlossenen Kreis der Jungfrauen.

Im Gebiete der Eifel haben sich gleichfalls Spuren der Schwesterschaft erhalten.[1] Die Braut wird mit einer Krone geschmückt, die im Dorfe ein Mädchen verwahrt, das alljährlich neu gewählt wird und den Namen Königin trägt. Diese Brautkrone gehört also der Schwesterschaft.

Zu diesen Gebräuchen gehört auch das Mailehen.[2] Vor der Kirmes versammeln sich die Burschen und versteigern die Mädchen auf ein Jahr; diese werden besonders auf Schönheit und Tugend abgeschätzt. Der Bursch gehört dann bei der Kirmes mit dem Mädchen, das er ersteigert hat, zusammen[3]; sie tanzen miteinander, sorgen für einander, aber nach der Kirmes ist das Verhältnis wieder gelöst. Für die Versteigerung wird ein Schultheiß gewählt, dem Schöffen und Schreiber zur Seite stehen.

Dieser Brauch führt zurück auf das alte Maifest.

Ebenso versammeln sich am 1. Mai zu Abend die Burschen und bestimmen die Mädchen für einander. Durch Zuruf wird dann ein Paar zum Mailienen bestimmt, wozu aber Einstimmigkeit erforderlich ist.[4] Auch ein Sittengericht wird dabei ausgeübt. Wenn ein Mädchen, das den Vortanz hat, sich unwürdig zeigt und schon zur Zeit des heil. Mailehens das Kränzlein verloren hatte, so wird die Linde und das Geländer abgewaschen, das Pflaster erneuert. Dies Zusammengehen der Paare, ohne das Mädchen zu befragen, ist uralt und besteht bei Juden und Herrenhutern heute noch.

Der Gebrauch des Mailehens ist über die ganzen Rheinlande verbreitet. In St. Goar sind sie bis ins 18. Jahrhundert, in Frankfurt a. M. vom 13. bis 18. Jahrhundert nachweisbar.[5] Das bei der Ersteigerung erlöste Geld floß in die Gemeindekasse. In einem grün geschmückten Wägelchen fuhren Kinder von Haus zu Haus und riefen das Mailehen aus mit einem Liede, das im 13. Jahrhundert von einem Herolde gesprochen wurde, wenn es galt, auf Befehl des Kaisers ein Paar zusammenzuthun.

Anstoß gegeben werde. Beim Tode wachen sechs Brüder an der Leiche, sechs läuten, die sieben Amtsknechte graben das Grab, und alle Mitglieder der Bruder- und Schwesterschaft geleiten zum Grabe. S. Fronius, Bilder aus dem sächsischen Bauernleben in Siebenbürgen. Wien 1879. S. 53. 72.

1) Schmitz, Sitten u. s. w. 1, 53; D. Wb. unter „Königin" 3, c.

2) Schmitz 1, 48.

3) Pfeiffer, Germ. 1, 64; D. Wb. unter „König" Sp. 1698.

4) Schmitz 1, 23; Uhl. Schr. 3, 394. 470.

5) Kriegk, Deutsches Bürgertum im Mittelalter 1, 420.

Auch das Ehespiel (Mariage), von dem Goethe in Dichtung und Wahrheit berichtet, ist offenbar der Volkssitte entlehnt.

Im Jahre 1683 fand im Bistum Speyer eine Kirchenvisitation gegen Mißbräuche statt. Da berichtet ein Geistlicher über einen abusus juventutis aus Rheinsheim bei Philippsburg[1]: Am Tage vor S. Georg (22. April) zieht die männliche und weibliche Jugend mit der Gemeinde in den Wald. Zwei steigen hier auf zwei bestimmte Bäume und einer hebt mit lauter Stimme an:

> horet ir burger uberall,
> was gebeutet euch des königs hochwürdiger marschall!
> was er gebeut und das soll sein,
> Hans Clausen soll Margreten Sols buhler sein.
> drei schritt ins korn und drei wieder zurück,
> über ein jahr gehet es ein braut heraus.

Der Grundgedanke ist: Das Zusammengeben der Paare ist Gemeindesache, d. h. die alten erfahrenen Männer der Gemeinde, die Hüter derselben, wissen am besten, wer zusammenpaßt. An die Stelle des Gemeindeoberhauptes trat der Kaiser, der ja als Vater der großen Staatsfamilie erscheint. Das Mailehen wurde unter der Dorflinde, am geweihten Ort, vorgenommen. Von heiligen Bäumen herab tönte die Stimme, gleichsam die Stimme der Gottheit. Der Sprecher that also die Paare nicht nur im Namen des Kaisers, sondern im Namen der Gottheit zusammen.

Wie all solcher alten Bräuche, bemächtigten sich auch dieses Spieles die Kinder: so sangen sie im 18. Jahrhundert noch im Spiel und verkündeten das Mailehen.

1 Grimm, D. Wb. unter „Bühli"; Mone, Schausp. des MA. 2, 374 ff.

Sechster Abschnitt.

Streit zwischen Sommer und Winter.[1]

Der Name für den „Krieg"[2] zwischen Sommer und Winter, der in Liedern vielfach beschrieben wird, ist alt und verbreitet.[3] Solche poetische Streite mit bedeutendem Hintergrund waren beliebt[4] in Ernst und Scherz, zuweilen an die Form des Rätselkampfes streifend: es wurde da eine alle bewegende und ergreifende Streitfrage aus der harten Wirklichkeit in den Kreis der Dichtung herübergezogen, das Entzweiende dichterisch bezwungen: der Ernst des Lebens in den Kreis des Spiels hereingezogen, das Spiel mit dem Ernst getränkt. Winter, Sommer, Mai kamen einst wie mächtige Herren ins Land, das drückte sich in der Sprache vielfach aus wie wir noch von Blumen und Vögeln als „Vorboten" des Sommers u. dgl. sprechen.[5] Altnordisch erscheinen Sumar und Vetr wirklich als Riesen[6], den Kampf beider, den wir noch alljährlich empfinden, führten sich unsere Vorfahren wirklich vor.

Das Lied bei Uhland VL. Nr. 8, spät und nicht bedeutend[7], erhält seinen Hintergrund durch eine Meldung S. Franks aus Franken[8]): zů

---

1) Uhland, VL. 23ff., Schriften 3, 17—51; Wdh. 3, 393ff. vom „Sommertag" in der Pfalz.

2) So Uhl., VL. 26, Str. 17 u. 29, Str. 31.

3) Altfrz. estrif entre esté et sire yver, debat de l'hiver et de leste (Germ. 5, 264; Uhl. Schr. 3, 42); mlat. (9. Jahrh.) conflictus veris et hiemis (Grimm, Myth. 640**), herausg. v. Riese, Anthol. lat. 2, 145ff.; nach Ebert (Z. f. d. A. 22, 332) an Karls d. Gr. Hof gehörig und auf Virgils 3. Ecloge (auf Palämon und Daphnis) als Vorbild zurückzuführen, mit germanischem Inhalt, in der Form eines certamen, Streitgedichtes, schon wie das Uhlandsche Lied.

4) Geistlich zwischen Seele und Leib (Prudentius psychomachia, wo immer ein Laster mit einer Tugend streitet), zwischen Wasser und Wein (E.-B. Nr. 1024), zwischen Lieb und Schön (Schmeller 3, 248).

5) Grimm, Myth. 719ff. [S. Hildebrand, Beitr. 142ff.]

6) Sommer und Winter die beiden Hälften des Jahres: sumaro enti wintro sehstic (Hildebrandslied).

7) S. Uhl. selbst Germ. 5, 528.

8) Weltbuch 1542 131b.

mitterfasten ist der Rosensontag[1]) (Laetare) etc. An disem tag hat man an etlichen orten ein spil, dasz die buben an langen ruten bretzeln herumb tragn in der statt (vgl. unten Anm. 6) und zwen angethone mann, einer in singrün oder ephew, der heiszt der Summer, der ander mit gmôsz angelegt, der heiszt der Winter, dise streiten miteinander. da ligt der Summer ob, und „erschlecht" den Winter; darnach geht man darauf zum wein.[2]) Daß eine solche Auffassung alt sein wird, bezeugt vielleicht das Vorkommen von Winter und Sommer als Brüdernamen[3]) in einer sanctgallischen Urkunde von 858.

Noch aus vorigem Jahrhundert haben wir Nachricht von solchem Kampfe[4]), bei dem Verse gesungen wurden wie diese:

trarira, der sommer der ist da.
wir wollen hinaus in garten
und wollen des sommers warten.[5])

2. wir wollen hinter die hecken
und wollen den sommer wecken.

3. der winter hats verloren u. s. w.[6]),

oder:

---

1) wo der Papst eine Rose weiht (Schmeller 3, 135).

2) Germ. 5, 257 f. In der 5. Strophe des noch heute (s. Anm. 6) gesungenen Liedes: zum Weine zum Weine.

3) Willehelmus ejusque filii Wintar et Sumar. Neugart cod. d. Al. no. 373. Uhl. Schr. 3, 23 (Germ. 5, 265); schon Grimm, Myth. 719.

4) Uhl. 3, 17 „hauptsächlich auf beiden Seiten des Ober- und Mittelrheins" bis in neuere Zeit.

5) Wer die erste Blume fand, besonders Veilchen, den ersten anlangenden Vogel entdeckte, das hieß ich hân den sumer vunden MSH. 3, 202b. Mit den Worten kommt Neidhart auf die Burg, zum Sommerfeste auffordernd:

ir sult alle wesen vrô,
ich hân den sumer vunden;

das erste Veilchen heißt dort kurz der sumer, z. B. ir sült den sumer grüezen; nachher vervluochet sî der sumer!

6) Grimm, Myth. 725. S. Seybold im D. Mus. 1778, 2, 364 ff.; Wdh. 3, 394. „In der Pfalz und umliegenden Gegenden gehen am Sonntag Lätare, welchen man den Sommertag nennt, die Kinder auf den Gassen herum mit hölzernen Stäben, an welchen eine mit Bändern geschmückte Bretzel hängt, und singen den Sommer an, worüber sich jedermann freut. Auch gehen oft zwei erwachsene junge Burschen verkleidet herum, von welchen einer den Sommer, der andere den Winter vorstellt, diese kämpfen miteinander, und der Winter verliert. Im Kraichgau (am Rhein, Speyer gegenüber) tragen die Mägdlein bei diesem Fest einen mit Immergrün umwundenen Reif auf einem Stecken, an dem Reife hängen kleine Spiegel, Goldflitter und Bretzeln. Die Knaben aber tragen viele solche kleinere Kränze an ihren Stecken und geben immer einen als Gegengabe in jedem Hause ab, wo sie

so treiben wir den winter aus
durch unsre stadt zum thor hinaus.[1])

Eine Strohpuppe wird verbrannt und in den Fluß geworfen.

In dem Akrostichon Konrads v. Ammenhausen findet sich ein Liedbruchstück (14. Jahrhundert) hinnen süln wir den winter jagen[2]), und dem ganz entsprechend eine englische Melodieangabe to the tune „to drive the cold winter away“.[3]) Neidharts Lieder haben meist Anfänge solcher Festlieder[4]), und gewiß waren auch bei S. Franks Streit begleitende Worte, Lieder.

„Daneben aber hat sich frühe schon das ausgeführte Gesprächslied der streitenden Jahreszeiten entwickelt, und während die vorwaltend mimische Darstellung sich in der sichtbaren Niederlage des Winters am besten verständlich machte, war umgekehrt der Wettstreit mit Gründen[5]) wohl geeignet, die beiderseitige Berechtigung im wohlgeordneten Jahreslaufe darzuthun und hiedurch einen versöhnlichen Ausgang herbeizuführen.“

---

für ihren Gesang Geld, Eier, Schmalz oder Mehl erhalten. Dieser Kranz wird in der Mittenstube über dem Tisch an einem Faden aufgehängt und bleibt bis zum nächsten Jahre hängen. Durch die Ofenwärme, die in die Höhe zieht, bewegt sich der Kranz zuweilen, dann sagen die Kinder, das bedeute was Gutes, wenn aber eine Hexe in die Stube kommt, sagen die alten Weiber, stehe der Kranz still.“ Die Sitte, daß Kinder an Lätare mit Bretzeln durch die Straßen ziehen, ist in Heidelberg noch heute (1888), wo auch dies Lied gesungen wird.

1) Myth. 726.

2) Adelungs Nachr. 2, 147.

3) Germ. 5, 258 (Schr. 3, 40).

4) Neidh. 4, 35: rûm ez, Winter!

8, 13: ir vröut iuch junge und alte,
der Meie mit gewalte
den Winter hât verdrungen,
die bluomen sint entsprungen u. s. w.;

vgl. 3, 22: Der Meie der ist rîche,
er füeret sicherlîche
den walt an sîner hende,
der ist nu niuwes loubes vol.

5) Auch hier zeigt sich der Fortschritt vom Rohen, Sinnlichen zum Geistigen: der handgreifliche Kampf wird ein geistiger (so schon im 9. Jahrhundert in dem conflictus), ein Kunstkampf — doch die alte Kampfform zum Teil bis heute. — In Baiern heißt es „Sumer und Winter“ spielen oder singen (Schm. 3, 248). Reimstreit und Thätlichkeiten zusammen in Baiern, wo zuletzt der Sommer den Winter zur Thür hinauswirft (Schm. a. a. O.); es sind „ein paar arme Teufel“, die es machen, der Winter im Pelz (bei Uhl. 26 der Winter mit rauch belz und schauben), der Sommer mit einem grünen Zweig, ziehen in den Häusern herum, singen einen gereimten Wettstreit ab.

Aber die zweite Gattung muß ihrer Art nach jünger sein als jene, hat sich vermutlich aus jener entwickelt.

Ein hübsches Bruchstück eines solchen Streitliedes haben wir aus der Umgegend von Boitzenburg an der Elbe, sieben Meilen oberhalb Hamburg.[1] Da gingen in der Weihnachtszeit ein Sommer und Winter umher, gewöhnlich zwei alte Frauen, der Sommer mit Sense und Harke, der Winter mit einem Dreschflegel, mit denen die betreffenden Arbeiten dargestellt wurden.

Winter.

Ich bin der Winter stolz,
ich baue Brücken ohne Holz.[2]

Diese rätselhafte Formulierung entspricht dem „Wunder der Wirklichkeit" (Uhland).

Sommer.

Ich bin der Sommer[3] fein,
ich mähe mein Korn
und hacke es wol auf(?)
und fahr es in die Scheun.

Winter.

Ich dresche das Korn und fahr es zur Stadt,
daß jeder seine Nahrung davon hat.

Das Lied bei Uhland[4] beginnt:

Sommer.

Heut ist auch ein fröhlicher Tag
daß man den Sommer gewinnen mag;
alle ihr herren mein,
der Sommer ist fein!

---

1) Mitgeteilt von A. Kuhn, Z. f. d. A. 5, 478.

2) In einem Meistergesang des 15. Jahrhunderts, der diesen Streit darstellt (Germ. 5, 286), doch ohne das schöne ohne Holz:

der winter kam aldar mit groszem grimme,
er wert bis auf sant Matheis tag, er tet mang bruck erbawen.

3) Kuhn will (a. a. O. 483) in dem siegenden und einziehenden Sommer Wodan selber sehen.

4) Erst von 1580 (Uhl. 997), während für die zweite Nachbildung, den geistlichen Buchsbaum, 1539 bezeugt ist. Ein zweiter Text aus dem Münchener Folioband des Benediktiners Werlin (17. Jahrh.) bei Böhme, Altd. Lb. 354, hier besser als bei Uhland, leider nur die erste Strophe, mit wertvollem Abweichen; vgl. die Nachweise 356 f., besonders von der Form als Rechtshandel (vgl. am Schluß dieses Abschnittes). In der Linzer Gegend noch ärger entstellter Refrain (Vernaleken, Österreich. Volksbräuche).

Winter.

So bin ich der Winter, ich gib dirs nit recht[1]),
o lieber Sommer, du bist mein knecht!
alle ihr herren mein,
der Winter ist fein!

Die zwei ersten Zeilen spricht der Sommer noch nicht als Partei, sondern als Prolog an die versammelten herren, eigentlich die Behörden, oder an die ganze Gemeinde mit ihren Häuptern? Das heut ist auch ein frölicher tag u. s. w. deutet wohl auf herkömmliches Gemeindefest? den sommer gewinnen ist überlieferte Formel, wie in dem niederländischen Spiele aus dem 14. Jahrhundert[2]) (V. 268): als men den somer can ghewinnen und mhd. oft in Minneliedern den sumer empfâhen, die zît empfâhen[3]), den meien e. (den sumer grüezen)[4]); noch im 18. Jahrhundert in Thüringen.[5]) — der sommer ist fein wie noch in dem Schweizer Text, ja in dem Boitzenburger ich bin der sommer fein (Z. f. d. A. 5, 478). Der ganze Kehrreim wird lang überliefert und schon hier nicht rein bewahrt sein, wie er in dem Schweizer Texte als halb sinnlos doch fortgeführt wird (alde für alle[6]) u. a.).

Str. 9. Sommer.

Wir ziehen daher aus Österreich,
und da (d. h. allda) es ficht dem Sommer gleich;
alle ir herren mein,
der sommer ist fein.

---

1) d. h. gebe mich nicht überwunden.

2) Hor. belg. 6, 125 ff.; Uhl. Schr. 3, 42 (en abelspel van den winter ende van den somer) — wo also die dramatische Form ganz herausgebildet ist.

3) Neidh. 31, 32 sumerzît MF. 319, 7.

4) Myth. 722; Carm. Bur. S. 211. Auch diese Lieder sind sicher oft zu Maifesten gedichtet und gesungen.

5) Wir tragen den alten Thor (tod?) hinaus
hinters alte hirtenhaus,
wir haben nun den sommer gewonnen
und Kroder macht ist weggekommen. (Myth. 728.)

tod d. h. Winter und Sommer als Tod und Leben. In dem schles. Spiel aus Obernigk, das mir 1876 durch einen Hörer stud. Rewiger zukam:

Scher dich aus meinem Haus,
Ich will dich werfen hinter den Strauch,
Den rauchen Bart ich dir ausrauf,
Die Sonn soll dich verzehren.

6) Aber das alde schon bei Werlin (17. Jahrh.). Böhme, Altd. Lb. 354.

Der Sänger meldet den Sommer. „Österreich" ist gemeint, wie etwa im Kindermärchen das im Nebel verschwebende „Engelland", als das Land das im Osten liegt, wo die Sonne aufgeht.[1])

Str. 29. Sommer.

> Und wer den Sommer von mir will haben,
> der muß vil Dukaten im Beutel han ꝛc.

(wie in der Pfalz die Kinder für die ersten Kränze Geld einsammeln); haben d. h. etwa Veilchen u. ä. von mir kaufen, dem man vielleicht segenbringende Kraft zuschrieb. Aus solchem Blumenverkauf begriffe sich ein Gewinn der Spielenden von ihrer Mühe.[2])

Str. 31. Sommer.

> Also ist unser Krieg vollbracht ꝛc.

Str. 32. der Sommer hat das best getan.

Gefällig ist der wiegende Rhythmus.

Die Strophen mögen bei der Niederschrift durcheinander geworfen sein — ein Beleg für solches Verfahren giebt „der Buchsbaum und Felber" in seinen beiden Fassungen[3]) — denn Str. 2 ist kein rechter Anfang, sie setzt eine Behauptung des Sommers voraus, die von dem Kehrreim nicht genügend vertreten ist; auch das so bin ich zeigt das. du bist mein knecht — der Sommer muß das Gegenteil behauptet haben — ist auch überliefert[4]): ic bin here ende ghi sijt cnecht. Schon im 9. Jahrhundert in dem conflictus veris et hiemis sagt der Winter von Frühling und Sommer:

> sunt etiam servi nostra ditione subacti,
> jam mihi servantes domino quaecunque laborant.

Ein vollständiger Text liegt vor aus dem Appenzell, wozu Tobler[5]) berichtet: „Ein Mann, der Sommer, trägt ein Hemde. Das soll andeuten,

1) In Glossen (Germ. 9, 24) oriens ôstarrîhhe wie occidens westarrihhe („Westreich" noch jetzt eine Landschaft in der Pfalz). Vgl. „Mailand".

2) Vgl. die Kränze, die in der Pfalz die Singenden in die Häuser geben. S. Wunderh. 3, 394.

3) Bei Uhl. VL. 1, S. 30. 32.

4) Im Obernigker Spiel:

> Ich will mich unter geben
> Will leben nach deiner Pflicht.
> Du bist der Herr und ich der Knecht,
> Drum haben wir alle beide Recht,
> Ei Sommer, thus mir verzeihen.

5) Im Appenz. Sprachschatz, Zürich 1837, S. 425. S. auch Uhl. Schr. 3, 40 f. nach Tschudi, d. h. eine andere Mitteilung.

es sei so warm, daß man barhemd ausgehen dürfe. Er hält in der einen Hand einen Baum mit Birnen und Äpfeln[1]), mit in Flittergold gehüllten Nüssen und mit flatternden Bändern, in der andern Hand einen vielfach gespaltenen Knüttel [d. h. eine Pritsche] Der Winter hat eine einfache winterliche Kleidung, übrigens einen Knüttel wie der Sommer, welcher dazu dient, nach jedesmaligem Absetzen dem Andern damit auf die Schulter zu klopfen, daß es laut patscht.[2]) Diese Schauspielleute gehen des Winters[3]) herum, oft mit einem großen Gesinde von Kindern. Ihr „Singgespräch", das wahrscheinlich aus dem Schwäbischen herübergekommen ist [denn die Mundart ist nicht rein] und manche, hier wohl keine Berücksichtigung verdienende Variationen darbietet, lautet dergestalt:

S. I tretta i die stuba wol alzue fest,
i grüeza mine herra n'ond ale 'mine gest'.
wor ich en oder de n'andera nüd grüesza,
wär ich kein rechta sommer nüd.[4])
Alde, alde, der ehen mai (?),
der sommer ist fai.[5])

W. Ich bin der wenter also fromm,
i säa de schnee im feld heromm.
Alde, alde, der herra mai,
der wenter ist fai.

S. wenter, du bist en arga vogel,
du tribst die wiber wol hinter de n'ofa.

W. sommer, du bist en ardliga lûr,
du machst de wibera die milech so sûr.[6])

---

1) Also zugleich als Herbst.

2) Deutlich ein Rest des wirklichen Kämpfens, wie bei S. Frank, das Schlagen aber nun zu Kunstzweck, rhythmisch, als Verseinteilung.

3) Uhland (Germ. 5, 259) setzt in Parenthese erklärend hinzu an Fasnacht, gewiß mit Unrecht; Kuhn a. a. O. 478 zeigt, daß das Frühlingsfest nur eine Fortsetzung des Winter- oder Weihnachtsfestes ist, daß auch dieses schon den Einzug des Sommers andeutet.

4) Vgl. im Kranzsingen bei Uhl., VL. Nr. 3, Str. 2:

solt ich ein grüszen, die ander nit,
so sprächens, ich wär kein singer nit.

5) Das fai (für alamann. fîn) zeigt deutlich fremden Ursprung und ist sehr merkwürdig.

6) Wie in Obernigk:

„Ei, Sommer, du armer Schlauer,
„Du machst den Bauers Frauen die Milch und Molken sauer.

S. wenter, was wöttest denn wessa?
du hest jo hosa n'ond hemp verressa.

W. wenn du witt e fueder lada,
most du heu und gabla haba.[1])

S. wenter, i lo-mi vo der nüd pocha[2]),
ich cha mi soppa n'im ofaloch chocha.

W. sommer, wenn du no thätest hondert jor leba,
thät-der i meine tochter nüd geba.[3])

S. wenter, deine tochter begehr-i nüd,
sie ist kropfet ond bbogglet ond söss nüd gschid.

W. sommer, du hest e n'ardlige Els,
si hed vil lüs ond flöh im pelz.

S. es chond jo bald St. Jokebstag,
dann schneid-i mei korn n'ond waisza n'ab.

W. schneidest vil ab, so tresch-i vil us
ond macha mim Gretli guet nudla drus.

S. ietz chond bald der St. Bartlemestag,
dann schött-i mine epfel ond bera n'ab.

W. Ond schöttest vil ab, so les-i vil uf,
ond lesa dem Gretli die schönsta drus.

S. Es chond jo bald St. Michelstag,
dann schneid-i meine reifa trauba n'ab.

W. Schneidest vil ab, so trock-i vil us,
ond brings mim Gretli ond trinkes-i us.

S. Wenter, schäd-di dör dstobathör aus,
du machst en gschmackt, dasz ist en graus.

Der Winter geht zur Stube hinaus.[4])

W. (draußen) Ach sommer, du hest jo eba recht,
bis du der herr ond i der chnecht.

1) Vgl. Uhl. Str. 19 f.
2) Uhl. Str. 7.
3) Fällt da der Spieler eigentlich aus der Rolle? wie am Schluß 'guet gsella'.
4) Feiner statt des Hinauswerfens in Baiern. Vgl. oben S. 94, Anm. 5.

S. Ach wenter, chomm nur wider herein,

(der Winter kommt wieder, nun beide zusammen, der eine Discant, der andere Secund:)

wir wollen mitenand guet gsella sein.
Ond büt du mer die rechte hand[1]),
wir wöllid mitenand i frönte land.[2])
Es flügt e vögeli wol öber das dach[3]),
mer wünschid enand e guete nacht.
Alde u. s. f.

Auch politisch wurden solche Streitlieder angewendet, z. B. in einem Streit zwischen Ulm und einem Soldaten[4]) v. 1628 (Pasquillus).

Hans Sachs hat den Stoff in seiner Art verarbeitet, lehrhaft und gelehrt[5]): merkwürdigerweise bleibt da der Winter Sieger; das Ganze ist Erzählung eines Wortstreites zwischen beiden, in einem Lustgarten vor sich gehend.[6])

Ein an das Streitlied zwischen Sommer und Winter angelehntes Seitenstück ist das zwischen Buchsbaum und Felbinger.[7])

A.

1. Nun wend ir hören nüwe mär
vom Buchsbom und dem Felbinger?
sie zugen mit einandren her
und kriegtent mit einanderen.

B.

1. Nun wölt ir hören newe mär
vom Buchsbaum und vom Felbinger?
sie zugen mit einander über feld
und kriegten wider einander.

---

1) Uhl. Str. 30.

2) Wie der Singer im Kranzsingen daher kommt.

3) Vgl. Uhl., VL. Nr. 217.

4) S. Germ. 5, 259, wo nur der Anfang; der Kehrreim unverändert.

5) 1, 419d—421c Ausg. v. 1558.

6) S. Uhland, Germ. 5, 260f. — Das. von einem Meisterliede, dann von einem niederrheinischen Liede des 15. Jahrhunderts in französelnder Strophe, ferner von dem niederländischen abelspel des 14. Jahrhunderts, wo der Streit von Frau Venus geschlichtet wird — Sommer und Winter sollen ewiglich Brüder bleiben —; man sieht, wie der Stoff schon aus dem Volkskreise herausgehoben war und kunstdichterisch verwendet und gewendet wurde (Germ. 5, 261. 262); altfranzösisch aus England, die Rede des Winters in Reimpaaren, die des Sommers in Strophen, also jener saget, dieser singet, wie in dem deutschen Meisterliede das. 285 (= Uhl. Schr. 3, 22) das einmal wenigstens vorkommt im Munde des Winters. Germ. 265; Myth. 640. Der Text Hor. belg. 6, 238 (als Quelle des nl. Spiels), dies mit Anlehnung an Virgil (ecl. 3), woher auch der Name Palaemon, von einem Hirten, wie Daphnis.

7) felber „die Weide", felbinger gleichsam die Personifikation derselben. Uhland, VL. Nr. 9; Böhme, Altd. Lb. 357 mit 3 Mel.; Liliencron Nr. 53; Germania 5, 271. 269ff.

2. Der Felber ſprach: „ich bin ſo fin,
uß mir macht man die langen zün
wol umb das korn und umb den win,
davon tůt man ſich neren.“

3. Der Buchsbom ſprach: „ich bin ſo fin,
uß mir macht man die krenzelin
und treit mich menche ſchöne jungfrow
gar hoflich zů dem tanze.“

4. Der Felber ſprach: „ich bin ſo fin,
uß mir macht man die ſätelin,
daruf rit mancher gůter gſell
wol durch den grůnen walde.“

5. Der Buchsbom ſprach: „ich bin ſo fin,
uß mir macht man die pfifelin,
mich pfifet mancher gůter gſell
im veld wol in den kriegen.“

6. Der Felber ſprach: „ich bin ſo fin,
uß mir macht man die mülterlin,
mich tragt manche ſchöne jungfrow
in dmetzg under die benke.“

7. Der Buchsbom ſprach: „ich bin ſo fin,
uß mir macht man die löffelin,

2. Der Buchsbaum ſprach: „bin ich ſo kün,
ich bleib den ſummer und winter grün;
das tůſt du leider Felbinger nit,
du verleurſt dein beſte zweige;
Felbinger, wie gefellt dir das?“

3. Der Felbinger ſprach: „bin ich ſo fein,
auß mir macht man die langen zein
wol umb das korn und umb den wein,
davon wir uns erneren;
Buchsbaum, wie gefellt dir das?“

4. Der Buchsbaum ſprach: „bin ich ſo fein,
auß mir macht man die krenzelein,
mich tregt auf manche ſchöne junkfraw
mit freuden zů dem tanze.
Felbinger, wie gefellt dir das?“

5. Der Felbinger ſprach: „bin ich ſo fein,
auß mir macht man die můlterlein
mich tregt manche ſchöne junkfraw
dem metzger zů dem banke;
Buchsbaum, wie gefellt dir das?“

6. Der Buchsbaum ſprach: „bin ich ſo fein,
auß mir macht man die löffelein,
mit ſilber und rotem gold beſchlagen,
tůt mich für die geſte tragen;
Felbinger, wie gefellt dir das?“

7. Der Felbinger ſprach: „bin ich ſo fein,
auß mir macht man die feßelein,

mit ſilber und gold beſchlagen,
tůt mich für dherren tragen."

8. Der Felbinger ſprach: „ich bin ſo fin,
uß mir macht man die fäßelin,
in mich tůt man den beſten win,
tütſch, welſch und malvaſiere."

9. Der Buchsbom ſprach: „ich bin ſo fin,
uß mir macht man die becherlin,
uß mir trinkt manch ſchöne jungfrow
mit irem roten mündle."

10. Der Felber ſprach: „ich bin ſo drat,
ich ſton dört mitten in der matt
vnd halt ob einem brünle kalt,
darauß zwen liebe trinken."

11. Der Buchsbom ſprach: „ich bin ſo kün,
ich blib ſummer und winter grün,
das tůſt leidiger Felber nit,
verlürſt die beſte zwige.

12. Wil du aber biſt ſo grecht,
ſo biſt min herr vnd ich din knecht,
der ſach gib ich dir aller recht,
das ſpil haſtu gewonnen
alhie vor allen frommen."

in mich tůt man die beſten wein,
reinfal und malvaſiere;
Buchsbaum, wie gefellt dir das?"

8. Der Buchsbaum ſprach: „bin ich ſo fein,
auß mir macht man die becherlein,
auß mir trinkt manche ſchöne junkfraw
mit irem roten munde;
Felbinger, wie gefellt dir das?"

9. Der Felbinger ſprach: „bin ich ſo fein,
auß mir macht man die ſettelein,
auf mir rennt mancher gůter geſell
wol durch den grünen walde;
Buchsbaum, wie gefellt dir das?"

10. Der Buchsbaum ſprach: „bin ich ſo fein,
auß mir macht man die pfeifelein,
mich pfeift mancher gůter geſell
im feld wol in den kriegen;
Felbinger, wie gefellt dir das?"

11. Der Felbinger ſprach: „bin ich ſo drat,
ich ſte dort mitten in der mat
und halt ob einem brünnlein kalt,
daraus zwei herzlieb trinken;
Buchsbaum, wie gefellt dir das?"

12. Der Buchsbaum ſprach: „biſt du ſo grecht,
ſo biſt mein herr und ich dein knecht,
der ſach gib ich dir aller recht,
das ſpil haſt du gewunnen;
doch bleib ich grün winter und ſummer."

Das ist kein Drama mehr, sondern ein erzähltes Drama[1]), wie der Krieg des Sommers und Winters in dem Meisterliede und bei H. Sachs auch schon, wie der Krieg zwischen Mai und August, wie der Streit zwischen Wasser und Wein[2]) — diese Form hat also Ursprung aus Volkssängerkreisen. War es etwa die Kunst, zwei Personen und zwei Stimmen darzustellen, was dazu lockte? die Worte (1, 3) si zugen mit einandren her macht diese Annahme wohl notwendig. Übrigens zugleich ein Beweis von der Freude am Disputieren, wie auf der Universität, auch im Volke, was ja durch das Streiten vor Gericht nahe gelegt war. — 11, 3 halt ob einem brünle kalt d. h. als Schutz und Wache.

Die Anlehnung entstand etwa so, daß in dem ursprünglichen Streitspiele der Sommer sich auch mit grünenden jungen Weidenzweiglein (Kätzchen) schmückte, der Winter mit Buchsbaum; die Entstehung aus jenem Liede ist deutlich im Schlusse (Uhl. VL. Nr. 9 Str. 12 in A u. B).[3])

Der Anfang nun wend ir hören nüwe mär zeigt einen auftretenden Singer, der als Märebringer aus fremden Landen kommend sich darstellt, wie dort der Kranzsinger, wie Walther v. d. Vogelweide (ir sult sprechen willekomen, der iu maere bringet daz bin ich), wie Traugemund (Uhl. VL. Nr. 1).

Der Verlauf des Streites ist in beiden Fassungen verschieden, besser als im Sommerliede, ganz echt aber doch vielleicht in keiner von beiden Fassungen[4]); Vorzüge haben beide, es ließe sich eine Fassung aus beiden herstellen. Der innere Verlauf scheint in der zweiten Fassung besser, z. B. das erste Selbstlob des Buchsbaums, das als Schluß neckisch wiederkommt.

Als Schlemmerlied erscheint es eigener Weise, so in Fischarts „trunkener Litanei": kan keiner kein liedlein? holla Fritz, du singst uns ditz, und sonst noch mehr, vom buchsbaum und vom felbinger (Garg. 143 Sch.). Die Zimmersche Chronik erzählt von Graf Gottfried Wernher v. Zimmern, der eine Art Genieleben führte mit Schmausen, Zechen, Dichten, Faulenzen: also gingen dise drei handtirungen im

---

1) Ein so erzählter Streit schon im 14. Jahrhundert (Hätzl 248a) zwischen Mai und August: die Gegner behandeln sich grob, schimpfen sich; zwischen Ritter und Bauer (Uhland Nr. 133), wo nur einmal, zu Anfang der ritter sprach, sonst ohne diese Einführung (wie im Nibelungenlied u. s. w.).

2) S. S. 92, Anm. 4.

3) In England solche Streitlieder zwischen Stechpalme (Hulst) und Epheu, der Weihnachtszeit angehörig, s. Germ. 5, 269 ff. — Gegnerschaft unter Pflanzen, wie Eiche und Hasel, Weißdorn und Schwarzdorn s. Muth 617; vgl. bei Boner (Edelstein 83), Eiche und Rohr im Sturme.

4) Eine Quelle für A (Heinrich Finkens .. Lieder, Nürnberg 1536, mit Noten) hat nur Str. 1—4. (Das Sommerlied nur von 1580).

schlosz (Wildenstein), ein weders stetigs essen und drinken und nimmer nuechter werden, oder aber schlafen, oder sie sangen den Buxbomm und Velbinger (4, 162).

Daher auch ein Versuch, das Lied geistlich zu verwenden: „der gaistliche Buchsbaum, von dem streit des Fleischs wider den Gaist, im thon des Buchsbaums", von Hans Witzstat von Wertheim, aus der Mitte des 16. Jahrhunderts[1]):

> Nun hörend zů, ir christenleut,
> wie leib und seel genander streit
> alhie auf erd in diser zeit
> hand sie ein stetigs kriegen,
> ains mag vom andern fliehen u. s. w.[2])

Nach dem Buchsbaum auch der Streit von Wasser und Wein[3]) in mehreren Fassungen.[4]) Dies Lied noch in Hessen[5]) sowie in Franken[6]),

1) O. Schade, Weim. Jahrb. 4, 453; Goedeke, Grundr.[1] 237 (2. Aufl. 2, 257), wo allein 12 Drucke (auch in Gesangbüchern, von 1539. 1540) angeführt sind, darunter von 1539. 1540, während das zweite Vorbild Sommer und Winter nur von 1580 ist.

2) Gedruckt von O. Schade, W. Jahrb. 4, 466 f.

3) Preis des Wassers, zum Teil in Rätselform, Barlaam hrsg. v. Pfeiffer 234, 13 ff.; Carm. Bur. 232 de conflictu vini et aquae, wo auch das Wasser das letzte Wort hat:

> Propter tuam pravitatem
> nullam habeo libertatem,
> domos teneo parvulas:
> ego magna sum in mundo,
> dissoluta me diffundo
> per Terrae particulas etc.

Altfranzösisch bei Springer, Paris 121.

4) Drei im Wunderh. 4, 179. 183. 186, eine vierte im Anz. d. germ. Mus. 1868, Sp. 286 f.; das erste, bei der Kun. Hergotin, nennt sich ausdrücklich „in des buchsbaums thon" (Wdh. 4, 179), auch im Druck bei Guldenmund: Im thon als man singt den Buchsbaum. Auch dies bei H. Sachs vom 2. Jan. 1536 (1, 417 d 1558): „Ein Kampfgespräch zwischen Wasser und Wein", es sind aber Bacchus und Neptunus (er will's in Genua erlebt haben). Noch eine Fassung E.-B. Nr. 1074; Wunderh. 2, 37, hier am Schluß mit einer hübschen Zuthat der Herausgeber:

> Sie wollen noch länger da streiten,
> Da mischte der Gastwirth die beiden.

5) Bei Böckel 8 (s. folg. S., Anm. 8); auch noch wie bin ich so fein und am Schluß:

> Da sprach es der Wein: Du hast Recht,
> Du bist der Herr und ich der Knecht,
> Hättest du mich nicht beregnet,
> Hätte die Sonne mich nicht gesegnet.

6) Ditfurth, Fränk. Volksl. 2, 268 in 12 Str. (12, 1. 2. Da sprach der Wein: ja Wasser du hast recht, du bist der Meister und ich der Knecht.

hier in einer Fassung fast besser als die andern, offenbar neu gut aufgefrischt, namentlich im Schlusse; am nächsten ist ihm Wunderhorn 2, 37. Aber auch noch in Schwaben[1]) in 6 Strophen von der Alb (ich bin so fein[2]), in Nordungarn[3]) in zwei Fassungen, in 7 Strophen (ich bin fain) und in 11 Str. (ich bin so fein), auch in Gottschee.[4])

In den Drucken des 16. Jahrhunderts im Wdh. 4, 179—188 und einem fl. Blatt [= E.-B. Nr. 1074] ist diese Wendung ich bin so fein nicht mehr, und hier im 19. Jahrhundert noch — welche Treue des Festhaltens! Eine genaue Vergleichung aller wäre eine schöne kritische Arbeit.

Endlich eine niedrige Anwendung aus dem 16. Jahrhundert: „Ein schön new Lied von eim Sewsack und Stockvisch, in des Buchsbaums thon", 14 Str. (fl. Bl. o. O. u. J.)[5]), wahrscheinlich aus Nürnberg, da zuletzt der Seusack gewinnt:

am marck bey dem schön brunnen
hand sie (die Würste) das recht gewunnen.[6])

Am Schlusse: Gedruckt in diser fasten | Kein visch hab wir im kasten (Verhöhnung des katholischen Fastens).[7]) Der Seusack, d. i. die Wurst, vertritt die Schlemmerzeit, der Stockfisch die Fastenzeit. Witzig ist es, aber unerquicklich; in der Fastenzeit war freilich manches Derbe erlaubt.

Das ursprüngliche Vorbild klingt noch nach: der Sewsack sprach ich bin so fein (7, 1, nur hier); do der Sewsack gewan das recht, mit ihm frewet sich all sein geschlecht, das di Visch musten sein ihr knecht.[8])

---

1) Meier 263.

2) Im Wdh. 2, 38 ff. stets bin ich so fein (anschließend an Uhl. S. 32).

3) S. Schröer, Wörterb. der deutschen Mundart des ungr. Bergl. 1858, S. 128 ff.

4) S. zu Ditfurth a. a. O. 2, 268.

5) Nach Hildebrands handschriftlicher Sammlung bei E. B. Nr. 1078, doch mit willkürlichen Änderungen (wie auch Böhme, Altd. Lb. 420 u. 361 mit groben Fehlern und willkürlichen vermeintlichen Besserungen aus derselben Sammlung genommen sind). Im Ambr., Frankf. Lb. 1599, Nr. 142; Goedeke, Grundr. 237.

6) Also in Prozeßform, s. oben S. 95, Anm. 4.

7) Ein Fastnachtswitz — dabei die Form des Rechtsstreites ja beliebt; vgl. die Fastnachtspiele.

8) Auch im Frankf. Lb. 1599. 1584. 1582, Nr. 142 (Goedeke, Grundr.[1] 237, 2. Aufl. 2, 257, wo eigner Weise Sewsack und Strosack). — Durch die ganze europäische Litteratur verfolgt Otto Böckel (in seinem oft gelehrten, doch stets ans Leben angelehnten Buch „Deutsche Volkslieder aus Oberhessen". 1885. S. 11 ff.) den Streit zwischen Wasser und Wein, Leib und Seele, Welt und Religion, Synagoge und Kirche, Fastnacht und Karneval, Leben und Tod, Schokolade und Wein, Tugend und Laster, Bauer und Edelmann, Frau und Priester, Geistlicher und Ritter u. s. w. Es fehlt (s. Schmeller 3, 248) der Streit zwischen „lieb" und „schön". (Vgl. Walther v. d. V. 50, 4.)

Siebenter Abschnitt.

Das Mädchen und die Hasel.

Aus dem großen Gemeindeleben stammen die bisher betrachteten Lieder; das Innerste und Geheimste des Einzelnen, das Liebeleben, wollen wir nun betrachten.

Das Mädchen und die Hasel.[1])

1. Es wolt ein mägdlein tanzen gen,
suchť rosen auf der heide,
was fand sie da am wege sten?
eine hasel, die war grüne.

2. „Nun grüß dich gott, frau Haselin!
von was bist du so grüne?“
„nun grüß dich gott, feins mägdelein!
von was bist du so schöne?“

3. „Von was daß ich so schöne bin,
das kan ich dir wol sagen:
ich iß weiß brot, trink külen wein,
davon bin ich so schöne.“

4. „Ißt du weiß brot, trinkst külen wein
und bist davon so schöne,
auf mich so fällt der küle tau,
davon bin ich so grüne.“

5. „Hüt dich, hüt dich, frau Haselin,
und tu dich wol umschauen!
ich hab daheim zwen brüder stolz,
die wollen dich abhauen.“

1) Uhland, VL. Nr. 25, Schriften 3, 426. [Bei Erk-Böhme Nr. 174 ff. die verschiedenen Fassungen und (S. 542) die Litteratur darüber.]

6. „Und haun sie mich im winter ab,
im sommer grün ich wider;
verliert ein mägdlein iren kranz,
den findt sie nie mer wider."

Daß die Hasel redet, ist in der Volksdichtung gäng und gäbe. In alter Zeit erscheinen die Bäume als Mitwisser, teilnehmende Mitlebende des Menschen: noch heute wird in Westfalen ein Todesfall von Haus zu Haus angezeigt und vom letzten dem Walde gemeldet. Das Lied bewegt sich in der Region des halbtraumhaften Lebens.

Das Ganze ist eigentlich Selbstgespräch des Mädchens, das den gefährlichen Gang geht, aber innerlich mit sich kämpft; dieser Kampf gestaltet sich von selbst zu einem Zwiegespräch.

Uhland hat das ältere Lied mit feinem Geschick — in den „VL." noch etwas altertümlicher als in den „Schriften" — aus drei mehr modernen, z. T. sehr von einander abweichenden Liedern bei Herder[1]), Meinert[2]) und Zarnack[3]) hergerichtet; denn nur ein kleines Stück ist als alt bezeugt. Aus dem 16. Jahrhundert haben wir eine unsichere Spur: in Wolfgang Schmelzels Quodlibet[4]) steht ein Liedesanfang Es wolt ein magd zum tanze gan.[5])

Uhland faßt das Rosensuchen (Str. 1, 2) verblümt[6]), während man an Rosen zum Kranze für den Tanz denken kann, und der bei Uhland gleich im Anfang eingeführte sinnliche Gedanke ist da kaum schon notwendig: jedenfalls will sich die Jungfrau einen Kranz holen zum Tanze. Nur vom Tanze ist z. B. bei Meinert („Schenkhaus"), Hoffmann, Schleicher[7])

---

1) VL. 1, 109; S. 320 „Deutsch", ohne Quelle, nicht von Goethe.

2) Alte teutsche Volkslieder in der Mundart des Kuhländchens [im Quellgebiet der Oder], herausg. u. erläutert von Jos. George Meinert. 1. Bd. (einz.) Wien u. Hamburg 1817. S. 29 ff. (mit 13 Str., gegenüber Uhlands 6).

3) Deutsche Volkslieder. Berlin 1820.

4) Nürnberg 1544. Nr. 20. Mit Mel. (nur halb, vom Herausgeber ergänzt) bei Böhme, Altd. Lb. 150; ohne Mel. Liliencron S. 317.

5) Uhl. Schr. 3, 522. Eine zweite Zeile sucht rosen auf der heiden noch bei Böhme, Altd. Lb. als echt. [Vgl. nun aber Erk-Böhme 1, 536.] Eine „umschreibende englische Ballade" bei Ritson s. Uhl. 3, 427. 523; vgl. die hübsche wendische Fassung das. 427: „Beim Grasen wird das Mägdlein im grünen Holze von einem kleinen Ast ins Gesicht geschlagen und droht, durch seine zwei Brüder ihn wegschneiden zu lassen; das Ästlein entgegnet, im Frühling schlag' es doch wieder aus, seine Sprossen werden dann viel grüner noch und frischer stehn, aber um verlorene Mädchenehre sei es auf immer geschehen." Diese sowie die litthauische (bei Uhland, Schr. 3, 523) sind vielleicht Bearbeitungen.

6) Schr. 3, 426.

7) S. unten S. 109, Anm. 2.

die Rede. Doch mag Uhland recht haben; sein Anfang ist aus Zarnack, deutlicher bei Herder, und zwar ohne Tanz:

> Es wollt ein Mädchen Rosenbrechen gehn,
> Wol in die grüne Heide (d. h. zum Stelldichein),

und auch der Verlauf bei Herder zeigt die vorschwebende Absicht des Mädchens.

Trefflich stellt Uhland Ton und Kern dieses Volksliedes gegen andere, besonders gegen die Art der Kunstlieder. „Neben dieser leichtfertigern Weise schlagen aber die Volkslieder auch einen Ton an, der den Kunstdichtern fremd geblieben ist", und: „Die Volksansicht nimmt es ernster (als der Hof), ihr ist die Jungfrau, die zum Tanze oder nach Blumen geht, eine nachdenkliche Erscheinung.[1]) Im ersten Jugendglanze, zaghaft und ahnungsvoll, für die gefährliche Lust sich schmückend, ist sie ein Trost der Augen, aber auch ein Gegenstand der frommen Scheue, der Besorgnis und des leisen Mitleids, ein bekränztes Opfer" — darauf (S. 423) Ausführung, wie in alter Poesie die Tochter im Hause gehütet wird vor der Welt, um sie „in heiligem Dunkel erblühen und dann eines Morgens in reinstem Glanze hervorgehen zu lassen".

Uhlands Fassung mit ihrer bloßen Andeutung der Gefahr[2]) mag dem Ursprung am nächsten stehn. Vollständigere Fassungen sind deutlicher gemacht.

Eine schlesische Fassung[3]) läßt das Mädchen die Gänse austreiben[4]); der Haselstrauch wirft ihr endlich vor:

> Und wenn du noch so schön bist,
> Deine Ehr hast du verschlafen,
> Du hast dein Ehrengoldringelein
> Bei deinem Schatz gelassen,

darauf die Drohung des Mädchens mit den Brüdern, zum Schluß die Moral der Hasel, wie bei Uhland.

---

1) (Schr. 3, 422.) Warum? weil da noch das Überlieferte des Gesamtgefühls, Gemeindegefühls die Quelle des Denkens und Empfindens ist, bei Hofe aber, wie in der „Bildung", das Einzelgefühl des Individuums, das zunächst für sich sorgt.

2) In der Hauptsache genau so hessisch bei Böckel 10 (ein Lorbeerbaum). Ähnlich bei Herder, wo aber das Mädchen selbst die Nutzanwendung vom Kranze macht; sie dankt dann der Hasel und kehrt um vom Weg zum „Narrentanze". Auch bei Meinert kehrt sie um, aber es ist eigentlich schon zu spät.

3) Wdh. 4, 350.

4) „Es trieb ein Mädel die Gänse aus
Des Morgens in der Frühe",

so auch bei Erk, Liederh. 108, das. 110 aus der Uckermark, es ist ein Sagebaum. [S. nun E.-B. 1, 540ff.]

Im Schlusse dem schlesischen[1]) gleich ist ein Lied aus Sonneberg[2]), aber die Mahnung ist hier deutlicher:

> Bei Mondenschein und finsterer Nacht
> Ist keine Treu vorhanden,
> Es gibt der falschen Burschen viel,
> Die bringen dich in Schanden.

Doch das Mädchen will eben nur zum Tanze, nimmt aber die Mahnung auch übel. Der Baum ist da ein satterbaum, d. h. doch wohl ein sadebaum, sadelbaum (sagebaum, säbenbaum).[3])

Der vollständigsten Fassung ähnlich, noch größer, ist die aus dem Kuhländchen[4]):

> 1. Es wollt ein Mädl ins Schenkhaus gehn,
> Sie schmückt sich wunderschöne:
> Da bleibt sie auf 'ne Weile stehn
> Vor einer Hasel grüne.
>
> 2. „Und grüß dich Gott, Frau Haselin!
> Von was bist du so grüne?"
> „Und grüß dich Gott, feins Mädelein,
> Von was bist du so schöne?"
>
> 3. „Von was daß ich so schöne bin,
> Das kann ich dir bald sagen:
> Ich esse weiß Brot, trinke Wein,
> Davon bin ich so schöne."
>
> 4 „Von was daß ich so grüne bin,
> Das kann ich dir bald sagen:
> Auf mich so fällt der kühle Thau,
> Davon bin ich so grüne.

---

1) Aus Schlesien in noch drei Fassungen bei Hoffmann v. F., Schles. VL. Leipzig 1842. S. 121 ff., in 12, 10 und 7 Strophen (die erste auch Wunderh. 1, 272 der neuen Ausg., ursprünglich aus Herder). Auch bei Erlach. Firmenich (doppelt), s. Mannhardt, Ztschr. f. Myth. 3, 96.

2) Schleicher, Volkstümliches aus Sonneberg im Meininger Oberlande. Weimar 1858. S. 113, auch in nur 7 Strophen.

3) juniperus sabina, auch Kindermord genannt Nemnich 3, 270. [Vgl. E.-B. zu Nr. 174 g.]

4) Meinert a. a. O. 29—31, oben in der hochd. Übers. des Wunderh. 4, 351 ff. [E.-B. Nr. 174 d.]

5. Und welches Mädl ihr Ehr will han,
Die muß zu Hause bleiben,
Und muß nicht ins Schenkhaus gahn
Mit ihrem stolzen Leibe.

6. Sie muß nur gehn bei Sonnenschein,
Bei Sonnenschein nach Hause:
Bei Mondenschein, bei finstrer Nacht
Ist kein Ehr zu erhalten." —

7. „Schweig still, schweig still, Frau Haselin!
Und red' auch nicht so sehre:
Ich hab wolln zu meim Buhle gehn,
Jetzt werd' ich mich umkehren."

8. „Und kehrst du umme wie du willst,
Er hat bei dir gesessen!
Du hast dein rot Goldfingerlein
In seiner Hand vergessen.

9. Du hast wol auch was mehr gethan,
Du hast bei ihm geschlafen;
Du hast den grünen Rautenkranz
Auf seinem Haupt gelassen."

10. „Schweig still, schweig still, Frau Haselin!
Du kannst dich bald umschauen:
Ich hab daheim zwei Brüder stolz,
Die werden dich umhauen."

11. „Haun sie mich gleich im Winter um,
Im Sommer grün' ich wieder:
Verliert ein Mädl ihrn Ehrenkranz,
Den findt sie nimmer wieder.

12. Und wenn die Lind ihr Laub verliert,
So trauern all die Äste:
Ade, ade, feins Mädelein,
Und halt dein Kränzlein feste!"

13. „Ich kann ihn halten, wie ich will,
Er ist mir schon entfallen.

Es ist mir schon von weißer Seid
Ein Schleierlein drauf gefallen."[1])

Der Schleier am Schluß giebt schöne Versöhnung.

In einer flämischen Fassung aus Brügge[2]) ist es ein zavelboom, wie an der Unstrut[3]) ein sadenboom, in Sonneberg ein satterbaum. Das Mädchen dankt da wie bei Herder und kehrt gerettet um, dafür tröstet sie der Baum, sie werde, falls Gott es wolle, ihn doch sicher bekommen — merkwürdig durch seine rein sittliche Wendung, auch durch die Milderung, daß von einer Drohung des Mädchens mit den Brüdern nichts mehr steht.

Vielleicht kommt dem Liede vorgeschichtliches Dasein zu durch sein Auftauchen in England[4]):

It was a maide of my countrè,
As she came by a hathorne-tre,
As full of flowers as might be seen,
She mervel'd to se the tre so grene.

Ist das nicht das Ursprüngliche? der Hagedorn selber, von dem sie Rosen (?) pflücken will, mahnt sie an die Gefahr.[5])

Auch schwedisch ist ähnlich ein Gespräch mit der Linde[6]) und litthauisch mit dem Leinbaum (darin die Drohung mit den Brüdern), „doch nehmen diese Lieder andere Richtung". Eine wendische Fassung[7]) könnte Entlehnung sein.

Von einer mythologischen Beziehung der Hasel sagt Uhland nichts, wohl aber Mannhardt[8]), der von erotischer und obscöner Bedeutung der Haselnüsse spricht: „In die Haseln gehn heißt liebeln." Aber die Hasel — sie vertritt das Gemeindegewissen — warnt und schützt ja eben hier vor Erotik! Und doch[9]): die Hasel kann das Mädchen an den verbotenen

---

1) Nach dem Jawort des Bräutigams setzte sonst die Braut ihren Kranz dem Bräutigam aufs Haupt. Ein gefallenes Mädchen durfte bei der Trauung den Kranz nicht tragen, sondern trug ein weißes Kopftuch (wie die Witwen).

2) Mitgeteilt von Liebrecht, Germ. 14, 93. Französisch erscheint 'Frau Hasel' in den Romanzen bei Bartsch. Leipzig 1870.

3) [S. E.-B. Nr. 174 b.]

4) Aus einer Hs. des 16. Jahrhunderts bei Ritson, ancient songs and ballads. London 1829, 2, 44 (Uhl. Schr. 4, 30. 3, 523).

5) Die Dornrose, rosa canina, heißt bei Nemnich 4, 1169 nicht hawthorn.

6) Uhl. 3, 523. 4, 30.

7) Uhl. 3, 427.

8) Ztschr. f. Myth. 3, 96. Belege aus Schwaben („geh mit mir in d' Haselnüß") das. 97. Vgl. haselieren (17. Jahrh.) „liebeln".

9) [Zusatz H.s aus dem Jahre 1874.]

Genuß mahnen (wie der Sebenbaum an die verderblichen Folgen[1]) — das Ganze ist ja doch eigentlich ein Selbstgespräch des Mädchens. „Wer von seinem Schätzchen das Jawort nicht erlangen kann," wird aus Westfalen berichtet[2]), „der mache nur, daß er sie bei der Hasel treff, so ist der Bund geschlossen." Aber in unsern Liedern ist auch davon keine Spur; die Sänger in Schlesien, Kuhländchen u. s. w. müssen davon nichts wissen oder doch nicht daran denken. Aber eine Art Liebesbusch war der Haselstrauch: wer nit fräud von seinem lieb gehaben mag, er sech es dann täglich, der sol heslin laub tragen, wann man sucht die hasel selten, dann allein so si frucht tregt[3]), d. h. der Blüten wegen nicht — also Greifbares, Genuß statt Ideales?

Ob in der Vorzeit und ihren Fassungen, wenn das Lied da schon lebte, die Hasel einen religiösen Hintergrund hatte, das wäre eine andere, aber für unser Lied eigentlich nutzlose Frage. Wirklich war die Hasel heilig.[4]) In altschwedischen Gesetzen[5]) soll jeder im gemeinen Walde hauen dürfen, ohne Buße, außer Eichen und Haseln, die haben Friede, „weil beide Thunars Lieblingsgewächse sind"[6]); Thunar „steht der geschlechtlichen Liebe vor", wie Frîa (Frouwa).[7])

Mit Haselgerten und Schnüren ward im Norden der Gerichts- und Kampfplatz umhegt und durch die Heiligkeit derselben geschützt.[8])

1) S. oben S. 109.
2) Woeste, Ztschr. f. Myth. 2, 96.
3) Hätzlerin 172 a.
4) „Wer für sein Weh nach Bärtischwil wallfahrtet und dort einen Haselzweig opfert, der wird geheilt". Lütolf (Sagen, Bräuche und Legenden aus den 5 Orten Lucern, Uri u. s. w.) bei Pfannenschmid, Weihwasser 64.
5) Myth.² 617.
6) Ztschr. f. Myth. 2, 96.
7) a. a. O. 93. 95.
8) S. Grimm, Rechtsaltert. 809 f.; Uhland, Germ. 4, 62; Möbius, altn. Gloss. s. v. hasla. Man denke auch an die Hasel als Wünschelrute.

Achter Abschnitt.

Die Rose im Volkslied.

1. Von der „minniglichen" Bedeutung der Rosen.[1])

In der Poesie des Volksliedes sprechen Farben und Blumen, wie anderes in der Natur, zum Menschen — gleich den Tönen, Klängen — eine stumme Sprache, wie den Menschen gemütsverwandt, mitwissend, mitfühlend, und doch aus der letzten tiefsten Quelle alles Gesamtlebens heraus. Der natürliche Mensch findet eine Sprache in allem Lebendigen, denn alles wird nur lebendig, indem man es sich menschlich vorstellt:[2]) Farben und Blumen sprechen ähnlich wie die Vögel zum Naturmenschen. Man glaubte überhaupt, daß die Natur besser, eindringlicher rede, daß sie dem letzten Ich näher stehe, als der äußerliche Mensch. So ist die natürliche Leiter: Menschenstimme, Stimme der Tiere, dann Waldes-, Wasser- und Windstimme sowie alle Naturklänge, Farben, in den Blumen gestaltet u. s. w. Rot ist die Farbe der höchsten Freude und Lebensfülle, daher die Rose die Blume des höchsten Glücks, der Liebe, Freude,

---

1) Die Rose, Geschichte und Symbolik in ethnographischer und culturhistorischer Beziehung, ein Versuch von M. J. Schleiden. Leipzig 1873. V. Hehn, Kulturpflanzen und Hausthiere. Berlin 1874. S. 211 ff. Rose und Lilie. Uhland, Schriften 3, 416 ff., von „Farben" 3, 430 ff. — „Blumensprache" (was allerlei pletter bedeüten) Hätzlerin 171a, Hand in Hand mit „Farbensymbolik" (von uszlegung der sechs farb) das. 168a (vgl. Zingerle, Germ. 8, 497 ff., 9, 385 ff.). Noch heute 'durch die Blume reden', 'verblümt sagen'; ferner 'Brennende Liebe', 'Braut in Haaren', 'Augentrost', 'Vergißmeinnicht', 'Je länger je lieber', 'Männertreue' (fällt leicht aus), 'Maßlieb', 'Schafgarbe' (in der Vorzeit mit schönen vollen Augenbrauen verglichen). Von verschiedener Bedeutung der Blumen handeln Lieder bei Uhland VL. S. 106. 108. Hoffmann, Gesellschaftslieder 45 ff. Vgl. bei Uhland, VL. Nr. 183, 11 'die christenheit edler rosen vol' = voll Glück. Zu den Rosen im Volkslied s. Uhl.: S. 247 Rosenbaum, S. 245 'nach roslein gan', S. 254 'rosenzweig', S. 256 Winterrose, S. 49 'van gold dre rosen', S. 384 'drei röslin', S. 104, 389 'rosengarten', S. 111 Heidenröslein, S. 259 'rosenkranz', S. 111 'rosenstock', S. 877 geistlich, S. 183 grüne rosen, S. 3 'mit rosen umbestaht', S. 332 'rosenfarbes blut', S. 475 von Blut.

2) Vgl. unser 'es spricht mich an'.

Hoffnung, aber zugleich schon die Blume des Todes. Sie ist die Königin der Blumen, bei aller Einfachheit ein an Wundern unerschöpfliches Meisterwerk.

In den Liedern ist über die Rose viel verstreut, in großer Mannigfaltigkeit der Anwendung, versteckter und deutlicher, sinnig ahnungsvoll andeutend wie gröber mißbrauchend. Uhland teilt in seiner Sammlung mehrere Lieder mit über die Blumen im Liebesleben, leider aber sehr in zersungener Form; die Texte sind gemengt und nicht rein. Unter der Überschrift „Rosenbrechen" hat er drei Lieder mit verwandtem Thema vereinigt (Nr. 22 ff.), die aber alle an Unklarheit leiden, also zum Teil schon zersungen sind. Dies ist bei den Minneliedern überhaupt der Fall, da sie ja am meisten gesungen wurden.

1. Ick stech up einen boem
de mi to hoge was,
de twige breken to stücken
und ick vell in dat gras.

2. Sötelef, wil gi mit mi riden?
sötelef, wil gi mit mi gan?
ick wil juw, sötelef, leiden
dar de rode röselin stan.

3. „Ick wil nicht mit juw riden,
ick wil nicht mit juw gan,
min vader wert mi schelden,
min moder wert mi schlan."

4. Worümme wert he juw schelden?
worümme wert se juw schlan?
gi hebbt jo den roden röselin
nenen schaden gedan.[1])

Der traumhafte Ton zeigt das echt Volksmäßige. „Sötelef, wil gi mit mi gan?" deutet auf Entstehung im 14. Jahrhundert. Der Vortragende, vom Reuterorden, gehört zu den herabgekommenen Rittern, den Vorgängern der Landsknechte, deren freies Leben wilde schöne Poesie erzeugte.

Von dem kleinen Liede, das „von allerlei Zuthat erdrückt" ist (Schr. 4, 27), hat Uhland im Eingang eine, am Schlusse zwei Strophen weggeschnitten, den belassenen Strophen aber die 5. Zeile. Das andere,

1) Aus Uhlands handschriftlichem nd. Liederb., Anfang des 17. Jahrhunderts; s. VL. S. 977.

worin die „roten röselin“ symbolisch erscheinen, klingt nicht ganz volksmäßig, etwas studentenhaft:

1. Die röslein sind zu brechen zeit,
derhalben brecht sie heut!
und wer sie nicht im sommer bricht,
der brichts im winter nicht.

2. Und brichst du sie im sommer nicht,
das rewet dich, ja dich;
es get ein frischer sommer herein,
dasselbig frewet mich.

3. Der sommer bringt uns külen taw[1])
ins grüne gras, ja gras;
wär ich bei meinem feinen lieb,
so wär mir desto baß.

4. „Wilt du zu mir, saum dich nicht lang
in disem zil, ja zil!
es get ein frischer sommer herein,
bringt uns der röslein vil.“

5. Da brachen sie der röslein vil
mit großer frewd, ja frewd;
wolauf mit mir, brauns mägetlein![2])
es ist iezt an der zeit.

6. Sie brachen in der röslein ab
zu einem kranz, ja kranz,
sie globten einander trew und er,
das macht ir lieb erst ganz.

7. Wer ist, der uns das liedlein sang
auß freiem mut, ja mut?
das tet eins reichen bauren son,
war gar ein junges blut.[3])

---

1) Der Tau galt als eine Art Göttergabe; das höchste Symbol der Liebe war eine betaute Rose.

2) Woher „das braune Mädchen“ in die deutsche Poesie kommt, ist noch unklar.

3) Nach einem fl. Bl. Straubing bei A. Sommer, aus einem vorn unvollständigen Exemplar. Uhland ergänzte aus Fischarts Gargantua Kap. 6 S. 132 Sch.), wo es als altes Liedlein bezeichnet und die 1. Str. angeführt wird. 2, 1 muß also Uhland dazu geraten haben, da mit 2, 2 sein fl. Bl. anfängt.

Brockenhaft ist Nr 24.[1])

1. Ich reit mir auß kurzweilen
für einen grünen wald;
was begegnet mir in der auwe?
ein wunderschön jungfrauwe,
nach röslein wolt sie gan.

2. Da begegnet ir ein herre,
zu mal ein feiner mann:
„sag mir, du guter geselle,
wie man die röslein soll fellen
oder wie man sie brechen soll!

3. Bricht man sie gegen dem abend,
so seind sie von farben bleich,
bricht man sie gegen dem morgen,
ein ander hat sie verborgen
den schaden den muß ich han.“

4. „Die röslein soll man brechen
zu halber mitternacht,
denn seind sich alle bletter
mit dem külen tau beladen,
so ist es rösleinbrechens zeit.“

---

5. Ich schuß nach einer taube
in einem grünen wald,
so hoch auf einem baume,
die saß und sang so schöne,
das war meins herzen lust.

6. Ich meine nit die taube
die mir entflogen ist,
ich meine meins bulen güte,
darnach stet mein gemüte,
zu ir stet all mein sinn.

---

1) Aus dem Frankf. Lb. 1584 Nr. 147. Uhland hat neun Strophen hinten weggeschnitten und den Rest in drei Stücke zerlegt, sagt aber Schr. 4, 29 sonst gar nichts darüber, Schr. 3, 424 erläutert er nur Str. 4.

7. Was sah ich in dem walde?
ich sahe hin und her
die blümlein so wol gestalte
bei einem brünnlein kalte,
darnach stund mein beger.

8. Da brach ich derselben blümelein
zu einem kranze schon
und gabs der herzallerliebsten mein,
ich kan und mag ir nit feind gesein,
sie ist meins herzen ein kron.

---

9. Es wolt ein mägdlein frü aufstan,
an einen abendtanze gan,
sie leuchtet also ferne
gleich wie der morgensterne
der vor dem tag aufget.

10. Ach, mägdlein, du vil junge,
laß mich nit sein schabab!
du bist meins herzen wonne,
leuchtest wie die helle sonne,
kein lieber ich auf erden hab.

Schon zwischen Str. 1 und 2 ist Unklarheit, in Worten und Gedanken wie bis in den Kern hinein bis Str. 4, wo Uhland den ersten Strich macht. Es ist ein erzählendes Lied gewesen, wahrscheinlich von großer Schönheit, wenn auch etwas locker, vielleicht in die ritterliche Minnedichtung zurückgehend; es ist etwas Neidhartisches darin. Das Mädchen scheint sich über die Bedeutung des Rosenbrechens noch nicht klar, will etwa der allgemeinen Rede zu Gefallen klar werden, ohne aber die Gefahr und den Ernst zu ahnen: die Sache wäre zu einem Tanzliede in der Minnezeit geschaffen gewesen.

Viel gesungen, daher etwas zersungen und unklar, ist das berühmte Lied von der Linde[1]), das wir (Text und Melodie) aus dem 16. Jahrhundert besitzen. Die Melodie ist hier aus oder vielmehr mit dem Texte verwachsen, wie bei Richard Wagner und den Minnesängern „Wort und Weise". Das tiefste Weh, das ein Manneshrz treffen kann, wird in Dur ausgesprochen, nicht wie bei den Modernen meist in Moll, und ge-

1) Uhl. Nr. 27. Böhme 266 f. [E. B. 2, 217 Nr 406.] Gering modernisiert für eine Singstimme und Klavier bei Lange, Altdeutsche Lieder. Die 2. und 3. Strophe sind ausgezeichnet hinzugedichtet von einem Modernen.

sünder ist wohl der Hintergrund der alten Zeit, wo das Manneskerz in Dur klagt ohne zu brechen, indem der Ton sich senkt. Wunderbar wirkt auch das Melisma (trau—au—au—auern)[1]); die Mittrauer findet hier den gesundesten Ausdruck. Es quillt für uns in dem Liede ein Jungbrunnen der Musik.

1. Es stet ein lind in jenem[2]) tal,
ach gott! was tůt sie da?
sie will mir helfen trauren,
daß ich kein bůlen hab.

2. So traur, du feines lindelein,
und traur das jar allein!
hat mir ein brauns maidlein verhaißen
sie wöll mein aigen sein.

3. Ich kam wol in ein gärtelein
darinnen ich entschlief,
mir traumet also süße,
wie mein feins lieb gegen mir lief.

4. Sie tet mich freundlich umbfangen,
sie gab mir viel der frewd,
nach ir stet mein verlangen,
ich wünsch ir vil gůter zeit.

5. Und da ich auferwachet,
da war es alles nichts,
denn nur die liechten röselein
die reisten[3]) her auf mich.

6. So reis, so reis, feins röselein,
so laß dein reisen sein!
hat mir ein feins maidlein verhaißen,
sie wöll mein aigen sein.

7. Da brach ich mir der blätlein ab
als vil als ich ir fand,
und gabs der allerliebsten mein
in ir schneeweiße hand.

---

1) Vgl. hierzu das von Goethe im Elsaß gefundene Lied „Es stehen drei Sterne am Himmel“ und „Kein Feuer keine Kohle u. s. w. niemand nichts weiß wei——ß“.

2) Bei Uhland „diesem“.

3) d. h. fielen langsam.

8. Da macht sie mir ein kränzlein drauß
und setzet mirs auf mein har,
das kränzlein tet mich erfrewen
vil lenger dann ein jar.

9. Und da das jar herumbher kam
das kränzlein mir verdarb,
was fraget ich nach dem kränzelein,
da ich mein lieb erwarb?

10. Das liedlein sei gesungen,
der liebsten zu dienst gemacht!
ich wünsch ir vil frewd und wunne
und auch vil güter nacht (d. h. Lebewohl!).

Stimmung ist in dem Liede vorwaltend. Der erste Sänger war unschulmäßiger Kunstmeister und ein tiefer Mensch. Das Ganze liegt im Gebiet des Traumhaften, halb verschwommen durch widersprechendes Schwanken der vorschwebenden Bilder.

„Es steht eine Linde in jenem Thal": man beachte die direkte persönliche Aussprache ohne Exposition und Einführung. Die Einleitung, die dem Hörer nichts zumutet, entspricht der Art der Volksdichtung, von der Homers Beurteilung durch Horaz gilt: rapit in mediam rem. — Die Linde, die hier „will helfen trauren", ist die Tanzlinde, die den Mittelpunkt des gesamten Dorflebens, besonders des Liebelebens, bildet. Es ist der heilige Baum der Germanen (und Slaven!), unter der Gericht gehalten wurde im Angesichte der Götter. Mitten im Dorfe stand sie, am Anger, auch auf gemauertem Unterbau in einem Kreise ihrer Genossen. Sie sah die Schicksale ganzer Geschlechter, und die Kinder gewöhnten sich, in ihr gleichsam ein höheres allwissendes Wesen zu betrachten. Beim Tanze unter der Linde entwickelte sich das Liebesleben und — hier haben wir den Hintergrund zu unserm Liede.[1] „Es steht eine Linde", d. h. die wohlbekannte Linde.[2]) Ihr klagt der Vereinsamte sein Leid, da ihm die Zeit in den Sinn kommt, wo die Geliebte Treue verheißen hat. Das Schlimmste ist ja das Gefühl, daß man niemand hat, dem man klagen kann. Noch in einem thüringischen Volksliede wird einem, der niemand klagen kann, zugerufen: „Klag es (das Leid) einer grünen Tann,

1) „Die Linde steht auf der Gemeine" im Liederbuch der Clara Häßlerin; hier auch: „Wer Geselligkeit sucht, muß Lindenlaub tragen" (über die Bedeutung von allerlei Blättern).

2) [S. Hildebrand, Vom deutschen Sprachunterricht S. 230 ff. und in den Beiträgen zur Gesch. der deutschen Sprache 14, 588 ff.]

die dich nicht verraten kann". Das Leid ist ein geheimes und muß es bleiben, der Klagende wendet sich darum an die 'tote' Welt, die er erwecken möchte mit seiner Inbrunst, daß sie statt der Menschen „ihm klagen helfe".[1]) Der Schluß des Liedes, wie der ganze zweite Teil der Entwickelung, liegt völlig im Traumhaften, ähnlich wie in dem Liede Walthers v. d. Vogelweide Nemt, frowe, disen kranz (Lachm. 74, 20 ff.), wo es heißt (75, 15 ff.):

mich dûhte daz mir nie
lieber wurde danne mir ze muote was.
die bluomen vielen ie
von dem boume bî uns nider an daz gras.
seht, dô muost ich von fröiden lachen.
dô ich sô wünneclîche
was in troume rîche,
dô taget ez und muos ich wachen.

Die Blumen, die auf den träumenden Dichter hier niederfallen, kehren auch, fast genau mit Str. 3 und 5 des vorigen Liedes übereinstimmend, wieder in einem Bergreihen[2]):

1. In meines bulen gärtelein
da lag ich unde schlief,
da traumte mir ein träumelein,
wie es schneiet über mich.

2. Und da ich nun erwachte
und es war aber nicht:
es waren die roten röselein,
die blüten über mich.

3. Ich brach mir die röslein abe
zu einem kranze,
ich schickt sie meinem feinen lieb
zum lobetanze.

4. So bauet ich mir ein häuselein
von petersiljen,
womit war es bedecket?
mit roten lilgen.

---

1) [Hildebrand im D. Wb. unter „Klage" Sp. 922. Dazu Ges. Vorträge und Aufs. S. 51 ff.]

2) Uhl. Nr. 28. Böhme 236, s. dort über die Zusammenstellung.

5. Und da mein haus gebauet war,
beschert mir gott ein weib,
ein mägdel von achtzehn jaren,
da war gut wonen bei.

Es ist ein traumhafter Rosengarten — solche Gedanken kommen ja im hellen Morgenschlummer —, das Phantasiehäuslein der Rätsel (s. oben S. 86, Anm. 1) und traumhaftes Rosenglück.

Auch traumhaft, aus den kecken aber echten Gedanken eines Reuters, ist ein Lied, das sehr verbreitet war, von Uhland aus flieg. Blättern des 16. Jahrhunderts in drei Fassungen hochdeutsch, niederdeutsch und niederländisch mitgeteilt[1]):

1. Ich reit einsmals zu Braunschweig auß,
da sah ein feins meidlin zum fenster auß
mit iren braun äuglin klare,
ein solchs brauns meidlin muß ich han
es kost recht was es wölle.

2. Sie sah mich über die achsel an,
sie sprach: „du bist kein edelman,
du bist nit meines gleichen,
ein edelman den muß ich han,
ein hüpschen und ein reichen."

3. „Brauns meidlin, laß mich unverschmächt!
ich bin meins guts ein armer knecht,
ich bin wol deines gleichen:
ein reicher kaufman kan werden arm,
ein armer reuter reiche."

4. „Gut gsell! du solt mich recht verstan
und wie du wilt so solt du mich han,
in einem rosengarten
da will ich sein die liebste dein
und deiner wil ich warten."[2])

Man vergegenwärtige sich den Hintergrund: die reiche Kaufmannstochter und der arme, aber stolze Reuter!

1) Nr. 154. Einige schlimme Strophen hat Uhland weggelassen. Böhme 535 (mit Melodie).

2) Schon hier die Wendung unsers Soldatenliedes!

5. Und wann die kleinen waldvögelein singen
   und die blůmlein auß der erden springen
   so fröwen sich alle die leute,
   so můß ich armes reuterlein
   wol über die heide reiten.

6. Und der uns dises liedlin sang
   ein freier hofman[1]) ist er genant,
   er hats so wol gesungen,
   er trinkt vil lieber den kůlen wein
   denn waßer uß dem brunnen.

Außer einem andern Eingang[2]), woran sich die den vier hochdeutschen (Str. 1—4) entsprechenden Str. 2 ff. anschließen, bietet die niederdeutsche Fassung noch einige charakteristische Strophen, mitten im hochdeutschen Text:

(6.) „Schöns megtlin, hebbe einen frien mot!
   ick gink mi di bet in den dot,
   dat ick di nümmer vorgete,
   unde all wat ick up erden han
   dat schal din egen werden."

(7.) „Gesell, hebbe einen guden mot!
   unse sake wert balde werden gut,
   lat uns it men beginnen!
   wie möten morgen er de dach angeit
   uns scheiden umme kleffer willen."

---

1) Darunter ist wohl ein mit einem Hofe belehnter Gutsbesitzer gemeint.

2) Ik ret ein mal to buschwert an,
   dar vant ick geschreven avermal
   wo ein bruns megtlin were;
   to Brunschwik stait ein hoges hus
   dar ick so gerne were.

Fast genau so im Antwerpener Liederbuch (Hor. belg. 11, 127) bis auf Z. 2 overal (st. 'avermal'). Nur die 2. Str. weicht hier vom nd. im Eingange ab: während dieses zum hd. stimmt, heißt es im nl.: „In Bruinswijc staet een hoghe huis, | daer siet een fijn maecht tar veinster uut u. s. w." Ebenso weicht das nl. Lied in Str. 5 vom nd. und hd. (hier Str. 4) ab (Z. 1 u. 2): „Adieu ioncfrouwe! ic vaer daer heer, | ic sette u al in mijn deer u. s. w." In Str. 6 (= hd. 6) nennt sich als Dichter „een vroom lantsknecht".

(8.) De uns dit letlin erst erdacht
dorch lef is he in trurent gebracht
umm einer junkfrouwen willen:
ach möcht ick noch ein mal bi er sin!
er trurent wolde ick stillen.

Die Liebste erscheint selbst als Rosenstock im Heiderösslein[1]), das nicht rein volkstümlich ist, sondern in städtischem Tone; jedenfalls ein Widmungsgedicht an eine reichsstädtische Tochter.

Sie gleicht wol einem rosenstock,
drumb gliebt sie mir im herzen,
sie tregt auch einen roten rock,
kan züchtig, freundlich scherzen,
sie blüet wie ein röselein,
die bäcklein wie das mündelein;
liebstu mich, so lieb ich dich,
röslein auf der heiden!

Wie viel poesievoller ist, eines der schönsten Lieder die wir haben, das Abschiedslied![2])

1. Ach gott, wie we tut scheiden!
hat mir mein herz verwundt;
so trab ich über die heiden
und traur zu aller stund,
der stunden der seind also vil,
mein herz tregt heimlichs leiden
wiewol ich oft frölich bin.

2. Het mir ein gertlein bawen
von veil und grünem kle[3]),
ist mir zu frü erfroren[4]),
tut meinem herzen we,
ist mir erfrorn bei sonnenschein
ein kraut Je lenger ie lieber,
ein blümlein Vergiß nit mein.

---

1) Uhl. Nr. 56. Quelle ist die Sammlung des Paul van der Aelst (Deventer 1602). Böhme 244. [Nun E.-B. 2, 242 ff. Nr. 426.]

2) Uhl. Nr. 67. Böhme 339. Liliencron 355. [Erk Böhme 2, 551 Nr. 746.] Die Mel. bei Forster (1549) sehr künstlich. Eine schöne neue Weise von C. Groos (1817) steht in den Deutschen Liedern für Jung und Alt. 1818, gehört in die romantische Liederzeit C. M. Webers.

3) Also ganz bescheiden!

4) [Erfrorne Blumen und verwüstetes Gärtlein sind Bilder des durch Trennung oder Untreue zerstörten Liebesglückes. E. B. 2, 552.]

3. Das blümlein das ich meine
das ist von edler art,
ist aller tugend reine,
ir mündlein das ist zart,
ir euglein die seind hübsch und fein,
wann ich an sie gedenke
wie gern ich bei ir wolt sein!

4. Solt mich meins bulen erwegen (d. h. verzichten),
als oft ein ander tut,
solt füre ein frölichs leben
darzu ein leichten mut,
das kan und mag doch nit gesein;
gesegne dich gott im herzen!
es muß gescheiden sein.

Alle echte Kunst kann nur andeutend sein, das kann man an den Volksliedern recht deutlich lernen. —

Sehr weit zurück reicht, vielleicht mit seinen Wurzeln in die Urzeit, das Lied Nr. 52:

Rosengarten.

1. „Junkfrewlein, sol ich mit euch gan
in ewern rosengarten?[1])
und da die roten röslein stan,
die feinen und die zarten,
und auch ein baum der blůet[2]),
von esten ist er weit,
und auch ein kůler brunne[3]),
der auch darunder leit."

2. „In meinen garten kumstu nit
zů disem morgen frů,
den gartenschlüßel findstu nit[4]),
er ist verborgen hie,

---

1) Eine Art Paradies, angeknüpft an die Person der Geliebten. S. unten S. 131 den Exkurs über Rosengarten.

2) Dahinter der Gedanke: der Kreis, der sie umgiebt, ist ein Paradies ewiger Mai.

3) Der heilige Brunnen darunter darf nicht fehlen.

4) Er ist wohl in der Nähe, aber gut geborgen.

er leit so wol verschloßen,
er leit in guter hůt[1]),
der knab darf weiser lere
der mir den garten auf tůt."

3. Ich kam zů ir in garten,
wie manch gůt gsell mer tůt,
do stůnd das selbig junkfrewlein
so gar in gůter hůt;
es sang von heller stimme,
daß in dem garten erschal,
die vögel in den lüften
gabens den widerhal.[2])

4. Ich kam zů ir getretten,
wie manch gůt gsell mer tůt,
ich wolt sie han gebetten,
ich bot ir meinen grůß;
ich ward zů einem stummen[3]),
vor scham do stund ich rot,
bei allen meinen tagen
leid ich nie größer not.

5. „Gůt gsell! darumb mich betten hast,
das kan und mag nit sein,
du woltest mir zertretten han
die liebsten blůmlein mein;
so ker dich wider umbhin
und gang du wider heim![4])
du brächtest doch mich zů schanden,
fürwar ist mir nit klein."

---

1) d. i. der „Schlüssel", der den „Herzensschrein" öffnet. Dies Bild vom Herzen als einem Schrein, worin das Herz des oder der Geliebten verschlossen ist, kommt oft vor, und zwar manchmal mit einem Humor, der so schön berührt, stets aber mit einer Zartheit und Poesie, mit einer Innigkeit, die jedem zu Herzen dringt. In einem Liede heißt es: „Hätt' ich den Schlüssel, ich würf' ihn in den Rhein." Also der Schlüssel wird gewünscht, nicht um das Herz heraus zulassen, sondern damit es ewig drin sein soll.

2) In dem nl. Liede (Uhl., Nachtr. S. 949. Hor. belg. 2, 171) nur die fiere nahtegal, während im deutschen Liede die vögel in den lüften gaben den widerhal.

3) Wie Walther v. d. V. (Lachm.) 115, 22: Als ich under wilen zir gesitze, sô si mich mit ir reden lât, sô benimt si mir sô gar die witze (Verstand), daz mir der lîp alumme gât (d. i. schwindelig wird); und Uhl., Schr. 4, 47.

4) Vgl. unser „heimschicken".

6. Ich kert mich wider umbher,
ich gieng bald wider heim,
da stůnd das selbig junkfrewlein
in seinem garten allein,
sie pflanzt[1]) ir gelbes hare,
von gold hat es ein farb,
mit irem roten munde
sie mir den segen gab.[2])

Uhland hat das Lied aus sieben Quellen zugestutzt[3]), von „ungehörigen Strophen" gereinigt, zur Erklärung aber nur sprachliche Kleinigkeiten geboten. Zwischen Str. 2 und 3 scheint noch ein Sprung, eine Lücke, an deren Stelle in den Bergreihen[4]) zwei Strophen stehen, an die sich das Folgende doch anschließt. Vielleicht sind die 1. und 2. Strophe, ohne jede Erzählung, Rede und Gegenrede, das ursprüngliche Lied aber doch ein Lied für sich; schon der dramatischen Form nach offenbar. Wie ist es entstanden? zuerst wirklich einer Geliebten gesungen?

Das Lied hat allerdings etwas Verschwommenes, Unbestimmtes, zeichnet sich aber durch Tiefe, wahren poetischen Zauber aus. Es ist eine Werbung und Abweisung. Mit den ersten beiden Strophen ist also das Lied eigentlich zu Ende, der zweite Teil ist eine neue Werbung und Abweisung. Vielleicht ist es eine Nachdichtung, ein Anhängsel, das irgend ein fahrender Sänger, von dem ersten begeistert, an das beliebte Lied angefügt hat. Der Schluß ist herrlich, er läßt den Hörer nur Empfindung ergänzen.

Recht deutlich wird die Schönheit des alten Liedes an dem modischen Gegensatz „Die galante Korbflechterin"[5]), das pikant, lustig ist, aber ohne alle Tiefe, gewürzt mit allerlei Fremdwörtern, ohne tiefen poetischen Hintergrund, ein rechter Beleg für den Abstand des neuen traurigen Geschmacks. Das Lied, das uns in die mittleren Kreise zwischen Volk und Hof führt, ist eine Liebeswerbung im Garten, mit Abweisung.

Die galante Korbflechterin.

1. Ein Dama schön In Garten gehn
Thät früh an einem Morgen,

---

1) Schon mhd. pflanzen = putzen.

2) Vgl. unser ironisches „drei Kreuze (segen urspr. signum crucis) hinter jem. machen".

3) Schr. 4, 47. Mel. bei Böhme 234 ist schön, frisch, hat etwas Wiegendes. [E.-B. Nr. 427.] Das Lied bei Hoffmann, Gesellschaftslieder (2. Aufl.) S. 53 fällt in der 3. Str. ganz aus der Stimmung, wenn auch der Schluß wieder einlenkt.

4) In O. Schades Bergreihen S. 129; vgl. 165 ff.

5) Hoffmann, Gesellschaftsl. 2. Aufl. S. 46.

Und hielte Rath, Wie früh und spat
Sie könnten sein ohn Sorgen,
Weil ihr Galan[1]) gar emsiglich
Zu dienen ihr bemüht sich,
Dem sie doch nicht Mit Liebespflicht
Sich möchte obligieren.

2. Bald ihr einfiel Ein Korb[2]) subtil
Zu flechten ohn Unwillen,
Auch ward der Rath Bald mit der That
Vollzogen in der Stille;
Sie flochte selbst zierlich zusamm
Die Stück zum Korb mit ihrem Nam,
Erstlich Schabab[3]) Zu der Handhab
Thät sie fein applicieren.

3. Von Liebesstückl[4]) zwar Der Korbe war
Zierlich zusamm getrungen,
Von Ungenad[5]) Als von eim Drath
Die Reif aber drum geschlungen,
Und daß mans ja nicht merken sollt,
Mit eim Faden subtil von Gold
Den Boden neu Von Leid und Reu
Thät sie daran fugieren.

4. Solche Korb alsbald Gar schön gemalt
Ließ sie ihm praesentieren
Er sollte drein Sich setzen fein
Und drin galanisieren.
Der Galan solches willig thät,
Und meint, er wär der best am Bret:
Da riß entzwei Der Boden neu,
Daß er mußt hindurch springen.[6])

---

1) Was mit dem fremden Worte bei uns alles eindrang, dazu s. Grimms D. Wb. unter „galant".

2) S. unter „Korb" in Grimms D. Wb.

3) Das Mädchen macht Gebrauch von der Blumensprache. 'Schafgarbe' (im Elsaß 'Heil allen Schaden') lat. supercilium Veneris ('Aufbrau der Venus', 'unserer Frauen Aufbraue'), hier als 'Schabab' = schieb ab, mach daß du fort kommst. Bei Aventinus (1566) 54 A 'Achillea millefolia' steht, es sei 'schab ab' und 'hab mich lieb' genannt.

4) d. i. Liebstöckl, Ligusticum, Levisticum.

5) Ein Unkraut im Getreide.

6) d. h. 'korbisieren' = durchfallen.

5. Er sprach im Grimm: Wie ich vernimm,
So werd ich ausgeschlossen.
Die Dama lacht: Ha, ha, ha, ha!
Merkst du nun erst den Possen?
Ein ander Mal lieb wer dich liebt,
So wirstu nicht also betrübt;
Jetzt fahr nur hin Und andern dien,
Da dirs mag baß gelingen!

Bei dem Volkslied waren die Umrisse und überhaupt alles mehr verschwommen, aber es lag viel dahinter, während hier durchaus nichts unklar und unbestimmt, aber auch nichts dahinter ist: hohl und fade gegen das volksmäßige Lied, auf das doch jene gebildeten Kreise auch schon mit Verachtung sahen, vom italienischen Standpunkt aus, wie später vom französischen. Wie roh das werden konnte, sieht man z. B. an des trefflichen Weckherlin „Gartenbuhlschaft oder Krautliebe"[1]), einer zotenhaft raffinierten Behandlung desselben Motivs, vermutlich nach französischen, englischen Mustern — auf der Höhe der Zeitbildung! zur Lust der höfischen und gelehrten Gesellschaft, die unendlich mehr sein wollte als der Pöbel — der Blumensinn mit kalter Gelehrsamkeit zusammengesucht. Das Gedicht ist widerlich, aber hier nötig als Gegensatz zum Volkslied; Poesie ist es nicht, es ist Bordelllitteratur.

Gartenbulschaft oder krautlieb.

Ich war in einem schönen garten,
da der Braunellen ich must warten;
alsbald sie kam und sah mich an,
empfanden wir das herzgespan.
5 „Ach, was empfind ich in dem herzen!"
sprach sie; ich antwort: „laß uns scherzen!
je läng'r je lieber bist du mir,
ja tag und nacht lieb bin ich dir.
laß uns mit maß und ohn maß lieben,
10 laß uns das nabelkraut verschieben,
das so süß, under deinen schurz."

[Worterklärungen (aus Goedeke): 2 Braunelle, prunella vulgaris, hier auch die Brünette. — 4 herzgespan, leonurus cardiaca, gemeiner Löwenschwanz. — 8 tag und nacht lieb, hesperis matronalis, Tag- und Nachtviole. — 9 maßlieb, bellis perennis, Gänseblümchen. — 10 nabelkraut, omphalodes Turnefortii. — 11 schurz, Schürze.

1) Goedeke, Gedichte von Georg Rodolf W. Leipzig 1873. S. 316.

„Ja, knabenkraut und ständelwurz,“
sprach sie, „mir allzeit wol zuschlagen:
Liebstöckel mögen wir auch wagen,
dieweil sie gut für die, die bleich, 15
so steck es tief in das glidweich.
glidkraut mein glid mit lust durchdringet,
wan es kein mutterkraut mir bringet
auch lieb und süß ist die manstreu,
mit zapfenkraut die freud wird neu, 20
dan seine tugend stets passieret.
so bald es kützelnd tief berühret
die zarte nackend huren haut,
so wird es gleichsam seifenkraut.“
„Es ist genug, laß nun ab zu scherzen, 25
bis wir einander wider herzen,
vergiß mein nicht und bleib doch weis
mein augentrost, mein ehrenpreis.“

12 knabenkraut, orchis mascula, Ragwurz. — ständelwurz, orchidea; gymnodenia conopsea. — 13 zuschlagen, anschlagen, bekommen. — 14 liebstöckel, ligusticum levisticum. — 16 glidweich, Gliederfarrn, goniocaula. — 18 mutterkraut, matricaria chamomilla, echte Kamille. — 19 manstreu, omphalodes verna. — 20 zapfenkraut, equisetum, Schafthalm. — 23 u b, colchicum autumnale, Herbstzeitlose. — 24 seifenkraut, saponaria.]

Dergleichen Dinge wurden damals bei den Saufgelagen vorgebracht und als Scherz belacht. Und wie viel spricht Weckherlin von Tugend!

So stellen uns diese drei Lieder drei Geschmacksschichten dar. Welch heilige Luft, welcher Duft im Volkslied! Witz im Gesellschaftslied, und welch grausiger Abgrund beim Hofe!

Der kulturgeschichtliche Hintergrund zum „Rosengarten“.

Der Begriffskreis des germanischen Wortes „Garten“, der sich besonders mit Hülfe des Gotischen und Altnordischen noch ziemlich sicher nachzeichnen läßt, berührt und schneidet sich wesentlich mit den Begriffskreisen von „Zaun“ und „Hof“.[1] Im Althochdeutschen bedeutet gart einen Kreis von Spielenden, Singenden, Tanzenden (gartsang = Chor), sodann Umzäunung, Gehege, wie noch heute in Tiergarten[2]), besonders ein geweihtes Stück Land, das von dem übrigen abgegrenzt ist, als Wohnstätte[3])

1) Vgl. Grimms D. Wb. unter „Garten“.

2) Vgl. 'Stuttgart' eig. Gehege zur Pferdezucht.

3) An. Âsgardr die Götterwohnung, mhd. merigarte die Erdscheibe im Meere.

Aus der ursprünglichen Bedeutung begreift sich vielleicht das sonst dunkle -gart in Frauennamen; denn auch bei Frauen, wie an heiliger Gerichts- und Opferstätte (als ἄσυλον), fand, nötigenfalls unter ihrem Mantel, der Verfolgte Schutz und Friede, und in Fridegart, Fridugarta erscheint dies noch deutlich ausgedrückt, während Hildigart d. i. Friedgart im Kampfe z. B. eben auf Gudrun paßt, Madalgart an den Begriff der Dingstätte anknüpft, der in dem „Heimgarten" des alemannisch-bairischen Gebietes und im thüringischen „Kosegarten" (kôsen ursprünglich das Verhandeln der versammelten Gemeinde in Gericht und sonst) nachgewiesen ist.[1]) Der Bedeutung in Madalgart fügt Alahgart ausdrücklich den Begriff des Heiligtums hinzu, gewiß zuerst der Name von Priesterinnen, eigentlich „Tempelhof" als ἱερὸν ἄσυλον; aber die Priesterin, die Frau nahm den heiligen Kreis mit sich, wohin sie kam, das lehren eben die Namen.[2])

So ist die weibliche Würde und Reinheit ein heiliger Kreis, ein Rosengarten, zu dem die Jungfrau in ihrem Willen den Schlüssel hat:

> In meinen garten kumstu nit
> zu disem morgen frů,
> den gartenschlüßl findstu nit
> er ist verborgen hie.

Eine ähnliche Anschauung, die sich schon am Ende des lateinischen Liebesbriefs bei Wernher von Tegernsee (12. Jahrhundert) findet, begegnet häufig, z. B. Uhl. VL. Nr. 30[3]):

> Bei meines bůlen haupte
> da stet ein güldner schrein,
> darinn da leit verschloßen
> das junge herze mein
> wolt got, ich het den schlüßel!
> ich würf in in den Rein;
> wär ich bei meinem bůlen,
> wie möcht mir baß gesein!

So liegt denn dem Rosengarten, im Volkslied der umhegte Raum des Liebesglückes vom sinnig Zartesten bis zum sinnlich Gröbsten hinunter, eine uralt germanische Anschauung zu Grunde: es ist eine Art germa-

1) Grimms D. W. 4, 1395.

2) a. a. O. 1396.

3) Die Hauptquelle Bergreihen, hrsg. v. O. Schade Nr. 46 (von U. zurecht gemacht, aber fein. Böhme Nr. 135 [E.-B. Nr. 428. — Vgl. E.-B. Nr. 371. 677; Hruschka und Toischer, Deutsche Volkslieder aus Böhmen S. 118. 275; L. v. Hörmann, Schnadahüpfeln S. 107.]

nisches Paradies. Eine Erinnerung davon lebt in der deutschen Heldensage im großen Rosengarten zu Worms und im kleinen Rosengarten des Zwergkönigs Laurin.

Die Entstehung einer derartigen Auffassung ist leicht zu erklären: eine bestimmte Stimmung wird leicht durch einen bestimmten Farben- und Dunstkreis erregt. So ist der rosige Schein und Glanz, der rosige Duft der Ausdruck des höchsten stillen Glücks, was die Sprache ausdrückt mit den Worten 'rosiger Laune sein'.

Dieselbe Vorstellung liegt unserm Volkslied zu Grunde. Hier ist aber, wie das ja die Volksdichtung liebt, gleich das Körperliche, Sinnliche für die Idee genommen.

---

2. Weitere Bedeutung der Rosen.[1]

Die Rosen bezeichneten, wie die rote Farbe, das höchste Glück, die höchste Freude: daher ist sie Sinnbild nicht nur von Minneglück:

> Die boum begonden krachen (knacken),
> die rôsen sêre lachen (wohl laut)
> die vogelîn von den sachen
> begonden dœne machen . . .
> vil rôsen ûz dem grase gienc
> dô liep mit armen liep enphienc.
> dô daz spil ergangen was,
> dô lachten bluomen unde gras.[2]

Die Rosen werden als lebende Wesen gedacht: sie lachen, sprechen, wie die Vögel, der Sonnenschein, der Wind und Wald. Wie Goethe im Tasso 1, 1 von den Blumen sagt, sie „schauen uns mit ihren Kinderaugen freundlich an", so ist diese Auffassung ganz häufig bei den Minnesingern; z. B. bei Neidhart (57, 3):

> daz tou . . den bluomen in ir ougen vellet,

bei Walther von der Vogelweide (45, 37 ff.):

> sô die bluomen ûz dem grase dringent
> same si lachen gegen der spilden sunnen,
> in einem meien an dem morgen vruo,

und:

> bluomen lachent durch daz gras
> (Hagens Heldenb. 2, 112 = Virg. 20).

1) Vgl. Uhland, Schr. 4, 457 ff. 5, 129 ff.
2) Hagen, Ges. Abent. 1, 464; Uhland, Schr. 3, 511.

Von dem Lachen minniglicher Frauen selber, d. h. mehr mit den Augen als dem Munde, oder mit dem ganzen Gesichtsausdruck:

> rôsenrôt ist ir daz lachen,
> der vil lieben vrouwen mîn.
>
> Der v. Trostberg MSH. 2, 72a;

> Sô der vogele kôsen
> von den kalten rîfen swachet
> unt diu heide bar der bluomen lît:
> dannoch sih ich rôsen,
> swann ir rôtez mündel lachet
> in der minne blüejen widerstrît.
>
> Winli MSH. 2, 30a;

> bluomen, loup, klê, berg unt tal
> unt des meien sumersüeziu wunne,
> diu sint gegen dem rôsen val,
> sô mîn vrouwe treit, diu lichte sunne
> erlischet in den ougen mîn, swann ich den rôsen schouwe,
> der blüet ûz einem mündel rôt, sam die rôsen ûz des meien touwe.
>
> Graf v. Toggenburg MSH. 1, 21a

und:

> swenn ich mîn frowen ane sihe,
> mir ist wies alles rôsen trage.
>
> Herzog Heinr. v. Breslau MSH. 1, 3a.

Vor Schönheit und Reinheit oder auch sonst im tiefinnersten Glück wird uns 'rosig zu Mute', d. h. man meint in der Luft Rosenschein und Duft zu wittern[1]) — wo aber Rosenschein und Duft ist, da müssen doch auch Rosen sein: also die Vorstellung ist der richtige, letzte Ausdruck einer allgemeinen innersten Erfahrung.

Dieser Rosenkultus wurde nun freilich vielfach übertrieben und verführte zu Spielereien, wie z. B. bei Neidhart (MSH. 3, 187a):

> der trûten munde küenen rôsen giezen,
> siht mans durch ir lachen lüsteclîche ströun;

ferner:

> An ir schoene hât got niht vergezzen,
> sît ez reht als ich ez hân gemezzen,
> sô hât si einen rôten rôsen gezzen.
>
> Graf Wernh. v. Hornberg (Bartsch 263);

kaute man Rosenblätter?

---

1 Man erinnere sich an Goethes 'Dunstkreis', 'Atmosphäre', 'inneres Wetter'.

Die Rosen stehen gewissermaßen auf der Grenzscheide zwischen Himmel und Erde, ja sie werden sogar in den Himmel versetzt und sind mit der Jungfrau Maria unzertrennlich.[1]) Heinrich von Suso († 1366) erzählt in einem Briefe an eine geistliche Freundin aus seiner Zeit[2]), do ich mich als recht gnadarm vand, daß er demütig fern stehen blieb: ich saz einem priester, einem prediger zu den füszen oder einem freunde (Gottesfreunde?) und lugt im in den mund, ob kein himelischer ros[3]) dar auz viel, daz ich den suchte, und daz macht mich denn frölich laufen. So erzählt Uhland[4]) (Schr. 5, 130) vom heil. Angelus, daß ihm beim Predigen aus dem Munde Rosen geschlüpft seien, und J. Grimm[5]) von einem Bettler, der von einer Königin geliebt wird: als sie ihm seine Bitte um Minne gewährt, lacht der rosenlachende Mann Rosen über Berg und Thal.[6]) Ebenso berichtet Schönwerth[7]), daß ein Mädchen Perlen weint und Rosen lacht; ein wertvoller Zug: die Rosen sind sozusagen himmlisch-irdische Rosen, der Ausfluß der Schönheit und Reinheit. Nach Uhlands Auffassung[8]) ist „der[9]) rosenlachende Mann [in der Stelle bei Grimm] schon als ein bekanntes Wesen eingeführt . . . Wie das Wort besagt, ist er eben nur Blumenlacher, ein Schöpfer der Rosen durch Freundlichkeit und Freude. Dem frohlockenden Bettler sollen Berg und Thal erblühen, da muß der Rosenlacher sich einstellen. Dieser eigentliche und unmittelbare Beruf aber, das Blumenschaffen, deutet auf einen namenlos noch umgehenden Frühlingsgeist der verschollenen Göttersage".

Für die Allgemeinheit dieser Vorstellung vom Rosenlachen sprechen auch Namen wie Rosenlacher, Rosenlächler[10]), Blumlacher.

---

1) Vgl. von Maria Pass. H. 10, 18: ein kûschlich ruch zerspreitet sich von ihrem kûschlichen gemûte, das so lustlich sich erblûte. Vgl. herzengart 111. Hoffmann, Gesellschaftsl. 87.

2) Die Briefe Susos nach einer Hs. des 15. Jahrhunderts, herausgeg. von W. Preger. Leipzig 1867. S. 41.

3) Vgl. in Schillers 'Würde der Frauen': „himmlische Rosen". Maria erscheint auf Gemälden mit dem Rosenkranz ums Haupt.

4) Schr. 5, 130.

5) Altd. Wäld. 1, 72 ff.

6) Heinrich v. d. Neuenstadt (ein Wiener Arzt des 14. Jahrhunderts), der den Roman des Apollonius von Tyrus aus dem Latein in deutsche Reime brachte. wâ sach man rôsen lachen? (d. h. wirkliches Minneglück). Uhl., Schr. 3, 513 ff.; Grimm, Myth. 1054. Ein niederl. Sprichwort sagt: als hi lacht, dan sneuwt (schneit) het rozen (Myth. 1054). Vgl. Wunderhorn 2, 224 f. 4, 128.

7) Aus der Oberpfalz 3, 315. Vgl. Simrock, Myth. 344. Benfey. Pantschat. 1, 380.

8) Schr. 3, 421.

9) Vgl. 'der (bewußte, bekannte) Zopfabschneider treibt wieder sein Wesen' u. dgl.

10) Entstellt in Rosenlöcher, Rosenloch. Auch Rosenlecher giebt's bei Pott Personennamen 277 (Rosenlächer: von ihm erklärt als „vielleicht eine Pfütze oder Lache, bei der Hagebutten stehen" (!). — S. Grimm, Myth. 1055, auch Uhland, Schr. 5, 130.

3. Begraben unter Rosen.

Aber noch merkwürdiger, tiefsinniger und wahrscheinlich altertümlicher treten die Rosen im Volkslied und Volksglauben auf.

Wie die Rosen als Liebesboten, als Zeichen, als Schmuck des Grabes dienen, zeigt das schwäbische Volkslied „Jetz gang i ans Brünnele, trink aber net“: die Geliebte ist ihm untreu geworden, da nimmt der Liebende Abschied und wandert weit fort:

„Jetz leg i mi nieder aufs Heu und aufs Stroh,
Da fallen drei Röselein mir in den Schoß.
Und diese drei Röselein sind rosenrot;
Jetz weiß i net, lebt mei Schatz oder ist er tot?“

Diese drei Röslein begegnen uns auch in einem Liede aus dem 16. Jahrhundert[1]):

„Ich ritt mit lust durch einen wald,
Da sungen die vöglein jung und alt“ u. s. w.,

da fallen dem Reitenden – nach Uhland der Reitenden –, der an die Geliebte denkt, drei Rosen in den Schoß, entweder himmlische Rosen, die deuten auf baldigen Tod, oder irdische, die weisen auf Freuden. Er weiß es nicht:

„Nun sag, nun sag, gut röslein rot:
lebet mein bůl oder ist er tot?“

Die Rosen antworten:

„Er lebet noch, er ist nit tot,
er leit vor Münster in großer not
er leit vor Cöln wol an dem Rein,
er schenkt[2]) den landsknechten dapfer ein,“

die Rose hier also ein Liebesbote wie sonst die Nachtigall.

Unter Rosen warten die Toten der Auferstehung: hier vergehen sie nimmermehr. So will in dem 2. Teile des Liedes bei Uhland (und in dem Kinderliede bei Simrock) der Liebende unter Rosen begraben sein:

Und stirb ich dann, so bin ich tot,
so begrebt man mich under die röslein rot,

1) Uhland Nr. 150; Böhme 538; Görres, Meisterlieder 353 (schon in der Hs. das Lied zersungen!). Uhland, Schr. 4, 179, enthält Kritisches gar nichts. Das Lied ist offenbar aus zwei zersungenen Liedern zusammengesungen. Der 2. Teil als niederdeutsches (auch hochd.) Schoß- und Knieliedchen bei Simrock, Kinderbuch S. 28. [Wunderhorn 3. Aufl. 2, 28 aus Elberfeld.] Auch bei Erk, Liederh. 206 (Böhme Nr. 204a).

2) Vgl. Grimms D. Wb. unter „geben“ II, 9.

d. h. da bin ich geborgen. Im Antwerpener Liederbuche von 1544[1] spricht ein Mädchen:

> mach mi den knaep niet werden,
> in een duyster camerken
> van rouve moet ick sterven.
> och sterve ick nu, so ben ic doot,
> so graeft mi onder die rooskens root
> so verre aen gheen groen heyde![2])

Das heißt zunächst: da bin ich 'geborgen', wie, bleibt dem Gefühl überlassen, das daran hängend 'überliefert' ist, aber mit dem dunklen weiten älteren Hintergrunde.

Hierher gehört auch das schlesische Lied[3]):

> Es graſt ein Mädel hübſch und fein
> auf einem grünen Wieſelein.
> Wiesle grün und Sichelein ſchmal —
> es reut mich, daß ich ſterben ſoll.
> Und ſterb ich gleich, ſo bin ich tot,
> ſo legt mich in die Röslein rot.[4])
> Röslein rot und weißen Klee —
> ſo ſcheint die liebe Sonne hē (hin).

Dieſe Anſchauung hätte Leſſing kennen ſollen, als er ſchrieb: Wie die Alten den Tod gebildet. —

In einem Liede auf einem flieg. Blatt von 1615[5]) ſagt einer, der beim Vater des Mädchens ſich vergeblich bewirbt:

> Giebt er mirs nicht, ſo erfreut er mich nicht,
> Hat ſie ein Andern viel lieber als mich[6]);
> Giebt er mirs nicht, ſo ſtirb ich gewiß.
>
> Stirb ich dann, ſo bin ich tot,
> Begräbt man mich in die Röslein rot[7]),
> Dafür behüt mich der liebe Gott.

---

1) Nr. 60, 3; Hor. belg. 11, 90.

2) Im Traugemund (Uhl. Nr. 1, 1) erfolgt auf die Frage „wo mitte wäre du bedaht?" die Antwort: „mit den roſen was ich unbeſtaht" — in den Roſen ſchlafen, d. h. in der Heide.

3) Erk, Liederhort 207; Böhme Nr. 204 a.

4) „begräbt man mich mit Röslein rot" Ditfurth 1, 81.

5) Wunderhorn 4, 125 ff. Deutſches Muſeum, Leipzig 1776, 1, 407.

6) d. h. muß ſie doch einen Anderen heiraten.

7) S. Wunderhorn[3] 2, 28 (16. Jahrhundert).

In die Röslein und in den Klee,
Scheiden von Liebe, das thut weh.
Stirb ich dann, so sich ichs nit meh.

Verdunkelt[1]) ist die Vorstellung in einem niederrheinischen Liede, von Erk aus dem Munde einer 50jähr. Frau aus Wickrathsberg: ein Bruder rächt den Mord seines jüngern Bruders an seinen Mördern, den „drei Landsherren"[2]), es endet[3]):

Was zog er aus seiner Scheide?
Ein Messer, was scharf und schneide.
Er hief und stach alles, was er sach,
Bis daß er die drei Landsherren umbracht.
Wo wollen wir sie nun begraben?
Im weiten Feld, im geelen Klee,
Da findt man sie nun und nimmermeh.[4])

Also wie Ausgewiesene, die aus der Gemeinde und der Welt hinausgeworfen worden: das gerade Umgekehrte vom Ursprünglichen — es ist der heidnische Begräbnisplatz in der Heide.

Die letzte Wendung in echter Gestalt und zugleich den eigentlichen Sinn des Begrabens unter Rosen giebt ein Lied bei Uhl. Nr. 103; zwar nur neuerer Aufzeichnung[5]):

---

1) Bei Schleiz, Greiz singen die Bauermädchen:

Unter den Rasen (eig. Rosen)
Hat sich mei Schatz versteckt:
Wullt ich nei blåsen,
Då fand ich — en Dreck.

Vgl. Rosen in Rasen verwandelt in Klamer Schmidts Liede nach Anakreon (oben S. 14).

2) S. v. a. 'vornehme Herren'; vgl. Uhl. Nr. 300.

3) Erks Neue Samml. D. VL. 3. Heft. Berlin 1842. S. 33; Böhme Nr. 45.

4) Hoffmann, Schles. VL. S. 197:

„Unter die Rosen und gelben Klee,
Darunter verfaul ich nimmermehr."

5) Fein. klein. Alm. 1, 65 und neuere flieg. Bl., eins z. B. Wunderh. 1, 36. Auch Erk u. Irmer 4, 53. 1, 4, ferner Hoffmann, Schles. VL. 193 ff. in fünf Fassungen, das. 195 viele Nachweisungen, auch aus Herder, der es kannte; es ist da völliger (von deutscher A. u. K. 47). Auch Ditfurth 2, 29, doch ohne die Rosen. Böhme Nr. 19c ff. — Vgl. Uhl. VL. S. 1010 (im 4. Bd. der Schriften findet sich nichts dazu). [S. nun auch Schauffler, Ztschr. f. d. d. U. 13, 569 ff.]

Str. 7. Und stirb ich nu so bin ich tot,
begrebt man mich under die rosen rot.
Wol under die rosen, wol under den kle
(d. h. blumige Wiesen),
darunder verge ich nimmerme.

Der Verlauf der Sache hat eine Lücke, man sieht nicht, warum das Mädchen sterben soll[1]) und stirbt, ja selbst wer sie tötet, ist nicht gesagt — die unnütze, ja thörichte Grausamkeit[2]) kann nicht ursprünglich sein. Anklingt ein Jägerlied schon aus dem 16. Jahrhundert[3]), wo auch ein Mädchen als Wild behandelt wird, das Mädchen aber sich hingiebt; doch das Ganze ist auch schon zum Teil dunkel und zersungen.

Das Sterbenmüssen erscheint etwas anders in einem niederrheinischen Liede[4]), aber eher noch dunkler:

Und deine zwei Hündelein, die beißen mich ja nicht,
Denn sie wissen, daß ich heut noch sterben muß —

also: ohnehin schon sterben muß. Ähnlich bei Hoffmann (S. 197).

In der Fassung bei Hoffmann (S. 194):

Wol unter die Röslein, wol unter den Klee,
Darunter schlaf ich so lang ich will.

Und wenn ich genug geschlafen hab,
Steh ich wieder auf aus meinem Grab —

das heißt, ich warte auf den Tag des Auferstehens, wie in dem niedersächsischen Weisthum[5]) das blutwertige auf den Tag des Gerichts sol unter den hagedorn geleget werden und (da) rechts erwarten.[6])

1) Ein eigener Grund dazu bei Peter Volkstümliches aus Österreichisch Schlesien 1865 1, 286: „Dann [nachdem sie sich ihm hingegeben hat] thät sie den Jäger bereden, Die Vögel auf grünender Heide, Daß er sie all' erschieß'. Das thät den Jäger verdrießen, Er wollt' das Mädchen erschießen. Weil sie so reden thät. Sie fiel dem Jäger zu Füßen u. s. w." [Verläuft aber nicht tragisch.]

2) Traumhaft, wie im Märchen, wie aus dem alten wilden Waldleben. Bei Ditfurth 2, 28 schießt er sie ins Bein (doch aus Versehen).

3) Wunderh. 4, 14.

4) Erk und Irmer 4, 53.

5) Grimm 3, 272 u. 373 ein hagedorngericht.

6) „So begrebt man mich an dieselben statt
do mir mein bůl die trew uf gab."

Uhl. Nr 150, Str. 9; Böhme 538 ohne Mel.; Uhl., Schr. 4 179 3 428. Erk Liederh. 206.

Ebenso Hoffmann (S. 199), mit Fortsetzung:

> Und wenn ich ausgeschlafen hab
> So steh ich wieder auf aus meinem Grab.
> So geh ich dann zum Himmel ein
> Und freue mich mit den Engelein.

In einem bretagnischen Liede ist's ein in der ersten Lebenswoche sterbendes Kind, das aus den Rosen in den Himmel steigt.

> Die vor acht Tagen verfällt dem Tod,
> Die wird bedeckt mit Rosen roth.
>
> Aus den Blumen steigt sie zum Himmel empor,
> Wie der Falter fliegt aus den Rosen hervor.[1])
>
> Morgenblatt 1853 S. 1167.

Die Anschauung ist über ganz Europa verbreitet und ist ein Stück uralten Glaubens an Seelenwanderung, besser an Unsterblichkeit, an ein Fortdauern der Seele auch über das Leibesleben hinaus, und zwar ein Dauern im Schönsten was man sinnlich kennt, und das selber auf die gefühlte Weltseele weist.[2])

In andern Volksliedern blühen drei Lilien aus dem Grabe hervor[3]), oder Nelken, Raute, Linde.[4]) Dies auch wendisch, serbisch[5]); in Tristan und Isolde pflanzt König Marke auf dem Grabe der Liebenden eine

1) Vrenli in J. Mosens Congreß von Verona (1842) singt („Die Grabblume"):

> Sie that die großen braunen Augen zu,
> Zwölf Mägdlein trugen sie zur Ruh.
> Und Engel glänzend wie Silberlahn
> Gingen mit Fahnen und Lichtern voran.
> Aus dem Kirchenfenster vom Altar herab
> Fällt der Kerzenschein auf das grüne Grab.
> Da wächst heraus eine Blume roth,
> Die überwunden den bittern Tod.
> Es kommt ein Ritter frisch im Muth,
> Der steckt die Blumen auf seinen Hut
> Und reitet hinaus in die blaue Fern
> Entgegen dem goldnen Morgenstern.

2) Vgl. Koberstein, Über die in Sage und Dichtung gangbare Vorstellung von dem Fortleben abgeschiedener menschlicher Seelen in der Pflanzenwelt im Weimar. Jahrb. 1, 73—100. Nachträge von R. Köhler das. 479; s. auch Liebrecht, Gött. Gel. Anz. 1861 1, 575 und Herrigs Arch. 17, 444. E. L. Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heidnischen Vorzeit. Berlin 1867. 1. Bd.: Deutscher Unsterblichkeitsglaube.

3) Uhland, VL. Nr. 97, Str. 17. [Vgl. E.-B. im Register unter „Lilie".]

4) Koberstein a. a. O. 77.

5) Ebd. S. 82.

Weinrebe und einen Rosenstock, die nach Heinrich v. Freiberg (Tristan V. 6822 ff., rôsendorn; vgl. hagedorn) ihre Wurzeln in den Herzensgrund der Liebenden treiben und über dem Grabe sich verflechten. In dem französischen Prosaroman wächst Ephen von selbst aus den Särgen und verschlingt sich. Nach der altnordischen Fassung aber wächst aus den Gräbern, die durch die Kirche geschieden sind, Eiche und Linde und umschlingen sich über dem Kirchendach.[1]) Ebenso in dem schottischen Liede von Wilhelm und Margret Linde und Rose[2]), die überm Kirchendach einen Knoten schlingen.

Noch deutlicher in einem littauischen Liede[3]): da bricht ein Mädchen die Rose auf dem Grabe des Jünglings, wie sie die aber der Mutter bringt, sagt diese:

> Das ist ja die Rose nicht!
> Ist des Jünglings Seele,
> Welchem brach sein Augenlicht
> Durch den Gram der Liebe.[4])

Die Rose also die Seele des Verschiedenen, auf dessen Grabe sie wächst.

In diesen Anschauungen spricht sich der Versuch aus, die alte herzbewegende Frage: wie wird es mit Liebe und Treue nach dem Tode, zu beantworten, eine Frage, die aus der Volksdichtung auch in die Kunstdichtung übergegangen ist. Am Schlusse des Gedichtes von Matthisson[5]):

> Einst, o Wunder! entblüht auf meinem Grabe
> Eine Blume der Asche meines Herzens.
> Deutlich schimmert auf jedem Purpurblättchen:
> Adelaide.

Es lag ziemlich nahe, die Rose als Sinnbild bei diesen Anschauungen zu wählen, sie die gleichsam zwischen zwei Welten schwebte, die gewissermaßen ein Band, eine Brücke bildete zwischen der sinnlichen und übersinnlichen Welt. So heißt es auch am Schlusse der mittelalterlichen Weihnachtsspiele:

> Wir gehen auf einem glühenden Plan
> Und wünschen euch alle ein schön gute Nacht ...
> Der Weg ist uns auf Rosen gebaut,
> Wir wollen uns gehen nach dem Himmel umschaun ...[6])

1) Koberstein S. 86. Vgl. Ovid. Metam. 10, 93, bei. S. 620
2) Rose und Weißdorn Weimar. Jahrb. 1, 481 Vgl. folg. Seite A. 1
3) Koberstein a. a. O. S. 96.
4) Von solchen Verwandlungen in antiker Sage i. Weim. Jahrb. 1, 97. 479 ff.
5) Gedichte 1797. 4. Aufl. S. 55
6) S. oben S. 34.

Die Rosen in solcher Bedeutung lassen sich in altgermanische Zeit zurückverfolgen. Rosengarten heißt in heidnischer Zeit der Begräbnisplatz.[1] Als in Österreich in den fünfziger Jahren infolge des Concordates vom Kirchhof ein Stück für Nichtkatholiken abgetrennt wurde, nannte man dies unterm Volke, z. B. in österreich. Schlesien, „Rosengarten", d. h. heidnische Begräbnisstätte, im Gegensatz zur christlichen.[2]) Die Friedhöfe unserer Vorfahren lagen in den heiligen Hainen[3]), wo ja die Götter wohnten (Tac. Germ. c. 19); dort aber wuchsen, vielleicht auch als Zaun und Hag, besonders Hagedorn und Weißdorn[4]), deren Holz bei der Totenbestattung diente[5]), die aber auch auf den Gräbern gepflanzt und gepflegt wurden[6]); sie waren dem die Leichen weihenden Donar heilig.[7]) So kamen die Namen für Dörfer auf, wie Rosenthal, Rosengarten, Rosenhof[8]); Rosengassen giebt es noch in Frankfurt, wo sie zum Rosenthal[9]) führte, und in Arnstadt. War der Leipziger Wald, dessen Name Rosenthal schon 1316[10]) erwähnt wird, ein oder der ursprüngliche Begräbnisplatz?

In Wales gab es ein 'Rosenthal', rosina vallis, als Begräbnisplatz; locus in cujus coemeteriis quicunque salva fide humati fuerint, vix eorum unus inferni poenas luet.[11]) Hier also hatte die Mission die heidnische Vorstellung für das Christliche gewonnen und verwertet. In Solothurn „nennt man Rosengarten jenen offenen Platz, der zwischen dem Beinhaus und der Seitenthür der Kirche sich an die letztere anlehnt".

1) Vgl. Simrock, Myth.² 526 und den Rosenstock zu Hildesheim, d. h. der heidnische Totenplatz ist da doch zum christlichen Ort zugelassen oder — da vorgefunden und belassen.

2) Rochholz, Warum heißen die Kirchhöfe Rosengärten? Argovia 5, 154 ff.; Pfannenschmid, Das Weihwasser im heidnischen und christlichen Cultus, ein Beitrag zur vergleichenden Religionswissenschaft. Hannover 1869. S. 51.

3) Pfannenschmid a. a. O. 64.

4) Also rot und weiß als Blumenfarbe. — Vgl. das Hagedorngericht oben S. 137.

5) Nach J. Grimm, Über das Verbrennen der Leichen, Kl. Schr. 2, 305.

6) Grimm a. a. O. 253 f.; Pfannenschmid 53. 67.

7) Nach Rochholz, Argovia 5, 256.

8) Dörfer Rosenthal in der Lausitz (s. Pfannenschmid 65), ein voigtländ. Rosenhof am Walde (das. 64). Bei oder in Delitzsch, im äußersten Stadtteil und Gebiet, ein Rosenthal, dabei ein Hain (jetzt eine Pflaumenallee) und ein Heiligbrunn, aus dem z. B. das Osterwasser geholt wird (mündl. Mitteilung, Mai 1880).

9) Diese aber, wie auch das Delitzscher Rosenthal, nicht im besten Geruch stehend; s. Kriegk, Bürgerleben im Mittelalter 1, 257 f.

10) Cod. Dipl. Sax. reg. II. 8, 21.

11) Lütolf, 'Rosengarten' Germ. 10, 147) als Nachtrag zu seinen „Sagen aus den fünf Orten".

Da wurde einst jährlich am Johannistag die Gemeindeversammlung gehalten. St. Ursenmünster aber — was schon 870 bezeugt ist — steht auf einem altheidnischen Begräbnisplatze, wie die dort ausgegrabenen Altertümer zeigen.[1]) Ein Rest uralter heidnischer Gebräuche hatte sich gewiß noch erhalten in den früher hier stattfindenden Versammlungen von Räten und Bürgern, die „die Ämterbesetzung und die Aufnahme ins Bürgerrecht vornehmen". In dem Volksliede vom Aufruhr in Osnabrück im Jahre 1525 heißt die Versammlungsstätte Rosengarden.[2])

Übrigens muß man da an die wilde Rose denken, deren undurchdringliche Ranken- und Dornenverschlingung den besten Hag um den heiligen Hain gab (vgl. hagerose, auch heckenrose, rosa canina): ihre Blüten heißen auch Marien- oder Liebfrauenrosen, also mit dem Namen noch hochgeehrt (eigentlich einer Göttin heilig?): sie erscheinen auf den ältesten Wappenschildern und auf alten Verzierungen.[3])

---

1) Germ. 10, 148.

2) Soltau, Histor. Volksl. S. 295; Liliencron 3, 515a. Bei Rorschach hieß so eine Spielwiese, s. Uhland, Germ. 6, 321.

3) Montanus, Volksfeste S. 148; s. Pfannenschmid S. 65 f.

Neunter Abschnitt.

Martinslieder.

Ein Seitenstück zum Maifest haben wir in den Kirchweihen und Martinsfesten, auch mit allen Resten aus heidnischen Zeiten. Echt volkstümlich ist der Martinsschmaus, der in der Gans[1]) einen sichern Mittelpunkt hat. Die Gans galt früher für klug und wurde zu den Göttern in Beziehung gesetzt, daher klagt man ihr auch sein Leid.[2]) Ursprünglich freilich dachte man dabei an die Wildgans, die in der altreligiösen Sage oft an die Stelle des Schwans gerückt ist.[3]) Daß gerade bei uns von jeher die Gänse hochgehalten wurden, bezeugt Plinius.[4])

Am 11. November wurde das Erntefest gefeiert, der Most eingeweiht, die Martinsgans geschlachtet und damit ein großes Gelage ver-

1) Vgl. über die Gans im D. W. 4, 1258 ff. Simrock, Martinslieder. Bonn 1846. Einl. 1—32 (Geschichtliches über die Martinsgebräuche). Germania 21, 340. K. Schiller, Zum Thier- und Kräuterbuche des mecklenburgischen Volkes. (3 Hefte. Schwerin 1861) 3, 11 ff. mit den wichtigsten Mitteilungen, bis in den Norden, auch Litteratur enthaltend, z. B. L. J. F. Janssen, over den oorsprong der H. Maartensganzer (in der Maatschappij van Nederlandische Letterkunde 6, 177. Leiden 1850). Reusch, Das Martinsfest. N. Preuß. Prov.-Bl. 1856 9, 177 ff.

2) In der Edda sind die Gänse „liebe Vögel" der Gudrun. Vom ersten Kreuzzug erzählt eine bairische Chronik (Schmeller, bayr. Wb. unter „Gans"): Wallfahrer auf einem Schiffe wußten das gelobte Land nicht zu finden, hatten aber eine Gans bei sich, von der sie glaubten, der heilige Geist sei in ihr. Vgl. auch D. Wb. 4, 1271 „Gänsehimmel". — Das Schnattern wurde so ausgelegt, daß sie einander die Geheimnisse der Stadt ausplaudern.

3) In einem Klagelied singt die gebratene Gans (Carmina Burana p. 173):

Olim latus colueram,
olim pulcher extiteram,
dum cignus ego fueram.
Refl. Miser, miser!
modo niger et ustus fortiter.

4) gantae vocantur Hist. nat. 10, 27 (Wackernagel, Z. f. d. A. 9, 555). Schon im 14. Jahrhundert an Sant Merteins tag ain gemesten gans (als Zins Font. rer. Austr. II, 6, 273 und bei Hadlaub in einem Herbstlied gense die dā sien blinde d. h. zum Mästen) verlangt. M. S. H. 2, 287b.

bunden.[1]) In einem alten Schwanke wird erzählt[2]), wie sich an Sente Martînes naht ein von den Bauern überraschter Dieb für den heil. Martin erklärt, der das Vieh und den ganzen Hof gegen Diebe und andern Schaden gesegnet hat, und nun der gläubige Bauer mit seinen Gästen weiter tafelt und zecht.[3]) Da heißt es:

> sant Martîn müez es walten,
> daz wir hînt getrinken sô,
> daz sîn die sêle werden vrô ....[4])
> sus trank er und die sîne
> dem guoten sent Mertîne (hier als Gott!)
> ze lobe und ze minnen (d. i. zum Gedächtnis).[5])

Dahinter steckt denn doch wohl ein Schutzgott der Früchte und des Viehs, dem Opfer gebracht werden.[6])

Für die Feier[7]) finden sich auch Zeugnisse aus dem 16. Jahrhundert, so über das Treiben zu Martini bei Burkard Waldis[8]):

> Sanct Martinus auch nichts feilen leszt,
> dem Bacho helt ein sonder fest ...[9])
> Von sant Martin singens und lesen,
> er sei ein milter man gewesen ...
> die nach von gbraten gensen singen,
> einander fast mit krausen dringen u. s. w.
> sant Martin singen und in loben,
> der in beschert hat solche gaben.

Und bei H. Sachs[10]) rühmt sich in einem Gespräch zwischen Sommer und Winter dieser:

---

1) Was 'die Martinsgans geben' bedeutet, s. Wickram, Rollwagenbüchlein (h. v. Kurz) S. 112.

2) Beim Stricker, Kleinere Ged., herausg. v. Hahn. 1839. S. 27.

3) Gänse werden da freilich nicht erwähnt, doch wohl vorausgesetzt; s. vorige Seite Anm. 4.

4) d. h. daß wir uns damit eine Stufe in den Himmel bauen. Vgl. „selig sein" auch s. v. a. betrunken sein.

5) S. Grimm, Myth. S. 53 ff. über St. Gertruden, St. Johannis Minne u. s. w.

6) Im November, der ags. blôtmônad, d. h. Opfermonat, heißt. Vgl. Simrock, Myth. 521.

7) S. D. Wb. 4[1], 1263; frz. martiner, faire la St. Martin (mal de S. Martin = verdorbener Magen).

8) Päbst. Reich 4, 28 (Weim. Jahrb. 6, 36).

9) Der christliche Bacchus dem klassischen dienend, wie Knecht Ruprecht Christo!

10) 1, 420 c; Germ. 5, 260.

Im winter fecht man auch gut vögel
Auf Herden, Hütten, garn und klobn,
Darmit thut man Sanct Martin lobn.

Unter einer kleinen Reihe Martinslieder, die Uhland bietet, ist eines (Nr. 205) episch gehalten, das im Grundstock wahrscheinlich alt ist, ursprünglich ein Preislied für den Gott, den man bei dem Herbstschmaus feierte.[1]) Ein Zeugnis schon für das Jahr 1524 giebt eine polemische Parodie gegen Luther, worin dieser als ein zweiter Huß, „een ander gans", tanzend und singend auftritt; es ist aber ein Teufelstanz.[2])

Aus dem Liede[3]), das recht eigentlich ein Lob der Gans ist, spricht feiner Humor und Laune:

Im winter ist ein kalte zeit
daß man nit vil zů velde leit:
ich sach ein wolf her traben
für eines reichen pauren hof,
ein gans trůg er beim kragen.
Er setzt sich nider in den schne u. s. w.;

die Gans erweckt sein Mitleid, will erst ein Lied vor ihrem Tode singen (Schwanenlied!):

die gans die rauft ein feder auß
und macht dem wolf ein krenzlein drauß,
der besten federn eine
so sies in irem flügel trůg,
war beßer dann sunst keine.

(aus den Gedanken des Wolfes!)

---

1) Wuotan nach Simrock, Myth. 248, d. i. Wolf; s. Schiller 3, 12a. — Der Text des Liedes, ein fl. Bl. aus Nürnberg, ist unter dem Einfluß des Meistergesangs umgearbeitet (Uhl. 1021). Zu dem nd. Texte s. ebd. und Schr. 4, 193. Der Ton des Liedes, den U. nicht angiebt, steht in Mones Anz. 8, 371: Es geet ein frischer Summer daher (da werd ir hören newe mär), eben aus Guldemunds fl. Bl., mit Holzschnitt. Nach Liliencron ein Landsknechtlied (Melodie S. 22, vielgebraucht, bis nach 1550). Ein Druck von Friedr. Gutknecht s. Weim. Jahrb. 6, 37; es fängt da anders an mit einer neuen Schlußstrophe.

2) Aus Berckmanns Stralſ. Chron. (Uhl., Schr. 4, 198); Soltau 278. Luther und Martini s. Schiller 3, 12. Vom Martinsfeuer sagt man am Rheine, es werde angezündet, um Martin Luther zu verbrennen! (Mitteilung eines Hörers aus der Rheinprovinz 1881.)

3) Altfrz. in Reimpaaren s. Uhl., Schr. 4, 194f. Die Fabel wird von Waldis erzählt als zu Fastnacht geschehn, ohne S. Martin (Esop IV, 87; Kz. 2, 225); s. Kurz, Anm. S. 180f., wo es auch frz. und griech. (Äsop), hier aber *ἔριφος καὶ λύκος* hoedus et lupus.

Und do der kranz gemachet war
dem wolf setzet sies[1]) auf sein har,
des tet sich der wolf frewen,
er sprach: „wir wöllen tanzen tun
ein kleinen kurzen reien".

Der Wolf läßt sich bereden, sie tanzen gar noch zusammen (sie tanzten hin und tanzten her, gleich ob es vor der fasnacht wär), plötzlich fliegt die Gans davon (stuont auf und flog von dannen), verhöhnt den Wolf (gsegne dich, wolf!), der allen Gänsen Rache und Tod schwört. Zum Schluß sagt die Gans:

Ja wolf! du bist ein listigs tier,
betrogen bist worden von mir
wol durch ein krenzeleine,
sant Merten errette[2]) (d. i. errettete) mich von dir,
der trew nothelfer meine.

Welch kostbare Stimmung und Pracht des inneren Lebens!

In der niederdeutschen (wohl übersetzten) Fassung kommen noch drei Strophen[3]) hinzu: der heil. Martin hat früher selbst mit von der Gans gegessen, und sie hat auf sein Anraten ihr Testament gemacht, eben das Gänseessen[4]) zum St. Martinstag:

Wol zu dem trüben newen wein,
den beschert got und sant Martein,
ist die gans darzů geben,
dem selben ißt man uns zů er,
got im ewigen leben.[5])

Der Hauptfeind der Gans ist der Wolf, der Hauptfreund der Herbstgott, an dessen Stelle später St. Martin trat.

Während hier St. Martin die Gans errettete, haben nach einem andern Liede (Uhl. Nr. 206) die Gänse gerade ihn verraten; deshalb werden sie gegessen.

1) wie die Jungfrau dem gewählten Tänzer.

2) Man sieht gar nicht, wie? Martin kommt da hereingeschneit War der Herbstgott der Hauptfreund der Gans, wie der Wolf der Hauptfeind und gab's dort eine ähnliche Geschichte? S. D. Wb. 4, 1263.

3) Von Uhland ausgeschieden als nicht so 'frisch und gewandt'.

4) Nach einem Martinslied aus dem 13. Jahrhundert (bei K. Schiller 3, 12b) ist das Gänseessen vom Teufel gestiftet.

5) Str. 11, 5 „der heilige sant Merten hat mein leib auch helfen eßen" wie in allen Mythologieen ißt die Gottheit mit bei ihrem Opfer

1. Was haben doch die gense getan
daß so vil müßens leben lan?
die gens mit irem dadern
da da, da da, da da,
sant Martin han verraten[1])
da da, da da, da da,
darumb tut man sie braten,
da da, da da, da da.

2. Ists man daß sie verraten han
sant Martin den heiligen man?
die gens mit irem ꝛc.

3. So müßens mit dem leben zwar
den zehend geben alle jar;
die gens ꝛc.

4. Bei süßem most und külem wein
vertreibt man in das dadern fein;
die gens ꝛc.

5. So laßet uns all in gemein
bei braten gensen frölich sein!
die gens ꝛc.

Ähnlich erzählt die Geschichte Simon Dach[2]):

Wenn der heilige St. Martin
Will der Bischofsehr entfliehn,
Sitzt er in dem Gänsestall
Niemand findt ihn überall,
Bis der Gänse groß Geschrei
Seine Sucher ruft herbei.
Nun dieweil das Gickgackslied
Diesen heilgen Mann verriet,
Dafür thut am Martinstag
Man den Gänsen diese Plag,
Daß ein strenges Todesrecht
Gehn muß über ihr Geschlecht.

---

1) Der bescheidene St. Martin, zum Bischof von Tours erwählt, verkroch sich in den Stall der Gänse, die ihn durch ihr Geschrei verrieten.
2) Wunderhorn 602. 3. Aufl. 2, 389.

Warum grade die Gans den St. Martin feiert? Darauf giebt das Lied Nr. 207 die Antwort des 16., 15. Jahrhunderts, die des Humors entkleidet wohl einen altreligiösen Kern enthält.[1])

> In illo tempore[a] sedebat dominus Martinus, o ho!
> bonus ille Martinus inter anseres im stro[b]
> und sie[2]) waren alle fro,
> ja fro waren sie alle
> und schnatterten mit schalle;
> o lieber pater, vetter, bruder Merten[3]),
> was hast du vor geferten
> in stramine nostro?
> sie müßen dein entgelten[4])
> magst fluchen oder schelten.

a Der Anfang in illo tempore erinnert an den ersten Merseburger Zauberspruch, ist also vielleicht der Anfang eines alten Kultlieds. b St. Martin war auch Schutzheiliger der Hirten; er hütet die Gänse. Das Stroh ist das Haberstroh, auf das die Gänse erpicht sind, jedenfalls nur erst geschlagenes Getreide auf dem Felde. Wie alle Heiligen, und jetzt noch Gott, erhält er das Beiwort bonus.

> Drum fangen wir an
> wol auf dem plan[a]
> drum sind wir da
> und halten martinalia[b];
> herbei, herbei zur Mertensgans,
> Herr Burkhart mit den bretzeln[c]! jubilemus!
> bruder Urban mit der flaschen! cantemus!
> Sanct Bartel mit den würsten! gaudeamus!
> sind alles starke patronen
> zur feisten Mertensgans,
> man darf irer nicht schonen,
> sie könnens wol belonen;
> so hebt nun an!

a Trinken und Schmausen wird, wie auch im berühmten Sempacher Lied, als Turnier behandelt. — „Plan“ wie bei Luther: „Er ist bei uns wol auf dem plan“. b Vgl. Floralia, Bacchanalia; s. Schiller, Beiträge 3, 12. c Diese Bretzeln sind noch jetzt in Meiningen am Burkhartstag üblich, die „Burkhartswecken“.[5])

---

1) Und — man fragte sich das damals, vor der gebratenen Gans! also Sinnengenuß mit geistigem Genuß und geistigem Bedürfen gewürzt und vertieft!

2) die Gänse und S. Martin!

3) Zweihundert Jahr früher wäre das nicht möglich gewesen.

4) weil sie nun gegessen werden beim Martinsschmaus.

5) Eine Burkharts- und Martinsgans s. Weim. Jahrb. 6, 37. Bretzeln als Martinsgebäck Germ. 21, 346.

Das nun folgende Lob der Gans ist der Kern des Ganzen, und sicher ist uns darin ein Stück aus uralter Zeit glücklicherweise überliefert:

> So fangt die gans, so bringt die gans, so
> würgt die gans, so ropft die gans, so zopft
> die gans, so tropft die gans, so brat die gans,
> die feiste gans, die beste gans, die frömste
> gans, die schönste gans, die weiße gans, die
> bunte gans, die grawe gans, ja unser gans,
> die gute gans, die liebe gans, die schnadergans,
> die bladergans, die Mertensgans, der beste
> vogel in der schüßel!

Der Charakter des heiligen Opfertiers zeigt sich in der zusammenfassenden Wendung „die gute gans, die liebe gans .... der beste vogel in der schüßel.“ Es sind dreimal sieben Zungenkunststücke.

> Was wirds aber sein?
> Fritz frist das feist alleine alleine
> in nostrum rostrum,
> ich möcht ersticket sein;
> bruder Urban, gebt uns vinum!
> so flößen wirs ein, so trinken wirs ein,
> die gans die will begoßen sein,
> sie will noch schwimmen und baden, ja baden,
> so wird uns wol geraten[1])
> haec anseris memoria.

Sie 'trinken die Minne' der Gans: dies ist wohl das sachlich älteste im Liede.[2]) Welch ein Übermut darin! und doch neben dem Frivolen ein Humor, von dem wir lernen können. Es schließt:

> Tut drauf ein trunk, ein guten trunk[3]), ein
> Mertenstrunk, ein pommerschen trunk: neun
> züg und beide backen voll, in unico hypo-
> causto[4]), ja haustu!

1) vom Glücken dessen, was in der Hand der Götter ruht.

2) Schiller 3, 12b führt aus der vita des Olaf Tryggvason an: die norwegischen Heiden trinken in memoriam Thoreri Odini et aliorum; O. führt im 10. Jahrhundert das Trinken ad memoriam Martini ein.

3) Vgl. de generibus ebriorum Zarncke, Beiträge z. Gesch. d. deutschen Univers. im Mittelalter I, 133.

4) Eig. Backofen, badstub (Diefenbach 278a).

So leben wir da in glimper[1]) gloria
und singen unsers herren Mertens gaudia[2]):
eia wären wir da
per omnia tempora!

Das etwas wüste Lied[3]), der Form nach einem Leiche ähnlich, ist eine Art Quodlibet, d. h. ein Durcheinander, das den Zweck hat, womöglich geistreich zu überraschen.[4]) Mit Latein vermischt und dem langen Lobe der Gans, war es mehr ein Lied gelehrter Leute als ein Volkslied. Hier ist bloß noch die Form geblieben, der alte Kern hingegen, der dahinter liegende Ernst steht den Sängern dieses Liedes, dieser Zeit schon ferner; es beginnt bereits eine Art Spott, Parodie. Es ist moderner, doch nicht in gesundem Sinne, verrät vielmehr schon absteigende Kultur.

Das Ganze ist ein deutlicher Beweis, wie sehr es unsere Vorfahren verstanden, selbst das Alltägliche dichterisch zu verklären.[5])

---

1) S. D. Wb. 5, 1171. glimper (s. v. a. klimper) vom Anstoßen; so auch „gling glang gloria", was heute noch in Kindersprüchen lebt.

2) d. h. eig. die er (Martin) hat drüben, im Himmel. Das gaudia aus dem Weihnachtslied In dulci jubilo, wie auch das gloria vielleicht auf das Kirchenlied Gloria in excelsis zurückgeht. Auch das folgende 'eia wären wir da' aus dem 4. Vers von In dulci jubilo; s. Böhme 633.

3) Quelle ist „Newes teutsches musical. fröliches Convivium 2c. durch M. Franken 2c. 1621". Uhl. 1022.

4) Vgl. Uhl., Schr. 4, 204. Vgl. eine quaestio quodlibetica bei Zarncke a. a. O. Ein Buch 'Martins gans u. s. w. von Jos. Sommer. 1609' s. Wackernagel, Joh. Fischart von Straßburg u. s. w. 1870. S. 118.

5) [Vom Martinsfest der Kinder s. Hildebrand in Dähnhardts Volkst. aus Sachsen 2, 156.]

Zehnter Abschnitt.

Schlemmer- und Zechlieder.

„Die Sage, daß einst der Kaiser Maximinus bei einem Gastmahle dem heil. Martin den Becher zuerst habe reichen lassen, um ihn aus seiner Hand zu empfangen, hat ihn zum Schutzpatron der Trinker gemacht." So führen uns die Martinslieder, deren Leben an alte Kultusdinge anschloß, hin auf die Schlemmer- und Zechlieder.[1])

Erst aus dem 16. Jahrhundert überliefert, aber sachlich jedenfalls aus dem 14. stammt das Zecherlied vom „liebsten Buhlen", zu dem die Parodie weit älter ist als die früheste Quelle.[2])

Den liebsten bulen[3]) den ich han
der ist mit reifen bunden
und hat ein hölzes röcklein an,
frischt kranken und gesunden:

---

1) Uhl. Nr. 214 ff. „Zechlieder"; s. dazu Schr. 4, 204 ff. Hier zu Nr. 214 'geistlich contrafactum' und bei Hoffmann, KL. 386 ff.

2) Diese 1553 (Forster); die geistliche Umdichtung in einer Münchener Hs. vom J. 1505:

Den liepsten buelen den ich han,
der ist in des himels trone,
Maria heißet sie gar schon:
allerliepste mein,
erwirb uns frid und sone u. s. w.

Hoffmann, KL. 389. — Ein Würfelbüchlein 'gedruckt zu Augspurg von Joh. Blaubirer' (c. 1500), einziges Exemplar im Besitz des Feldzeugmeister v. Hauslab in Wien, hier nach Faks., das Stargardt in Berlin in seinem antiqu. Katalog Nr. 133 [1881] ausbot) beginnt:

Den liebsten puln, den du hast erkorn
Da ist dein treu an verlorn
Wie früntlich er gen dir tut
Im gibt ein andre hohen mut
Du hast in lieb und er dich nicht
Wie vil er dir der lieb vergicht.

3) Der Accus. ist volkstümlich (s. J. Grimm, Kl. Schr. 3, 330)

sein nam heist Wein, schenk dapfer ein!
so wird die stimm baß klingen;
ein starken trunk in einem funk
wil ich meim brudern bringen.

Uhl. Nr. 214 A.[1])

1. Den liebsten bulen den ich hab
der leit beim wirt im keller,
er hat ein hölzens röcklein an
und heist der Muscateller;
er hat mich nechten trunken gmacht
und frölich heut den ganzen tag,
gott geb im heint ein gute nacht!

Die folgende (2.) Strophe ist jedenfalls erst später entstanden:

2. Von disem bulen den ich mein
wil ich dir bald eins bringen[2]),
es ist der allerbeste wein,
macht mich lustig zu singen,
frischt mir das blut, gibt freien mut,
als durch sein kraft und eigenschaft[3]),
nu grüß dich gott, mein rebensaft.

Uhl. 214 B.[4])

Zum Zutrinken bestimmt waren kleine Liedchen, wie Nr. 216—219 bei Uhl.

Ist keiner hie der spricht zu mir:
guter gesell! den bring ich dir,
ein gleslein wein drei oder vier?
jo jo, jo jo, jo jo!

Weinlein, daherein!
was sol uns der pfenning
wann wir nimmer sein?
kirieleison, kirieleison.[5])

---

1) [E.-B. 3, 59 f. „Bemerkbar sind 3 geistliche Umdichtungen des Muskatellerlieds aus dem 15. Jahrhundert, deren Versmaß aber mit den beiden weltlichen nicht stimmt; es mag also mehrere weltliche Texte gegeben haben.“]

2) Vgl. „es kommt dir was“. Deutsche Zechworte in allen europäischen Sprachen, so dies „bringen“ ital. un brindisi = ein Zutrinken mit Trinkspruch; (s. S. 152, Anm. 2).

3) eig. s. v. a. ‘Individualität’.

4) [Die Volksmelodie des 16. u. 17. Jahrhunderts bei E. B. 3, 57 f.]

5) S. Uhl. Schr. 4, 206.

Besser überliefert als bei Uhl. ist von Nr. 217 eine strophische Fassung.[1])

1. Was trag ich auf meinen henden?
   Ein gleslein mit külem wein;
   Es flog ein vögelein über den Rein —
   heel ut[2]), heel ut, heel ut, heel ut!
   ein gleslein mit külem wein,
   es muß ausgetrunken sein.

2. Wem solle ichs aber bringen?
   dem liebsten stalbruder[3]) mein;
   es flog ein vögelein über den Rein —
   heel ut u. s. w.

3. Hans Nickel von der Hohen Zinnen[4]),
   es muß sein ganz eigen sein;
   es flog ein vögelein u. s. w.
   heel ut u. s. w.

Das Trinken wird noch als eine Art gemütlicher Feierlichkeit betrachtet, wie in folgendem Liede[5]):

1. Frisch auf, gut gsell[6]), laß rummer[7]) gan!
   tummel dich, guts weinlein!
   das gläslein sol nicht stille stan,
   tummel dich, tummel dich, guts weinlein!

---

1) Aus dem Musik. Zeitvertreiber Nürnb. 1609 bei Hoffmann, Gesellschaftsl. 162. (273 Ausg. 1860). [E.-B. Nr. 1127.]

2) In dem hêl ût d. h. heil aus! ganz aus! (vgl. trinks gar aus Uhl. S. 591. 592, woraus frz. carrous wurde; s. D. Wb. 4, 1332) vermutet Uhl., Schr. 4, 206 Nachahmung und Deutung der Vogelstimmen. Es muß im Trinkerdeutsch Niederdeutsches einmal Mode gewesen sein; vgl. schon bei Alberus dict. u 1 b: circumagamus calicem, lasz den becher einmal herumb gehen, up der rihe. Vgl. auch sûp hêl ût, min proer Fischart, Garg. 87 a (150 Sch.).

3) Kamerad; vgl. nôtgistallo (Genosse im Kampf).

4) Hat die Hohe Zinne Beziehung zur mhd. hôhen Siene 'Siena'? also volkstümliche Umdeutung? Sie erscheint Uhl. 589 als eine Art idealer Schlemmerburg (dem herren von der H. Z.), und bei Neithart 41, 32 ist die hôhe Siene auch in angewandtem Sinne: sein Riuwental solls sein, am Schlusse eines Liedes, als Pointe. Diese Burg hat man sich im Paradies (Schlaraffenland) gelegen zu denken, und 'Hans Nickel' ist ein Ritter dieser Burg.

5) [E.-B. Nr. 1124.]

6) Kamerad (auch s. v. a. „Lebemann").

7) d. i. herumher.

2. Er setzt das gläslein an den mund,
   tummel dich, guts weinlein!
er trunks heraus biß auf den grund,
   tummel dich, tummel dich, guts weinlein!

3. Er hat sein sachen recht getan,
   tummel dich, guts weinlein!
das gläslein sol herummer gan,
   tummel dich, tummel dich, guts weinlein!

Lange Zeit das beliebteste Lied war „der Schlemmer"[1]), das auch Luther gekannt haben muß, da er es einmal als ein gutes Lied lobt. Aber eine geistliche Parodie[2]) („Ein geistlicher schlemer in der weltlichen weis oder melodei") ist weit älter als das Trinkerlied, daher denn dies im Frankfurter Liederbuch (1584) „der Weltlich Schlemmer" genannt wird.

1. Wo sol ich mich hin keren
ich tummes brüderlein?
wie sol ich mich erneren?
mein gůt ist vil zu klein;
als ich ein wesen han
so můß ich bald davon,
was ich sol heur verzeren
das hab ich fernt vertan.

2. Ich bin zu frů geboren,
ja wo ich heut hin kum
mein glück kumt mir erst morgen;
het ich das keisertum
darzů den zol am Rein
und wär Venedig mein
so wär es als verloren,
es můst verschlemmet sein

3. So wil ich doch nit sparen
und ob ichs als verzer

1) Uhl. Nr. 213, s. Schr. 4, 202 ff., aus verschiedenen Quellen, zuerst bei Forster 1553; auch nd., nl. im Antwerpener Lb. Nr. 166. [Vgl. E. B. 3, 93; s. ebd. Nr. 1780 (Nachbildung).]

2) Uhl., Schr. 4, 203. Als Ton eines geistlichen Liedes von der Buße im Lübecker Gesangbuch (Schr. 2, 450). — In Burkard Waldis' Parabel vom Verlornen Sohn Ausg. v. A. Höfer. Greifsw. 1851. S. 53 singt das Lied (mit 6 Str.) im Bordell der verlorne Sohn, aber hochdeutsch im niederdeutschen Texte!

und wil darumb nit sorgen,
got bschert mir morgen mer;
was hilfts daß ich lang spar?
villeicht verlür ichs gar,
solt mirs ein dieb außtragen
es rewet mich ein jar.

4. Ich wil mein gut verprassen
mit schlemmen frů und spat
und wil ein sorgen laßen
dem es zu herzen gat;
ich nim mir ein ebenbild
bei manchem tierlein wild,
das springt auf grůner heide,
got bhůt im sein gefild! u. s. w.

(Noch 7 Strophen.)

Unter dem Bilde des Schiffes (dergleichen lag ja nahe), das nach „Engelland" fährt, wird in einem uralten Trinkerliede[1]) das Weinfaß gedacht. Es vermischt sich hier in der Vorstellung England mit Engelland, das im Denken des Volkes das Paradies war, hier das Paradies der Trinker. Unser Lied hat sogar religiösen Hintergrund.

1. Wir haben ein schiflein mit wein beladen,
darmit wölln wir nach Engelland faren;
last uns farn farn farn farn,
last uns farn nach Engelland zu.

2. Der wein ist auß der maßen gut,
er macht uns frischen und freien mut;
last uns farn u. s. w.

3. Frisch auf, gut gsell, laß umbher gan!
das gläslein muß nit lang still stan;
last uns farn u. s. w.

4. Schenk ein, schenk ein den külen wein!
das gütlein muß verschlemmet sein;
last uns farn u. s. w.

5. Wir trinken gerne guten wein,
das gläslein voll get hüpsch hinein;
last uns farn u. s. w.

---

1) Uhl. Nr. 220.

6. Bring einer eins dem andern rumb
daß es von eim zum andern kumm!
    last uns farn u. s. w.

7. Wem wölln wir dises gläslein bringen?
dem herren von der Hohen Zinnen[1];
    last uns farn u. s. w.

8. Heb auf, trinks auß und machs nit lang,
tu bald bescheid, uns wirt sonst bang!
    last u. s. w.

9. Guter gesell! den bring ich dir,
ich hoff wirsts nit abschlagen mir;
    last u. s. w.

10. Er setzt das gläslein an den mund,
er trunks heraus biß auf den grund;
    last u. s. w.

11. Er hat den sachen recht getan,
das unter und das soll oben stan!
    last u. s. w.

12. Den hab ich redlich außgebracht,
bescheid zu tun wirst sein bedacht;
    last u. s. w.

13. Hör, guter Freund mein schenk mir ein!
die pfenning die müßn vertrunken sein;
    last u. s. w.

14. Ei lieber bruder! es kan nit sein
du gebest mir vor das händelein;
    last u. s. w.

15. Seh hin und tu mir recht bescheid!
o ja! es ist mir gar nit leid;
    last u. s. w.

16. Mich dunkt der sitz gar durstig dort,
drumb tu bescheid und bring es fort!
    last uns farn farn farn farn,
    last uns farn nach Engelland zu!

---

1) S. zu S. 152, Anm. 4.

Das Trinken um die Wette, obwohl von allen Obrigkeiten verboten, war eine so fest gewurzelte Sitte, daß es alle Ausdrücke des ritterlichen Turniers annahm.[1])

Ein turnier sich erhaben hat
den man euch iez verkünden lat
in ferne und auch weite:
Nimmer nüchtern behelt den wal,
gůt bier schenkt man im Joachimstal,
und wer dahin wil reiten
der schick sich aufs beste als er kan,
ins tal[2]) so sol er werben!
er leg sein besten harnisch an,
sei wol gerüst mit pferden
daß er mög ritterlich bestan!
man stößt in sunst zur erden[3]) u. s. w.

---

1) „Weh denen, so Helden sind Wein zu saufen und Krieger in Füllerey“ Jes. 5, 22. do wirt man mit glesern und krausen ein scharmützeln von uns sehen Fastn.-Sp. 341, 2. Höfische Damen dabei Kampfrichter (18. Jahrhundert! Heidelberg): Biedermann, Deutschland im 18. Jahrhundert 2[1], 93 f. H. Sachs 2, 100 (Göz): „Wer erstlich hat erfunden Bier Und der vollen Brüder Tournier.“ 'mit würfeln turnieren' Simpliciss. 1, 185 (Kurz). 'turniren um ein glas' Flemming 164. Weckherlin 167 f. (Goed.). bierkampf (15. Jahrh.) Germ. 15, 201.

2) d. h., wie man dort in der Umgegend sagt, Joachimstal.

3) Im ganzen 7 Strophen (Uhl. Nr. 234).

Elfter Abschnitt.

Fasnachtlieder.

Das Wort 'Fastnacht' (mhd. vasenaht) ist geschichtlich noch ein Rätsel.[1]) Nach vasenaht „die Nacht, wo man faselt, schwärmt" zu schließen, war die Sache altgermanischen Ursprungs und durch die Kirche nur sanktioniert. „Die Fastnachtszeit war eine der fröhlichsten im Jahre, Spielleute, Schwerttänzer und Fechter zogen durch das Land in die Wirtshäuser und trugen den Gästen ihre belustigenden Spiele vor."[2]) Nach des Mathesius Predigten beteiligte sich Luther einmal am Fastnachtsschmaus[3]): er ward vom Rate zu dem Fest geladen, schlug die Einladung aus, aber eine Studentengesellschaft als Bergleute verkleidet, drang bei ihm ein und Luther machte sich mit ihnen lustig. Das ausgelassene Fastnachtstreiben wurde lange von den Behörden bekämpft. So gebietet das Saalfelder Stadtrecht[4]): wer an der vasnacht reige wil, mag her nicht spilemans gehabe[5]), so sal her subirlich und hubische (hubschliche Leutenberg) lit vorsinge. wer da unhubische (unweise Leut.) lit vorsunge, her wäre man, frouwe, knecht, mait odir juncfrouwe (o. j. fehlt Leut.), der sal den burgern gebe einen virdung (funf schilling Leut.), und alle die da nachsungen, so sal iderman gebe fumf schillinge (28 heller Leut.).[6])

In der Schilderung des Fastnachtstreibens vom Jahre 1356 werden noch keine Spiele erwähnt.[7])

Von den Fastnachtsliedern[8]) ist leider nichts erhalten, aber in den Spielen begegnen uns oft haarsträubende Roheiten, doch nie ohne Witz.

---

1) S. D. Wb. 3, 1353 ff.

2) J. Grimm, D. Wb. 3, 1354.

3) Mathesius, Luther 195 a.

4) S. 184. Fast wörtlich gleich aus Leutenberg bei Michelsen, Rechtsdenkm. 444.

5) Gab also der spileman selbst schon eine Gewähr gegen schlimme Lieder? eine Art Vertrauensmann? Das klingt so!

6) Von Fastnachtsingen s. Wackernagel, Lit.-Gesch.[2] 400 ff. (1. Aufl. S. 259). Bei Uhl. VL. S. 638 a. E. Fastnachtssänger noch in Goethes Kindheit, s. 26, 542.

7) S. Fastn. Spiele Nachlese 295 f.

8) Tanzlieder der Bauern s. Wittenweilers Ring 167. 169 172.

Besonders beliebt war, Gericht über irgend ein Glied der Gemeinde zu halten; bei einem solchen Spiele wurde Luther einmal zu Altenberg richterlich verbrannt.[1])

Der Ernst der Reformation änderte das Treiben etwas: es wurden die großen Fragen der Zeit in den Spielen oft humoristisch behandelt.

Eine Probe aus dem 15. oder 14. Jahrhundert ist der Anfang eines Minnelieds in den Gedichten der Hätzlerin (73[a]):

Die vasenacht laszt uns mit freuden loben![2])
es schadt nit, ob wir toben,
die alten lebten auch also
und waren fro.
mein trauren ist erkloben.

Darnach komt uns die vast mit bitter gallen,
so tür wir nimmer schallen.
dann will ich ainen hailigen eren,
on alls verkeren
zu dem so will ich wallen (er findt da ablasz 5, 5).

Man denkt sich die Fastnacht wie eine Göttin durchs Land ziehen, daher wird sie am Ende an vielen Orten noch begraben.

Unter den drei Liedern bei Uhland (VL. S. 636 ff.) ist leider kein wertvolles, altes, frisches. Das beste (Nr. 242)[3]), nach Uhland ein „Spottlied auf den Fastnachtspuk"[4]), hat auch nichts frisches, und ein Tanzlied ist es schwerlich, doch giebt es einen Begriff vom Fastnachtstreiben im 16. Jahrhundert; weit über diese Zeit geht unsere Kenntnis dieses Treibens überhaupt nicht hinaus. Das Lied scheint sich auf eine Dorffestlichkeit zu beziehen.

1. Fürwitz[5]), der kramer, hat vil war
gebracht auß frembden landen,
wer ichts[6]) bedarf der füg sich dar[7])!
findt mancherlei vorhanden;

1) Mathesius 196 a.

2) Vgl. die bosheit loben Fastn.-Sp. Nachl. 295, mich hat die fasznacht besessen 296.

3) Aus den Bergreihen Nr. 13 (auch Bicinia 2, Nr. 78 vier Str.).

4) Schr. 4, 221.

5) Scherzhaft wird so der Krämer genannt, gleichsam der Teufel der Neugier, die ja der mittelalterlichen Moral als eine der gefährlichsten sündhaften Neigungen galt (Liliencron).

6) irgend etwas.

7) verfüge sich her.

ein iederman findt sein manier
wer gelt darauf wil wenden
damit er sich schön schmück und zier
die fasnacht zů volenden.

2. Der narrenkappen hat er vil
für alt und jung gesellen
die dienen zu dem fasnachtspil
wer sich kan nerrisch stellen;
vil kittel zů der mummerei
gemacht von allen farben,
vil larven[1]) die sind auch darbei
wer der ie nicht wil darben.

3. Wer weiße hend behalten wil
wird handschůch bei im finden,
der schellenband[2]) der hat er vil
umb beide knie zů binden,
die mummerei bossiert damit
wo die am tanz her klingen,
ir keiner wil sich saumen nit
am zeuner[3]) frei zů springen.

4. Rot hůt gebraucht man dise zeit,
ein schleir darumb gebunden;
wer umb das Gretlein freien reit
ein kranz mit lan[4]) umbwunden,
ein hanenfeder můß er han,
ein hemd mit seiden näten,
damit er möge wol bestan
und gfallen seiner Greten.

5. Vil baurengippen[5]) hat er feil
darzů groß fůrmanskappen,
ob einer würd so frech und geil[6]),
wolt beurisch umbher sappen[7]),
der findet all bereitschaft hie
die ich nit all kan nennen,

---

1) Nürnbergisch: schembart (v. 'schemen').

2) Sich mit Schellen zu behängen war früher Sitte der Tänzer; ein Rest davon ist das Schellengeläute der Schlitten.

3) [ein ausgelassener Reihentanz (Böhme in E. B. 3, 83).]

4) dünngeplätteter Draht. — 5) Bauernjoppen — 6) übermütig lustig

7) herumpatschen.

wenn er stro bindet umb die knie
kan in niemand erkennen.

6. Ein sack mit asch dient auch darzů
vil staub damit zů machen,
umb laufen als ein tolle ků
als solt man ir ser lachen,
laufen im bach wol hin und her,
wil iederman besprützen,
den möcht man wol on als gefär
besülen[1]) in der pfützen.

7. Wer sich nur nerrisch zieren kan,
ein rauhen belz anziehen,
den sieht man für ein beren an,
die kind tůn vor im fliehen,
vil narren laufen hinden nach
mit drummel und mit pfeifen,
vor durst ist in ins bierhaus gach[2])
biß sie das glas ergreifen.

8. Man findt noch leut in disem strauß
der ist gar wol zu lachen:
wo sie die weinfaß lären auß
und sich ganz frölich machen
so singen sie ein fasnachtgsang
des abents auf der gaßen
und machen noten[3]) armes lang
daß sie genzlich erblassen.

9. Der kramer hat vil seitenspil
die ich eins teils wil melden:
ein sackpfeif und ein pfannenstil,
posaunen hört man selten,
ein lauten die kein seiten hat
darzů ein hülzen glechter[4]),
darbei ein kůhorn ser wol stat,
das dienet für die wechter.

10. Ein bleul[5]) man für ein fidel nimt,
ein topf mit einem teller,

1) besudeln. — 2) eilig. — 3) 'note' = Ton; hier s. v. a. 'Erbrechen' nach Böhme). — 4) Strohfiedel, d. i. ein Schlaginstrument aus Holzstäben, das in Tirol noch heute den alten Namen führt. — 5) Wäschbleuel.

kochlöffel sich darzu wol zimt,
gibt man ein für ein heller;
ein bratspieß und ein alten rost
die muß man weidlich schlagen,
diß alles klingt nach herzenslust
in disen fasnachtstagen.

11. Ein hären sib die pauken sei!
die schlecht man mit den querlen;
vil ofenrůß ist auch darbei
und hauben one perlen,
damit verstelt das angesicht
so man nach würsten singet,
an gabeln tregt man aufgericht
was ieder seltsams bringet.

12. Ein ring mit einem blawen stein
wil Heinz der Metzen kaufen
damit sie in mit trewen mein,
sol nicht im dorf umblaufen;
desgleichen sich die Metz beweist
den Heinzen zů bedenken:
umb rote senkel sie sich fleißt,
tůt sie dem Heinzen schenken.

13. Würfel und karten hat er gnůg,
wer gelt hat auf zů setzen;
betbůcher haben iezt nit fůg,
all welt wil sich ergetzen
mit singen, springen, stockerei[1])
in disen fasnachtszeiten;
wer kaufen wil mach sich herbei!
der kramer wil wek reiten.

14. Der kramer läst ein kranz zů lest,
ligt in dem kram verborgen,
wer sich am tanz dunkt sein der best
wil er damit versorgen,
desgleichen ein goldfingerlein
wil er der schönsten schenken:
daß iederman sol frölich sein
der fasnacht zů gedenken.

[1) eine Art Stockschlagen (nach O. Schade), oder das Gehen auf Stelzen (nach Liliencron)?]

Als Fastnachtschluß wurden meist Tänze aufgeführt, besonders Schwerttänze. So wird aus einer Nürnberger Chronik zum Jahr 1600 berichtet[1], daß der Rat ausnahmsweise allen Ständen und Gewerken erlaubte, ihre Tänze aufzuführen. Die Schwertfeger führten nun einen Schwerttanz auf wie bei den vornemen kronbreuttenzen[2]) gehalten wird; darauf wurde dann ein Spottlied auf die „Messerer" gesungen, das in jeder Strophe begann danzen wir den messererdanz: der Spott war gerichtet gegen ärmliche Leute, die glänzend mitthun wollten, und ging wahrscheinlich von einer andern Innung aus:

wil uns der wirt nit borgen
leit uns nicht vil daran,
wir lassen es dem sorgen
der als bezahlen kan.

Der Schwerttanz führt zurück in die altgermanische Zeit[3]) und war wesentlich ein Schauspiel zu Ehren des Schwertgottes Ziu, nach Ammianus Marcellinus der einzige Gott, den die Alanen verehrten.[4])

Noch wird in Siebenbürgen solcher Schwerttanz bei der Installation des sächsischen Nationsgrafen in Hermannstadt von der Kürschnerzunft aufgeführt. Auch Schäfer und Messerer tanzen ihn dort (in Schäßburg) zu Fastnacht.[5])

---

1) Anz. d. germ. Mus. 1855 166 ff.

2) kronbreut eig. eine Braut bei einer Geschlechterhochzeit, s. D. Wb. 5, 2354.

3) Vgl. den Waffentanz bei Tacitus Germ. 24.

4) S. Grimm, Myth. 185; Müllenhoff, Festgaben für Homeyer 1871 S. 111 ff.; ders., Z. f. d. A. 18, 9 ff. u. 20, 10 ff.

5) S. Schuster im Archiv für siebenbürgisch-sächsische Vorzeit; ders., Deutsche Mythen u. s. w. S. 487 ff. — Über Schwerttanz der Schmiede und Soldaten zu Köln im 17. Jahrhundert s. Zeitschr. f. Kulturgesch. 3, 324.

Zwölfter Abschnitt.

Landsknechtlieder.

In einem Liede, dem Uhland nach dem Kehrreime die Überschrift „Heiaho" gegeben hat[1]), erscheint als Schlemmer ein Landsknecht. Die Landsknechte sangen viel, oft aus einem eigentümlichen, frischen Corpsgeist heraus, den Hans Sachs wiederholt zeichnet.[2])

Die Landsknechte bildeten einen Gegensatz grade zu dem was sie später waren, zu zusammengelaufenem Volke: sie waren eingeborene Kriegsknechte, Landeskinder als Knechte.[3]) Wie Gustav Freytag, der aus gründlicher Kenntnis diese Dinge geschildert hat, betont, war die Sache uralt[4]), aber der Name lebt seit Maximilian, der sie zuerst in dem flandrischen Kriege gebrauchte, bis ins 17. Jahrhundert, wo er durch 'Soldat' abgelöst wird.[4]) Sie fühlten sich als ein Orden, eine Bruderschaft und waren eine Art Staat im Staate, eine Macht im Reiche: sie bekleideten und bewaffneten sich selbst, hatten ihr eigenes Recht und Gericht, dienten halb Europa, wie noch lange später die Schweizer.[5]) Auch litterarisch sind sie nicht unbedeutend: Dichter waren unter ihnen, wie Meinhart von Hamm[6]), Landsknechtshauptmann und landsknechtischer Dichter zugleich, Jörg Graff[7]), ein Volks- und Zeitdichter, der auf Meistersingerei fußte, seiner Zeit der

---

1) VL. Nr. 212.

2) S. seinen Landsknechtspiegel (Wackernagel, Lesebuch 2 [2], 107): er war mit in Italien vor Genua, im kaiserlichen Heere, in Frankreich — man hat das aber mit Unrecht für bare Münze genommen. — Vgl. Soltau, Hist. Volksl. 2, 55 und ebd. die Lieder Nr. 3. 6—8. 10. 14. 15. 22—27 u. a.

3) Nicht Lanzknechte, denn „Lanzen führten nur die Ritter, nie die Knechte, diese trugen Spieße" Schmeller 2, 476. Aber schon bei Maaler 261 d 'landsknecht, lancearius, lanceatus, miles stipendiarius'. S. auch D. Wb. 5, 1389. 6, 137.

4) Vgl. früher schiltknehte, schwarze Garde, Freiharte 14. Jahrhundert.

5) S. Barthold, Georg von Frundsberg oder das deutsche Kriegshandwerk zur Zeit der Reformation. Hamburg 1833. G. Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit. 5. Aufl. 2 [1], 408—442. 3, 23.

6) S. Soltau, Hist. Volksl. 2, XVI f.

7) S. O. Schade im Weimar. Jahrb. 4, 417—472. Goedeke 2 [2], 255 f. führt die erhaltenen Dichtungen auf.

Reformation entschieden beitretend. Ein namhafter Schriftsteller wurde der Hesse Wilhelm Kirchhof, der uns in seinem „Wendunmuth“ das Bild eines seltenen Mannes giebt. Der Schweizer Nikolaus Manuel war nicht nur Landsknecht und Dichter, sondern auch Maler und politischer Gesandter.

Eine Art Ordenslied[1]) der Landsknechte rührt von Jörg Graff her.

1. Gott gnad dem großmechtigen keiser frumme,
Maximilian[2])! bei dem ist auf kumme
ein orden, durchzeucht alle land
mit pfeifen und mit trummen:
landsknecht sind sie genannt.

2. Fasten und beten laßen sie wol bleiben
und meinen: pfaffen und münich sollens treiben[3]),
die haben davon iren stift,
das mancher landsknecht frumme[4])
im gartsegel umb schifft.[5])

3. In wammes und halbhosen muß er springe[6])
schne, regen, wind alles achten geringe
und hart ligen für gute speis,
mancher wolt gern schwitzen[7]),
wenn im möcht werden heiß.

4. Also muß er sich in dem land umb keren[8])
biß er hört von krieg und feindschaft der herren,

---

1) Uhl. Nr. 188. Er bringt das Lied wohl aus einem fl. Bl. der Hergotin (S. 1020), aus einem von Val. Newber im Wunderh. 4, 16; auch im Frankf. Lb. Nr. 222; s. auch Goedeke, Grundr. 2², 255; Mone, Anz. 8, 368. Uhl. giebt den Ton nicht an (in beiden letztgenannten Quellen): Wöl wir das korn schneiden, also dreihebig, so daß eine musikalisch-metrische Rätselfrage vorliegt, hier sind nämlich fünf Hebungen. Böhme 518 (mit 2 Mel.). Vilmar, Handb. 65 ff. mit einigen Erläuterungen 74.

2) Er galt als Stifter des Landsknechtwesens und war ihr Abgott.

3) Teilung der Arbeit!

4) Eine Art offizieller Anrede.

5) garten im Quartier liegen, brotlos sich im Land umhertreiben, betteln; ihr heimatloses Umhertreiben vergleichen sie dem des Schiffes: 'im gartsegel umbschiffen'.

6) Eig. auf der gart umziehen und kräftiger umlaufen, dies im Witz gesteigert als springen (s. D. Wb. unter gart Sp. 1384).

7) = arbeiten.

8) lat. versari.

darnach ist im kein land zu weit,
darein lauft er mit eren
biß er auch findt bescheid.[1])

5. Erstlich muß er ein weib und flaschen haben,
darbei ein hund und einen knaben[2]):
das weib und wein erfrewt den man,
der knab und hund sol spüren
was in dem haus[3]) tut stan.

6. Das was der brauch, gewonheit bei den alten,
also sol es ein ieder landsknecht halten:
würfel und karten ist ir geschrei[4]),
wo man hat guten weine[5])
sollen sie sitzen bei.

7. Da sollen sie von stürmen, schlachten sage,
des müßen sie warten nacht und tage,
darumb so tůt in lernens not[6])
wie man mit langen spießen[7])
processiones[8]) hat.

8. Wenn sie dann ir capitel[9]) wöllen halte
mit spieß und helleparten sieht mans balde
zum fenlein in die ordnung stan,
dann tůt der haubtman sagen:[10])
'die feind wöll wir greifen an!'

9. Darnach hört man das groß geschütz und kleine,
'her her[11])!' schreien die frummen all gemeine,

---

1) Kontrakt.

2) d. h. Offiziersbursche. Auf Abbildungen (z. B. Scheible, Kloster 10. Th.) sieht man 'hund und knaben'.

3) d. h. in den fremden Häusern.

4) Sonst kreie, d. i. Feldgeschrei, Losung; diese Losung ('würfel und karten') als Wappen gedacht.

5) Der Mittelpunkt ihres Daseins!

6) Das Reden und Singen von Schlachten ist zugleich beim Weine ihre Kriegsschule.

7) Das eigentliche Kennzeichen der Landsknechte.

8) Der Ausdruck entlehnt von geistlichen Orden, die parodiert werden.

9) Geistliche Lebensformen werden mit einem gewissen Humor herübergeholt.

10) Solche Ansprache z. B. bei Wilwolt von Schaumburg (Publ. d. Lit. Ver. Stuttgart Bd. 50).

11) Der Ermutigungsruf (vor den Mauern); s. Soltau 2, 109.

so hebt sich an das ritterspil[1]),
mit spieß und helleparten
sicht man ir fechten vil.

10. 'Lermen lermen[2])!' hört man die trummen spechte[3]),
darbei setzens die iren rechte:
ein grüne heid ists richters[4]) bůch,
darein schreibt man die urteil
biß eim rinnts blut in dschuch.

11. In dem orden findt man gar seltsam knaben[5]),
sie laufen an stett und schloß und graben,
des muß man iezund haben acht:
wo der orden regieret
werden lär hofstett[6]) gemacht.

12. Wie möchtens doch ein hertern orden trage?
sie leiden groß not bei nacht und tage
biß sie überkummen eins herren huld[7]),
darbei bleibt mancher tode,
wolt bhalten seins herren huld.

13. Erst hebt sich an die klag der trewen frawen[8]),
ein iede tůt nach irem man umb schawen,
welcher der ir ist bliben tot
darf nit vor schanden lachen
biß sie ein andern hat.

14. Darnach helfen sie das requiem singen,
sie spricht: 'junger man, ich will euchs bringen!'
so hat dann alte lieb ein end,
in dem confessione
wirt ein newes regiment.

---

1) Das Ritterliche haben die Landsknechte übernommen.

2) Der it. Schlachtruf all arme, im Munde burgundischer Franzosen al lerme und so (von den Niederlanden her) in deutsche Heere gekommen. Vgl. noch die Lärmkanone (in kleinen Städten) bei Feuersgefahr.

3) laut sprechen; noch jetzt bair. und fränkisch.

4) Gott sieht der Schlacht zu und giebt Sieg dem, der Recht hat — dieser Gedanke lebt hier noch nach. Das Recht wird nicht aus dem Buch geholt: die grüne Heide ist das Buch.

5) In diesem Sinne von Goethe erneuert.

6) Höfe.

7) Ausdruck aus dem Lehnsleben.

8) d. h. das Weib erhebt jetzt erst die Totenklage.

15. Das ist der kriegslewt observanz[1]) und rechte,
sang Jörg Graff, ein brůder aller landsknechte,
unfall hat im sein freud gewendt[2]),
wär sunst im orden bliben,
willig biß an sein end.

Auch von Graff soll sein 'der in krieg wil ziehen'.[3])

1. **Der in krieg** wil ziehen
der sol gerüstet sein,
was solt er mit im fůren?
ein schönes frewelein,
ein langen spieß, ein kurzen tegen;
ein herren wöll wir sůchen
der uns gelt und bscheid[4]) sol geben.

2. Und geit er uns dann kein gelt nit
leit uns nit vil daran,
so laufen wir durch die welde,
kein hunger stoßt uns nit an:
der hůner, der gens hab wir so vil,
das waßer auß dem prunnen
trinkt der landsknecht wann er wil.

3. Und wirt mir dann geschoßen
ein flügel von meinem leib
so darf ichs niemand klagen,
es schadt mir nit ein meit[5])
und nit ein creuz[6]) an meinem leib,
das gelt wöll wir vertemmen[7])
das der Schweizer umb hendschuch geit.[8])

4. Und wirt mir dann geschoßen
ein schenkel von meinem leib
so tů ichs nacher kriechen,
es schadt mir nit ein meit:

---

1) = Brauch. S. die Landsknechtartikel aus Köln v. 1583 (Mone, Anz. 8, 178.
2) Graff wurde verwundet.
3) Uhl. Nr. 189, aus „Fl. Bl. Nürnberg durch Kunig. Hergotin, vor Nr 188“ (Uhl. S. 1020); Böhme 524; Vilmar 67.
4) S. S. 165, Anm. 1.
5) eine kleine Münze.
6) S. D. Wb. unter Kreuz Sp. 2185.
7) verprassen.
8) ausgiebt.

ein hůlzene stelzen ist mir gerecht,
ja e das jar herumbe kumt
gib ichs ein spitelknecht.[1])

5. Ei wird ichs dann erschoßen,
erschoßen auf preiter heid,
so tregt man mich auf langen spießen,
ein grab ist mir bereit;
so schlecht man mir den pumerlein pum[2]),
der ist mir neun mal lieber
denn aller pfaffen geprum.

6. Der uns das liedlein news gesang,
von newem gesungen hat,
das hat getan ein landsknecht,
got geb im ein fein gůt jar!
er singt uns das, er singt uns mer;
er můß mir noch wol werden
der mirs gloch bezalen můß.[3])

---

1) Die letzte Hülfe; dann bin ich geborgen.

2) Wie es bei Mone 8, 174 vorgeschrieben wird.

3) d. h. es wird mir wohl einer für das Lied die Zeche (das Gelag) zahlen. Dieser Schluß oft, z. B. im 'Grünenwald' (Uhl. S. 623).

Dreizehnter Abschnitt.

Altepisches.

Wie ist es im 16. Jahrhundert mit der alten Heldensage? Schon im 13. Jahrhundert war diese sehr bedrängt von bretonischen und antiken Stoffen, aber dies Drängen weckte eben das Deutsche, und dadurch vielleicht ist für die Aufzeichnung der Nibelungen und der Gudrun, die ja nicht ganz höfisches Gepräge tragen, gesorgt worden. Im 16. Jahrhundert kam durch den Bauernkrieg und die gewaltigen Religionskämpfe das ganze soziale Gebäude ins Wanken; wo blieb da eine Stelle für die alten Stoffe? Und dennoch leben sie fort, trotz vieler Hindernisse.

Wie merkwürdig, daß der Kampf zwischen Vater und Sohn, das alte Hildebrandslied aus dem 9. Jahrhundert, von dem uns aus der Zeit zwischen dem 9. und 16. Jahrhundert nichts außer der Anspielung in Wolframs Willehalm erhalten ist, jetzt wieder auftaucht, und zwar so oft gedruckt, daß Bauern und Bürger das Lied geliebt haben müssen; ward es doch durch die drei Brüder Gutknecht in Nürnberg dreimal gleichzeitig gedruckt.

In dem alten Gedichte fehlt ja viel; besonders zu bedauern ist, daß wir nicht sehen können, ob Hildebrand wirklich so gereizt wird, daß der Heldenzorn die Vaterliebe überwiegt, und ob Hadubrand mehr als kecker Bursche gezeichnet oder das Ganze vielmehr aus der allgemeinen Heldensitte hergeleitet wird.

Ein großer Zug geht auch durch das spätere Lied, wie durch das alte. Aber während das ursprüngliche Lied sicher tragisch endete, beginnt das jüngere nur tragisch und nimmt gemütlichen Ausgang. Aber von dem alten Großen ist noch genug erhalten, uns zu fesseln. Dazu kommt die dem 13. Jahrhundert überhaupt eigene Vertiefung ins Innerliche, in das Gemüt, die wohl mit Bewußtsein gepflegt wurde im Gegensatz zu dem stark wuchernden Welschen. Die Familien- und Haustreue, die Freude des Herzenslebens wurde geflissentlich ausgebildet, vielleicht um der entarteten Zeit einen Spiegel vorzuhalten. Hildebrand, gedacht als Verbannter an Etzels Hof mit Dietrich, etwas in Holzschnitt gehalten, ist

ein volkstümlicher Typus für die Gattentreue, ebenso Frau Ute: so erklärt sich die Anspielung im Willehalm.[1])

Der Scherz am Ende des Gedichtes beweist, daß alles auf die Zuspitzung der Empfindung abgesehen ist, um das Glück zu erhöhen. So ist das Tragische grade in Heiterkeit verkehrt. Ist das vor der strengen Kritik erlaubt? Als Shakespeare wieder erweckt wurde, wollten einem seine tragischen Ausgänge nicht recht schmecken: man verlangte einen heitern Ausgang, so änderte man denn.

Die Strophenform, der Hildebrandston, ist unmittelbare Fortsetzung der Nibelungenstrophe, deren rhythmischer Rahmen sich nicht halten konnte: die 4 Hebungen wurden zuletzt beseitigt und statt deren 3, ferner die Binnenreime meist durchgeführt. Mit der Melodie wechselte die Strophe wahrscheinlich den Namen: so heißt er der Roland, Bruder Veit, Benzenauer, auch Wilhelmus von Nassawe u. s. w.[2])

Das Hildebrandslied.

1. ‚Ich will zu land außreiten',
sprach sich maister Hildebrand,
‚der mir die weg tät weisen
gen Bern wol in die lant;
die sint mir unkunt gewesen
vil manchen lieben tag,
in zwai und dreißig jaren
Frau Uten ich nie gesach.'

2. „Wilt du zu land außreiten",
sprach sich herzog Amelung[3]),
„was begegnet dir auf der haide[4])?
ain schneller degen jung;
was begegnet dir auf der marke[5])?
der jung herr Alebrant,

1) 439, 10ff., s. W. Grimm, Deutsche Heldensage 60; Germ. 22, 427f. Wichtig ist hierfür auch das Fastnachtsspiel.

2) Vgl. J. Grimm, Altdeutscher Meistergesang S. 136; Soltau, VL. 2, 45. — „Der alte Hildebrand" als Ton bei Soltau 1, 453 (von 1619). Das Lied „vom hürnen Seyfrid" ist in des H.s Ton.

3) Amelung (Abelung) = Dieterich Str. 4 (?), weiß offenbar, daß Alebrand Hildebrands Sohn ist, sagt es ihm aber nicht, da dies den Kampf hindern würde. Merkwürdig ist, daß H. trotz der Warnung nicht weiß, wen er vor sich hat.

4) haide meint das ganze Land außerhalb der Stadt, besonders die Kampfstätte; hier ist die Heide im Gebirge.

5) = Grenzscheide.

ja rittest du selb zwölfte,
von im würdest angerant."

3. „Ja rennet er mich ane
in seinem übermut,
ich zerhaw in seinen grünen schilt,
es tut im nimmer gut;
ich zerhaw im seine brünne
mit ainem schirmenschlag[1]),
und daß er seiner mutter
ain ganz jar zu klagen hab.'

4. „Das solt du nicht entune!"
sprach sich [von Bern] herr Dieterich,
„wann der jung herr Alebrant
ist mir von herzen lieb;
du solt im freuntlich zusprechen
wol durch den willen mein:
daß er dich laße reiten
als lieb ich im mög gesein."

5. Do er zum rosengarten[2]) außrait
wol in des Berners mark,
do kam er in große arbait
von einem helden stark,
von einem helden junge
wart er do angerant:
‚nun sag an, du vil alter,
was suchst in meins vaters land?

6. Du fürst dein harnisch lauter und rain,
recht seist du ains königs kint,
du machst mich jungen helden
mit gsehenden augen blint;
du soltest dahaime bleiben
und haben gut hausgemach
ob ainer haißen glute.' —
der alte lacht und sprach:

7. ‚Solt ich dahaime bleiben
und haben gut hausgemach?

1) Schlag aus der Fechtkunst.
2) In Tirol der Name für die Gebirgsgegend bei Bozen.

mir ist bei all mein tagen
zu raisen aufgesatzt,
zu raisen und zu fechten
biß auf mein hinefart,
das sag ich dir vil jungen,
drumb grawet mir mein bart.'

8. ,Dein bart will ich dir außraufen,
sag ich dir vil alten man,
daß dir dein rosenfarbes blut
über die wangen muß abgan;
dein harnisch und dein grünen schilt
must du mir hie aufgeben[1]),
darzu must mein gefangner sein
wilt du behalten dein leben.'

9. ,Mein harnisch und mein grüner schilt
die teten mich oft ernern,
ich trawe Christ von himel wol,
ich wöll mich dein erwern.'
sie ließen von den worten
und zuckten scharpfe schwert;
was die zwen helden begerten,
des wurden sie gewert.[2])

10. Ich waiß nicht wie der junge
dem alten gab ain schlag,
daß sich der alte Hiltebrant
von herzen ser erschrack;
er sprang sich hinderrucke[3])
wol siben klafter weit;
,nun sag an, du vil junger!
den straich lert dich ain weib.'[4])

11. ,Solt ich von weibern lernen,
das wär mir immer ain schand,

---

1) „aufgeben" (das gewöhnliche Wort von Festungen) förmlich und völlig übergeben. Der Hohn im Kampfwitz!

2) Die Kampfschilderungen war man überdrüssig, daher hier ganz kurze Beschreibung.

3) Vgl. Scheible, Kloster 316.

4) d. h. diesen Hieb kannst du nur von Frau Ute gelernt haben. Bei Caspar v. d. Rön erhält der Sohn den Streich. Das ist an sich passender; daß hier der Vater ihn erhält, ist eine künstliche Steigerung.

ich hab vil ritter und knechte
in meines vaters land,
ich hab vil ritter und grafen
an meines vaters hof,
und was ich nicht gelernet hab,
das lern ich aber noch.'[1])

12. Er erwischt in bei der mitte[2]),
da er am schwechsten was,
er schwang in hinderrucke
wol in das grüne gras:
‚nun sag mir, du vil junger!
dein beichtvater[3]) will ich wesen:
bist du ain junger Wölfing[4]),
vor mir magst du genesen.

13. Wer sich an alte keßel reibt
der empfahet gerne ram,
also geschicht dir jungen
wol von mir alten man;
dein beicht solt du hie aufgeben
auf dieser haide grün,
das sag ich dir vil eben,
du junger helde kün!'

14. ‚Du sagst mir vil von wolfen
die laufen in dem holz:[5])
ich bin ein edler degen
aus Kriechenlanden[6]) stolz;

---

1) Alebrand faßt das Wort des Vaters als Ironie auf: ein Weib hat mich nicht gelehrt.

2) d. h. an der 'Taille', ein bekannter Ringerstreich. S. Grimms D. Wb. unter „Hildebrandsgriff".

3) Der Mönch Ilsan wird im Rosengarten als Beichtvater der mit ihm Kämpfenden aufgefaßt; s. Gudrun 1436, 1.

4) Ein edles gotisches Geschlecht.

5) Auch hier, wie in der ältesten Fassung, sträubt sich der Jüngere gegen die Verwandtschaft, während der Ältere sie zu ahnen scheint. Unsere Vorzeit fand am Kampfe mit Witzworten besonderen Gefallen. Zwei sich feindlich gegenüber tretende drückten sich in der Bezeichnung ihres Geschlechtes vorsichtig aus, damit nicht etwa eine Verwandtschaft mit dem Gegner den Kampf hindere und das als Feigheit ausgelegt werden könne.

6) Gemeint ist das byzantinische Kaiserreich. Die Heldengeschlechter leiten sich oft von da ab. Es ist das ein Nachklang aus der gotischen Zeit, wieder auf gefrischt durch die Fahrten der Normannen.

mein mutter haist fraw Ute,
ain gewaltige herzogin,
so ist Hiltebrant der alte
der liebste vater mein.'

15. ‚Haist dein mutter fraw Ute
ain gewaltige herzogin,
so bin ich Hiltebrant der alte,
der liebste vater dein.'
er schloß im auf sein güldin helm
und kust in an sein munt:
‚nun muß es gott gelobet sein!
wir sind noch baide gesunt.'

16. ‚Ach vater, liebster vater!
die wunden die ich dir hab gschlagen
die wolt ich dreimal lieber
in meinem haubte tragen.'
‚Nun schweig, du lieber sune!
der wunden wird gut rat,
seit daß uns gott baide
zusammen gefüget hat.'[1])

17. Das weret von der none[2])
biß zu der vesperzeit,
biß daß der jung her Alebrant
gen Berne einhin reit;
was fürt er an seinem helme?
von gold ain krenzelein[3]);
was fürt er an der seiten?
den liebsten vater sein.

18. Er fürt in mit im in sein sal
und satzt in oben an'n tisch,
er bot im eßen und trinken
das daucht die mutter unbillich:[4])

---

1) Die aufs höchste gespannte Freude schlägt in Witz um; man will die Seinen zu Haus überraschen.

2) d. i. hora nona (engl. noon).

3) Siegeskranz. Vgl. Grimms D. Wb. 5, 2045.

4) Beide spielen mit der Mutter Komödie. Der Scherz liegt darin, daß Alebrand seinen Vater scheinbar als Gefangenen mit sich führt.

,ach sune, lieber sune!
ist der eren nicht zu vil,
daß du mir ain gefangnen man
setzt oben an den tisch?'

19. ,Nun schweige, liebe mutter!
ich will dir newmär sagen;
er kam[1]) mir auf der haide
und hat mich nahet erschlagen;
und höre, liebe mutter!
kein gefangner sol er sein:
es ist Hiltebrant der alte,
der liebste vater mein.

20. Ach mutter, liebe mutter,
nun beut im zucht und er!'
do hub sie auf und schenket
und trug ims selber her;
was het er in seinem munde?
von gold ain fingerlein,
das ließ er in'n becher sinken
der liebsten frawen sein.

Reiches gelehrtes Material umlagert unser Lied.

I. Zuerst wurde es mitgeteilt von Eschenburg, Deutsch. Mus. 1776 S. 392 ff., dann von den Brüdern Grimm, Die beiden ältesten deutschen Gedichte u. s. w. Cassel 1812 S. 53 (s. Mone, Anz. 8, 377); s. Goedeke, Grundriß 69 (1², 248); bei Uhland VL. Nr. 132 nach[2]) ziemlich vielen Quellen, darunter 5 fl. Bll. des 16. Jahrhunderts, eins Nürnberg, Jobst Gutknecht „um 1515" (vgl. Mone, Anz. 8, 377), das älteste aber aus Straßburg hat er erst nach dem Druck erhalten. Die Angaben der Quellen Schr. 4, 153 sind aber abweichend; er stellt da voran Fl. Bl. Basel Apiarius (um 1570), Fl. Bl. Nürnberg Christ. Gutknecht (um 1533, Körners VL. 152), Fl. Bl. Nürnb. Val. Newber (defekt bis 4, 5), Frankf. Liederb. 1584 Nr. 207. Von dem ältesten Straßb. Blatte und von dem Jobst Gutknechtschen um 1515 sagt U. kein Wort! Eins von Friedrich Gutknecht Wunderh. 4, 295. Noch im 17. Jahrhundert wurde es gedruckt (Goedeke S. 70).

In den Varianten ist nur von Casp. v. d. Roen und Heeſen meyers Hdschr. die Rede (die doch wohl mit dem V. auch gemeint sein

1) d. i. kam 'entgegen'.
2) Dazu H.s Nachtrag „nein!"

muß?[1]), von letzterer aber außerdem gar nicht! Das ganze Verfahren ist nicht verständlich, weder auf Uhlands Seite (die Quellen in den VL. S. 1013 mußten denken machen, sie seien alle philologisch benutzt), noch und ganz besonders auf Seite des Herausgebers; nicht einmal, welcher Text eigentlich zu Grunde gelegt ist, ist zu erfahren. In beiden Quellenangaben (VL. und Schriften) steht ein andres flieg. Bl. voran.

Edzardi, Zum jüngeren Hildebrandsliede (Germania 19, 315 [1874] mit Nachtr. 20, 320) berichtet genau über die Überlieferung und hat den Versuch gemacht, die gesamte Überlieferung zusammenzubringen, was Alter und Echtheit daran hat; er setzt (S. 317) die Entstehung um 1200.

II. Ergänzung zu Uhlands Angaben.

1) Drucke: Nach Eschenburg, Denkm. altd. Dichtk. S. 439 (fl. Bl.) im Wunderh. 1, 137; nach einem fl. Bl. Nürnberg Friedr. Gutknecht Wunderh. 4, 295. — Niederdeutsch als fl. Bl. o. O. u. J. (s. Weim. Jahrb. 4, 11), mitgeteilt von Bartsch nach einer Abschrift von Wiechmann, German. 7, 285 ff., nach Bartsch eine „Umdichtung" (S. 285) aus dem Hochdeutschen. Es ist wesentlich Übersetzung, wie das niederländische; s. Bartschs Vergleichung am Schlusse. — Auch dänisch frei übersetzt (schon bei den Br. Grimm; s. Uhl. Schr. 4, 156 ff.). Aus welcher Zeit? — Niederländisch[2]) von Uhland VL. S. 1013 schon erwähnt, im Antwerpener Liederb. v. 1544 Nr. 83 (Hor. belg. 11, 122), offenbar auch nach dem Hochdeutschen (vgl. tsoheime 6, 5).[3])

Also niederländisch, niederdeutsch und dänisch übersetzt, für Sänger?[4])

2) Handschriftlich: in Wernigerode, E. Jacobs, Die ehemalige Büchersammlung Ludwigs Grafen zu Stolberg (1505—74) in Königstein u. s. w., Wernigerode 1868 (s. dazu Zarncke, Lit. Centralbl. 1868 Sp. 450 fg.); der Schluß mitgeteilt nach v. d. Hagen im Anz. d. Germ. Mus. 1863 Sp. 439 (s. Edzardi, Germ. 19, 315. 320).

3) Endlich in dem sogen. Heldenbuch des Casp. v. d. Roen (s. Goedeke, Germ. 1, 240 über dessen Verhältnis zum Volkslied), gedruckt

---

1) Vgl. W. Grimms Heldens. ² 256; Müllenhoff, Zeugn. u. Exc. 26, 3 (Z. f. d. A. 12, 357 über Alebrand); Goedeke, Grundr. 69. Das Bruchstück ist gedruckt in Hagen u. Primissers Heldenbuch 2, 234, aus dem 14. Jahrhundert.

2) Das niederl. Lied ist nach Kalff, het lied in de middeleeuwen, Leiden 1883, S. 77 ff., nur übersetzt, wahrscheinlich aus dem Niederdeutschen. — Eine niederl. Ballade (Hor. belg. 2, 105) geht nach der „Stem: Ick wil te lant uitrijden", die Str. ist aber nur 7zeilig.

3) So eine dänische Übersetzung Germ. 19, 316.

4) Niederl.? s. Edzardi, Germ. 19, 318! auch beim Nd. nicht sicher (319), wie Bartsch annahm; S. 326 möchte E. gar für alles eine niederd. Quelle annehmen.

aus v. d. Hagens Heldenbuch in Wackernagels Leseb. 1, 1031 ff. 'der vater mit dem sun' genannt (ebd. S. 1038).

Über das Verhältnis der Texte stehen die abschließenden Forschungen noch aus. Der Text im Heldenbuch z. B. ist sehr abweichend vom Volkslied und doch nicht unabhängig.

III. Eine Melodie aus dem 16. Jahrhundert in Rhaw Bicinia u. s. w. Viteberg. 1545 I. Nr. 94 „componirt (?) von Joh. Sthal" (Uhl. Schr. 4, 153). Böhme, Altd. Lb. Nr. 1. Liliencron Nr. 27. [S. nun auch E.-B. 1, S. 71.] Rein volksmäßig ist die Mel. nicht, sie klingt choralartig und zugleich mild und hat etwas Gelehrtes. Eine Variante der Mel. katholisch-kirchlich bei Bäumker (nach dem Kirchenlied „Wer Ohren hat zu hören"), s. Liliencron S. 85.

Vom alten Hildebrand im Schwanke s. Grimm, KHM. 3, 172 ff., 2 53; vgl. Prätorius, Weltbeschreibung 1666 1, 273 bei Grimm HS. 319: der alte Hildebrand mit Docken gespielt, als Puppencomödie. Dies ist schon 1611 bezeugt (Germ. 21, 201), von R. Köhler für Königsberg nachgewiesen aus Hagen, Gesch. des Theaters u. s. w. In Colmar 1521 auf der Bühne (s. unten S. 179, Anm. 1).

Werfen wir noch einen Blick auf das Ausleben der alten Heldenstoffe im Volksgesang.

Wie lange sang man diese Sachen? wann ging man über zum Lesen? Im 16. Jahrhundert wurde noch in großem Umfange gesungen, aber es lebte solch epischer Gesang eben damals aus. Gedruckt wurden noch Lieder von großer Länge, z. B. das von Herzog Ernst in 89 Strophen[1]): der Titel giebt ausdrücklich an 'in gesangs wies', und am Ende der 13. Str. heißt es: „der Singer der wolt trinken Wein", am Schlusse (Str. 89):

„Schenkt ein und gebt mir zu trinken,
„Sing ein ander der es künd baß.

Also wurden sie gewiß auch noch gesungen. Das 'Lied' von dem hürnen Seifrid „in des Hiltebrandes thon" in 179 Str.[2]); aber die letzte Strophe spricht da schon von lesen: „Wer weiter hören wöll (von den Geschichten in Worms) . . . der les Seifrides hochzeit, So wird er des bericht" — d. h. die Nibelungen.[3]) Doch war dies Lesen damals sicher mehr recitierend, kein stilles Lesen wie heute.

1) Gedruckt in Nürnberg bei Kun. Hergotin. 24 Bll. in kl. 8°. Nach einer Hs. des 15. Jahrhunderts: K. Hügel in Paul und Braunes Beitr. 4, 476 ff.; Z. f. d. A. 8, 477 ff.; Bartsch, Herzog Ernst 189 ff.

2) Bei Kun. Hergotin; auch Leipzig 1611.

3) Wahrscheinlich in der von Feifalik gefundenen Fassung.

Aber die Geduld nahm schon ab. Eben den Herzog Ernst kürzte bereits das sogenannte Heldenbuch Kaspars von der Rön auf 54 Str.[1]), ebenso den Wolfdietrich[2]):

> Wolffdietrich in altem dichte
> hat sieben hundert lied;
> mank unnütz wort vernichte (= für nicht, nichts wert)
> oft gmelt 'man' als aus schied:
> drew hundert drei und dreiszigk
> lied hat er hie 'behend',
> das man auf einem sitzen dick
> müg 'hörn' anfank und ent.[3])

Doch man half sich den großen Stoffen gegenüber auch anders, durch einen Mittelweg zwischen Singen und Lesen. So kündigt sich Mich. Beheims Buch von den Wienern[4]) (1462—65) an: dises 'sagt' von den Wienern und 'stet'[5]) das man es lesen mag als ainen spruch oder singen als ain liet ... wer daz singen well, der heb es in diesen noten hie unden also an — es sind weit über 2000 sechszeilige Strophen. Ebenso: Wunderbarliche gedichte und historien des edlen ritters Neidharts Fuchs[6]) ... sehr kurzweilig zu lesen und zu singen ... (Frankfurt 1566). Historien von der sindflut, Joseph, Mose, Helia ... sampt etlichen historien aus den evangelisten, auch etliche psalmen und geistliche lieder, zu lesen und zu singen in reime gefasset, für christliche hausveter und ire kinder, durch Nic. Herman in Joachimsthal. Wittenberg 1562[7]). Man richtete also schon im 16. Jahrhundert ein Gedicht sowohl fürs Lesen als für Singen ein und gab dies ausdrücklich an. Das Singen mochte auch unbequem geworden sein.

Auch im Spiel lebten die alten Heldengestalten teilweis fort, z. B. in einem tirolischen[8]) vasnachtspill von den risn oder reckhn vom Jahre 1511; da sind der hurnen Seifrid, auch der Berner recht herunter,

---

1) Er giebt am Ende immer die Zahl der Strophen an, wie der Wiener Wolfdietrich, s. Holtzmanns Ausgabe S. XXXVIII, und zwar im Verse.

2) Hagen und Primissers Heldenbuch 1, 54b; die Stelle schon in Grimms HS. 235.

3) Also ums für Singen zu retten?

4) Herausg. von Karajan Wien 1843; neue Ausg. 1867. Beheim lebte 1421 bis ungef. 1474.

5) Vgl. schriftsteller.

6) Der Titel vollständig MSH. 4, 441b.

7) Mützell, geistl. Lieder S. 436.

8) In Sterzing die Hs., hrsg. v. Obrist. Germ. 22, 420ff.

Seifrid wird förmlich wie elend von seinem Heldensitz abgesetzt, der Held (auch sittlich) ist Hilprant, gegen Kriemhilds Rosengarten. Da spricht Hilprant am Ende:

> Ich aht eurs halsn vnd kuszn nit,
> verfluecht sey eur hoffsit!
> Dz halsn will ich sparn meiner frauen,
> dy sich in ern alleczeit last schauen.

Und 1521 in Colmar finden wir den Inhalt des Hildebrandsliedes als Spiel.[1])

Hochwichtig für die Frage nach dem geschichtlichen Wert solches späten Gesanges ist das Lied

Die Frau zur Weißenburg[2]),

eine Ballade oder besser 'Mordgeschichte'. Die zu Grunde liegende Begebenheit geht ins 11., die Überlieferung bis ins 16. Jahrhundert zurück. Noch im 19. Jahrhundert (1840) ist sie im Schwarzwald aus Volksmund aufgezeichnet.

Das Ereignis ist in Ostthüringen bei Freiburg a. U. zu lokalisieren, und mit Weißenburg ist sicher Weißenfels gemeint.[3]) Nach dem Tode des Pfalzgrafen Friedrich, der am 5. Februar 1075 ermordet war, wurde nach der Klosterchronik von Gosek[4]) Ludwig der Springer Klostervogt von Gosek. Die Namen der Mörder werden genannt, der des Anstifters verschwiegen, dagegen die Klage von Friedrichs Sohn gegen seinen Stiefvater Ludwig erzählt. Die annales Reinhartsbrunnenses (aus dem 13. Jahrhundert) berichten von der Mordthat ihres — Lieblings und Helden Ludwig, müssen sie also doch aus dem Munde der Leute haben.[5])

> 1. Was woln wir aber singen,
> was woln wir heben an?
> ein lied von der frawen zur Weißenburg
> wie sie iren herrn verriet.

1) X. Moßmann, les origines du théâtre à Colmar, Colmar 1878. — Wie Hildebrands Gestalt herunterkam s. oben S. 177.

2) Uhland Nr. 123 in drei Fassungen; Schr. 4, 137 über Quellen u. s. w. Böhme Nr. 34. 35 behandelt es, auch das Musikalische, vorzüglich das Lied hat hüpfenden Takt), giebt auch nach dem Antwerpener Liederbuch eine niederländische Melodie. Erk im Wunderh. 4, 106 trägt zu Uhland eine Nürnberger Fassung des 16. Jahrhunderts (Val. Newber) nach. [Vgl. nun aber auch E. B. 1, 360 ff.]

3) K. Wenck, Allg. deutsche Biogr. (Ludwig der Springer).

4) Pertz, Monum. Germ. X.

5) Das Kloster Reinhardsbrunn ward 1085 von Ludwig gestiftet.

2. Sie ließ ein brievelein schreiben
gar fern ins Türinger land
zu Ludewig, irem bulen,
daß er käm zuhand.

3. Er sprach zu seinem knechte:
‚satel du mir mein pferd!
wir woln kein der Weißenburg reiten,
es ist nu reitens zeit. —

4. Gott grüß euch, Adelheid schone!
wünsch euch ein guten tag;
wo ist ewr edler herre
mit dem ich kempfen mag?'

5. Die fraw leukent iren herren
im schein falsches gemüts:
‚er reit nachten ganz spate
mit hunden auf die jagt.'

6. Do Ludewig under die linde kam,
ja under die lind so grün,
do kam der herr von der Weißenburg
mit seinen winden so kün.

7. ‚Wilkommen, herr von der Weißenburg,
gott geb euch guten mut!
ir solt nicht lenger leben
denn heut disen halben tag.'

8. ‚Sol ich nicht lenger leben
denn disen halben tag,
so klag ichs Christ von himel
der all ding wenden mag.'

9. Sie kamen hart zusammen
mit worten, zorn so groß,
daß einer zu dem andern
sein armbrost abeschoß.

10. Er sprach zu seinem knechte:
‚nu spann dein armbrost ein
und schieß den herrn von der Weißenburg
zur linken seiten ein!'

11. ‚Worumb sol ich in schießen
und morden auf dem plan?
hat er mir doch sein lebenlang
noch nie kein leid getan.'

12. Do nam Ludwig sein jegerspieß
selber in seine hand,
durchrant den pfalzgraf Friderich
under der linden zuhand.

13. Er sprach zu seinem knechte:
‚reit mit zur Weißenburg!
da seint wir wol gehalden
nach unserm herz und mut.'

14. Do er nu kegen der Weißenburg kam,
wol under das hohe haus,
do sach die falsche frawe
mit freuden zum fenster auß.

15. ‚Gott grüß euch, edle frawe,
bescher euch glück und heil!
ewr will der ist ergangen,
tot habt ir ewrn gemal!'

16. ‚Ist mein will ergangen,
mein edler herre tot,
so wil ichs nicht eher glauben
ich seh denn sein blut so rot.'

17. Er zog auß seiner scheiden
ein schwert von blut so rot:
‚sih da, du edle frawe,
ein zeichen deins herren tod!'

18. Sie rank ir weiße hende,
rauft aus ir gelweiß har:
‚hilf, reicher Christ von himel,
was hab ich nu getan!'

19. Sie zog von irem finger
ein ringlein von gold so rot:
‚nim hin, du Ludewig bule,
meiner darbei gedenk!'

20. ‚Was sol mir doch das fingerlein,
das unrecht gewonnen gold?
wenn ich daran gedenke
mein herz wird nimmer fro.‘

21. Des erschrack die fraw von der Weißenburg,
faßt ein traurigen mut:
‚verlaß mich, holder fürste, nicht!
mein edler herr ist tot.‘

Man sieht hier einen zweifellos geschichtlichen Stoff in die Jungmühle des Volksgewissens kommen, das der poetischen Sühne Gerechtigkeit widerfahren läßt. Das Bewußtsein des niederländischen Volkes wollte die Sache näher haben und versetzte daher in der Umarbeitung des Liedes die Geschichte nach Lützelnburg (Lutsenborch), nannte außerdem den Mörder mit auch anderwärts[1]) belegter Verwechselung Frederic.

Den Strophen 19—21 entsprechen im niederländischen Liede die folgenden:

(21) Si troc van haerem halse
van perlen een cranselijn,
‘hondt daer, mijn liefste boele!
daer is die trouwe van mijn!’

(22) ‚Uwe trouwe en wil ic niet,
ic en wilse niet outfaen,
ghi mocht ni ooc verraden,
ghelijc ghi uwen lantshere hebt ghedaen.‘

(23) Hi troc nit sijnder mouven
een siden snoerken fijn:
‘hondt daer, ghi valsche vrouwe!
ghi sulter bi bedroghen sijn.

(24) Te Lutsenborch op de muren
daer loopt een water claer,
daer sit, vrouw van Lutsenborch,
int heimelic ende int openbaer!’

---

1) Wie in der Fassung von 1840 (aus dem Schwarzwald) bei Uhl. 123 B (14 Strophen im ganzen) und Wunderhorn 4, 106.

Vierzehnter Abschnitt.

Historische Volkslieder.

Was wir bisher von Volksliedern betrachtet haben, waren Sonntags-feier- und Festlieder. Aber was kann das Lied thun im Schweiße der Arbeit des politischen Lebens? In schroffem Gegensatze zu den Liedern jener Art stehen die Zeitgedichte — Zeitungslieder, politische Lieder —, die man gewöhnlich historische Volkslieder nennt, bald kurze und knappe Sprüche, bald längere Gedichte.[1])

Bei diesen Zeitliedern ändert sich der Begriff Volkslied; es liegt nicht die Weihe Jahrhunderte langer Beteiligung des Volkes darüber, um so mehr die Wärme des Augenblicks mit seinem Ringen und Sehnen. Die Dichter schließen sich teils an die überlieferte volksmäßige Art an, teils entfernen sie sich mehr oder weniger davon.

1.

Ein rechtes Zeitlied aus der Reformationszeit ist das Gedicht von

Herzog Friedrich.

Aus welcher Stimmung heraus ist dies Lied entstanden?

---

1) Der größte Teil der Lieder bei Soltau und Liliencron sind politische Lieder. Zur Bibliographie des historischen Volksliedes s. F. L. v. Soltau, Ein Hundert Deutsche Historische Volkslieder, gesammelt und in urkundlichen Texten chronologisch geordnet. Leipzig 1836, fortgeführt von R. Hildebrand, F. L. v. Soltaus Deutsche historische Volkslieder, Zweites Hundert; aus Soltaus und Leysers Nachlaß und andern Quellen herausg. mit Anmerkungen. Leipzig 1856. (Die Absicht, hierdurch die Herausgeber von Volksliedern zu philologischem Verfahren zu nötigen, wurde nur wenig erreicht.) R. v. Liliencron, Die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrhundert (nur bis 1554) gesammelt und erläutert. Leipzig 1865 ff. 4 Bde., mit einem Nachtrage (1869), der die Töne und das alphabetische Verzeichnis enthält. [S. hierzu Hildebrands Anzeige des Werkes in den 'Beilagen'.] Uhland, Schriften 2, 361—403 als 3. Abschnitt der Vorlesungen von 1830 f. über Gesch. der altd. Poesie „Die hist. Volksl. des 15. Jahrhunderts“; das. 509—523 als 6. Abschn. „Die hist. VL. des 16. Jahrhunderts“. Die sehr unkritische Sammlung von Liedern des 30j. Kriegs von E. Weller ist überholt von Jul. Opel und Ad. Cohn, Der 30j. Krieg, eine Sammlung von hist. Gedichten und Prosadarstellungen. Halle 1862 (mit wesentlich historischen Anmerkungen S. 443—489). Zum 18. 19. Jahrhundert. F. W. v. Ditfurth's Sammlungen historischer Volkslieder des 17., 18. u. 19. Jahrhunderts [verzeichnet bei E. B. 1, XLIX].

Im 16. Jahrhundert ist die Hauptarbeit der religiöse Streit, den Luther mit gewaltigem Geistesstoß führte. Sein Thun rief allerwärts Gärung hervor, und alte ernste Fragen auf geistlichem und weltlichem Gebiete, deren Lösung nur zugleich erfolgen konnte, wurden wieder lebendig. Man glaubte damals fest daran, daß jetzt die Zeit gekommen sei, wo Gott selbst eingriffe.

Wir sehen, wie in alter Zeit die Völker ohne Prophezeien und Prophetentum für ihr höheres Leben nicht auskommen konnten: durch Vorschauen in die Ferne retteten sie sich aus der Not des Augenblickes. Von solchen Weissagungen ist unsere Vergangenheit seit der Schwächung der Kaisergewalt im 13. Jahrhundert voll, oft in Form des Strafens und Mahnens, um die Geister und Herzen auf den rechten Weg zu weisen oder zu locken. Und der Glaube, daß große Helden, auf die man einen Mittelzustand zwischen Leben und wirklichem Tode übertrug, das Unmögliche möglich machen könnten, beherrschte die deutsche Volksseele grade in den schweren, bangen, ja verzweifelten Lagen, die die Hoffnung auf Erfüllung jener Voraussagen in den Geistern erschüttern mußten. Der Kern jener Prophezeiungen war die Wiederherstellung der Kaisergewalt als Schutzdach für das Reich in neuem Aufbau und Ausbau. Die große Zeit des 12. Jahrhunderts war, wenn auch im geschichtlichen Bewußtsein getrübt, doch deutlich genug im Gefühl, wenigstens als die Zeit mächtigen Aufstrebens, um die alte Idee des Reiches als des Grundgefüges aller Ordnung in der Christenheit kräftig zu verwirklichen. Dem Gefühle war ein Name als Stern geblieben, der Leitstern im Wogensturme der Zeit: der Name Friedrich, mit seinem Klang und Gehalt zugleich auf das deutend, wonach die Zeit des furchtbar kämpfenden Wirrwarrs am heißesten lechzte, auf Frieden; eine Gestalt, die sich aus Friedrich dem Ersten und dem Zweiten im Volksbewußtsein von selbst herausgebildet hatte, ein Friedrich schlechthin als Stern der Hoffnung, als Held von höchster Kraft und Weisheit, der wiederkommen müsse und werde. In Anlehnung an „der Sibyllen Weissagung" aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts, einer litterarischen Form des Prophetentums, die aus dem Altertum ins Mittelalter herüber winkte, verkündete eine lateinische prophecia Sibyllae aus Karls des Vierten Zeit, daß Friedrich, in dem aber schon die beiden Friedriche vermischt erscheinen, an Macht und Glanz alle überragend lange nicht wiederkommen werde. Aber der alte Glaube, daß rechte Helden, wie sie die Völker brauchen nicht sterben, wie andere Sterbliche, sondern nur der Alltagswelt entrückt werden, um wiederzukehren als Retter, wenn ihre Zeit gekommen ist — dieser Glaube war unvergänglich. Diesem Helden wurde die Aufgabe gestellt, nicht bloß Deutschland in Ordnung zu bringen, sondern die ganze Christenheit, die

ganze Welt. Er sollte nach der Weissagung der Sibylle der letzte Kaiser sein vor dem Weltende oder der neuen Weltordnung, sollte mit gewaltiger Heeresmacht ausziehn, endlich das heilige Grab zu gewinnen. Dort sollte er großes Gericht halten (denn das war aus alter Zeit her der Kern der Königsgewalt), Gericht als eine Art Vorspiel des jüngsten Gerichts. Das aber erscheint vorgestellt in altgermanischer Form: er würde, hieß es, seinen Schild an einen dürren Baum henken, d. h. den altgermanischen Gerichtsbaum, der zugleich heilig war als Wohnstätte der Gottheit und heiliger Mittelpunkt des Volksgebietes, der denn auch hier zugleich in eins gesetzt wurde mit dem Baume, an dem Christus hatte den Tod für die Menschheit erleiden müssen, und mit dem Baum im Paradiese, der zum Sündenfall den Anlaß gab. Dann aber sollte der Baum wieder grünen, als Zeichen eines neuen, großen Lebens gedacht, und alles sollte gut werden auf Erden. Der wunderbare Baum liegt uns noch nahe in der Sage vom Birnbaum auf dem Walserfelde am Untersberg, der ein heimischer Ableger jenes Weltgerichtsbaumes ist. Das Nachwirken dieser Prophezeiung aus dem 14. Jahrhundert ist bis ins 17. zu erkennen, wo sie die Böhmen auf sich und ihren König Friedrich von der Pfalz anwandten, um sie in ihm erfüllt zu sehen. Im 15. Jahrhundert rückte Kaiser Sigmund in den Rahmen der Friedrichsgestalt ein[1]) und die mit seinem Auftreten aufgeregten Hoffnungen und Forderungen nahmen scharf ausgeprägte Gestalt an in der merkwürdigen Flugschrift des Friedrich Reiser ums Jahr 1438, gedacht als ein Testament Sigmunds an die Zeit, daß die großen Pläne zur Ausführung kämen. Neben dieser Stimme aus dem Volke erklingt zu gleicher Zeit aus der reinen Höhe des Geistes, aber aus großem Sinn und Herzen die Stimme eines hochgestellten Priesters, des Nicolaus Cusanus (von Cues an der Mosel), in der Schrift De concordantia catholica vom Jahre 1433, d. h. von der gottgewollten und wiederherzustellenden allgemeinen Harmonie in und zwischen Kirche und Reich, von der alles Heil im Einzelnen und Ganzen abhängt.[2]) Eine neue Wendung erhielt der Stand der Dinge im 16. Jahrhundert durch die Bewegung, mit der ein deutscher Mönch nun fertig zu bringen schien, was die Concilien mit Kaisern und Päpsten nicht vermocht hatten, durch die Reformation, ein deutsches Christentum, verjüngt aus der reinen Quelle des Evangeliums und der Wirkung des erweckten Gewissens. Und in derselben Zeit schien auch die Reichsfrage auf neuen Fuß gestellt zu werden, indem man nach Maximilians Abscheiden die Reichsgewalt nach dem Lande verlegen wollte,

1) [Nähere Ausführung s. Tagebuchblätter 227 ff.]
2) [Genaueres s. S. 231 f. a. a. O.]

von dem die religiöse Reformation ausging ins Land und Friedrich dem Weisen im Jahre 1519 die Krone des Reiches anbot.

Luther selbst setzte den Namen seines Kurfürsten in Beziehung zu der alten Prophezeiung, obwohl nur im religiösen Sinne. In der Flugschrift vom Mißbrauch der Messe vom Jahre 1522 heißt es[1]: „Ich hab oft in diesen Landen, als ich ein Kind war, Prophecey gehort, Kaiser Friderich würde das heilige Grab erlösen, und wie denn der Propheceien art und natur ist, das sie ehe erfüllet denn verstanden werden, so sehen sie allzeit anderswo hin, denn die wort für der welt lauten. Also deucht mich auch, das diese Prophecey in diesem unserm Fürsten Herzog Friedrichen zu Sachssen erfüllet sey.[2]) Denn was kunnen wir für ein ander heilig Grab verstehen, denn die heilige Schrift, darinnen die warheit Christi durch die Papisten getödtet ist, begraben gelegen, welches die Böttel, d. i. die Bettelorden und Ketzermeister behůt und bewart haben, das kein Junger Christi keme und stele sie? Denn nach dem Grab, da der HErr in gelegen hat, welches die Sarracen inne haben, fragt Gott gleich so viel als nach allen Kůen von Schweitz.[3])

Nu kan niemand leugnen, das bey euch unter Herz. Friderich dem Churf. zu S. die lebendige warheit des Evangelij ist erfür komen. Wie? wenn ich mich rhümete, das ich ein Engel oder Magdalena bey dem Grab gewest were?. Und ob wol Er itzunder kein Keiser ist, so ist das gnug zu erfüllung der Prophecey, das er zu Frankfurt von den Churfürsten eintrechtiglich ein Keiser erwelet ist, und war auch wahrhaftig Keiser, wenn er gewolt hette. Es ist für Gott gleich so viel, wie lang einer Keiser ist, wenn er nur Keiser gewest ist.

Und ob wol etliche achten werden, Ich treib ein Gaukelspiel, so wil ich weiter spielen, und mich verwundern, wie es zugehet, das Gott in diesem verachten ort der Welt hat sein Wort erwecken wollen, und das ein Wunder ist, welchs keinem Land, als ich acht, widerfaren ist, das die Stedte und Dörfer umb Wittenberg[4]), auch die Bürger, Ebreisch namen haben, wie die Stedte und Flecken umb Jerusalem. Wo kompt her Ephrata, Hebron, Rassen, Panneck, Globog, Zidon, Jesse, Damnatz, Dibon u. dgl. viel? Und Wittenberg selbs, das ist Weissenberg, was ists anders, denn der Berg Libanus? Libanus heißt weis. Damit sey genug gespielt."

Also: die Erlösung des Grabes Jesu sei erfüllt durch Kurfürst Friedrich, da dieser die heilige Schrift geöffnet habe, die die Geistlichen

---

1) Jenaer Ausgabe. 2. Bd. 1555. S. 45b.

2) Friedrich im Liede = Friedfürst (Emanuel) gefaßt.

3) d. h. ob er sie zähle?

4) 'Globig . . . Jessen . . . Düben.' Solche Zusammenstellungen rühren mit daher, daß man glaubte, in der Sprache seien wunderbare Geheimnisse verborgen.

bisher wie ein Grab verschlossen gehalten; nach dem eigentlichen Grabe Christi frage Gott nichts. Diese reine Verinnerlichung des von den Romanen Verderbten, Veräußerlichten ist die große That des germanischen Geistes, die sich in Luther offenbarte.

Den Gedanken griff ein gelehrter Dichter auf und verarbeitete ihn in dem Liede[1]) vom Herzog Friedrich. Der Grundton darin ist der gewaltige Eifer um die Lehre Luthers; der Stil in seinen geistreichen Sprüngen ist dem Goethes in seinen frischen Jahren ähnlich.

1. In gottes namen heben wir an
das best das wir gelernet han,
ein newes lied zu singen[2])
von herzog Fridrich hochgeborn:
got hat in selber außerkorn,
sol im sein wort verfechten.

2. Er hat bschützt den glerten man
der uns die warheit sagen kan
geistlich und weltlich herren,
bischof, prelaten all gemein,
er sagt ir laster, schont ir kein,
tůt in die warheit sagen.

3. O öberkeit, tu dein augen auf,
ewig ist gar ein langer kauf,
tů deine schäflein weiden!

---

1) Uhl. Nr. 353.

2) Das Lied vom Bruder Claus („um 1513" Liliencron 5, 36) beginnt:

In Gottes namen heb ich an,
so ich mich underwunden han,
ein neuwes lied zu singen.

Die beiden Zeilen 1 u. 3 auch in dem braunschweigischen Liede von Gralher 1549 (Soltau 393). Die 2. Zeile: „Das best das wir gelernet han" hat auch ein Lied auf die Schlacht von Nancy 1477:

Nun wend wir aber heben an
Das Best das ich gelernet han,

und eins auf H. Waldmann 1489:

Aber wil ich heben an
Des besten das ich gelernet han. Liliencron 2, 271.

Die Bemerkung Liliencrons (2, 104): „Wir, d. h. ich und ihr Mitsingenden, wollen das beste Lied singen, was ich, der ich als Vorsänger singe, gelernt habe" — ist doch noch nicht klar. Vgl. Gudr. 1165, 1: nu swigen wir der degene, ich wil iuch lân vernemen.

treib sie nicht von der gůten weid
die uns got selbs hat zůbereit!
der bapst der wils uns nemen

4. Nun merkt, ir herren all geleich!
die schrift tůt uns gar wunderleich
von einem Fridrich sagen:
der sol gewinnen das heilig grab
dabei ein baum[1]) stet, ist laublos,
sein schilt sol er dran henken.

5. Der bapst hat den baum außgesogen,
hat uns mit seiner ler betrogen,
von im findt mans geschrieben,
Paulus, Johannes offenbar,
in der schrift lauter und auch klar:
er ist der antechriste.

6. Herzog Fridrich ist er genant[2]),
got hat in in die welt gesant:
sol uns den baum tůn pflanzen
der also lang verdorret was:
iez tregt er wider laub und gras
und ist uns fruchtbar worden.

7. Nun findt man manchen glerten man
der uns den acker bawen kan,
tůt uns den baum schön pflanzen
davon man lang geschriben hat,
der plůet iez in seiner art,
man darf nicht weiter fragen.

8. Der baum der ist das götlich wort,
der plůet auß an alle ort,
lieblichen tůt er schmecken,
und wer die frucht tůt nemen an
sein herz wirt im in freuden stan,
er lebt on alle sorgen.

---

1) [S. Tagebuchbl. S. 225.]
2) [Ebd. 223 f. 226.]

9. Der frid der ist das ewig wort[1])
das lebet bei got ewig dort,
für uns hat er gelitten,
sein marter und sein bittern tot
damit er uns erlöset hat
soln wir im fleißig danken.

10. Das heilig Grab gewunnen ist[2])
darfür hilft gar kein menschlich list,
das wort gots tůt her dringen,
es leit iez klärlich an dem tag,
ist münchen und pfaffen ein große klag,
ir tant wil nicht mer gelten.

11. Sibilla[3]) red get auch daher
bei einem Karl, vernim die mär!
von im tůt sie vil sagen:
man gibt nicht um der pfaffen ban,
sie můßen all zů boden gan,
der sibend wird nit bleiben.

12. Ich mein nicht mit dem weltlichen schwert,
gots wort den frid auf erd begert,
klärlich findt mans geschriben;
es sol über münch und pfaffen gan,
sie haben betrogen iederman,
got wil sie darumb strafen.

13. In der geschrift findt mans gar fein
wie der endchrist sol zeichnet sein
mit dem creuz, hör ich sagen;
hat im getragen großes gelt,
damit hat er betrogen die welt,
man darf nit weiter fragen.

---

1) Damals berief man sich auf die Schrift aus dem Gedächtnis, daher oft so merkwürdige Citate. Dies hier ist ein Versehen oder an Jes. 7, 14 angeknüpft, wo von Friedefürst (Emanuel) die Rede ist.

2) Also ganz an Luther anklingend.

3) Liliencron 2, 26b; Hagen, Minnes. 3, 468; Grimm, Myth 909; Wackernagel, Bas. Hss. 55 (14. Jahrh.); s. zu Goedeke 261. Zur Sibyllenlitteratur s. K. Schröder, von de holte des h. cruzes S. 31 ff.; Usinger, Forsch. zur d. Gesch. 11, 621 ff.; Mone, Schauspiele d. MA. 1, 305 ff. [H. v. Petersdorff, Die Entwickelung der deutschen Kaisersage in den N. Jahrb. f. d. klass. Altert. 1899. S. 195—211.]

14. Sie namen das gelt mit haufen ein,
es mag gar wol endchristisch sein;
die pfaffen mit iren platen,
die münch mit iren gugeln schon
sie heten all zu freßen davon,
sie fürten ein frölich wesen.

15. Wer in übel redt tetens in ban,
sie haben betrogen manchen man,
der witwen heuser freßen,
stet schlößer mußen ir eigen sein,
dennoch wöllens selsorger sein,
muß mancher iez drumb sterben.

16. Für götter man sie halten tůt[1]),
sie gebieten übers christen blůt,
sie tůn ser darob toben,
es kost gar manchen frumen man
der das wort gots hat gnumen an,
muß sein leben drum laßen.

17. Drumb můß der bapst der endchrist sein,
tůt manchem an vil großer pein
der sein ler nicht wil halten;
er ficht mit dem weltlichen schwert
das got doch nicht von im begert,
er fůrt ein tirannisch wesen.

18. Nun endet sich das new gedicht,
der sach sind wir ganz unterricht,
umb sein ler wir nichts geben,
gots wort wöllen wir vor augen han,
nichts geben umb der pfaffen ban,
solts kosten leib und leben.

Der Dichter ist ungenannt und unbekannt (in der Schlußstrophe nichts von der beliebten Andeutung), aber daß das Gedicht ins Volk gekommen war und gezündet haben muß, verbürgt seine Aufnahme in die „Bergkreyen, etliche schöne gesenge, newlich zusammengebracht, gemehret und gebessert".[2]) Hier führt das Lied (Nr. 18) die Überschrift: „Ein

1) Schon Freid. 151, 23: der bâbest ist ein irdesch got.

2) o. O. u. J., wahrscheinlich Nürnberg, Kunig. Hergotin; neu herausg. von O. Schade, Weimar 1854. Daher Uhl., der S. 1040 auch ein Fl. Bl. Augsburg um 1536 aus Bragur 8, 196 anführt; bei Goedeke, Grundr. 261 (2. Aufl. 2, 293) auch ein Magdeburger fl. Bl. Im 4. Bd. der Schriften giebt Uhl. nichts dazu.

newer Bergkreyn von der Sibilla weyssagung, im thon Ach Got in deinem höchsten thron."

Es hat etwas tief Rührendes, dies Festhalten an einem Hoffnungsfaden, einem Faden in einer Spinnwebe gleich, aber fortgesponnen in den Geistern an einem Namen der alle Not überleuchtete.

2.

Während das Volkslied recht eigentlich Gemein- und Gesamtbesitz war, von einer Art ewiger Dauer, von wunderbarer Tiefe, Natürlichkeit und Urwüchsigkeit, sind diese Zeitlieder und Zeitsprüche nur auf den Tag berechnet; deshalb waren viele nur kurzlebig und gingen bald wieder verloren. Unser Zeitungswesen ist aus dem politischen Gesang, aus dem politischen Charakter alter Lieder und Sprüche — seit Walther v. d. Vogelweide durch das 13. Jahrhundert hin — entstanden. Die Meistersinger bildeten das politische Lied[1]) fort, und in solchen alten überlieferten Reimen, die früher politische und moralische Bedeutung hatten, sprechen noch heute Hochzeitbitter, Zimmerpolier u. A.

Ein solcher Zeitspruch aus dem 15. Jahrhundert ist das Gedicht „Vom Tode der Gerechtigkeit".[2]) Gerechtigkeit ist hier gemeint als das Richtige im Staats- und Gemeinwesen und im Leben überhaupt. Es ist eingekleidet in ein Gespräch; die Redenden sind lateinisch eingeführt. Ein nuntius „Bote" (woher er kommt, wird nicht gesagt) fragt nach der Gerechtigkeit bei einer Frau aus dem Volke, als Vertreterin der Frauen überhaupt (mulier), bei einem rusticus, cives, judaeus, bei den milites, dem imperator, dem papa, den doctores, den seniores (das sind die wîsen, die noch mehr wissen als alle, als Papst und Kaiser und Gelehrte!), wird also sozusagen von Pontius zu Pilatus geschickt, aber keines kann ihm den Platz der 'Gerechtigkeit' nennen.[3])

Nuncius: Frawe, ist uch icht bekand
Wie es sey umb die gerechtikeyt gewand?

Zur Melodie s. Liliencron, Hist. VL. 5, 26. 82f. (der Text nicht bei Mützell!). [Tagebuchbl. 235.]

1) Die politische Dichtung nicht als ebenbürtig zu betrachten ist ein ästhetischer Zopf. [S. Hildebrand „Über Walther v. d. Vogelweide" (1848) in der Z. f. d. d. Unterricht 13, 795.]

2) Mitgeteilt von R. Köhler, Germania 18, 460.

3) Vielleicht infolge der Darstellung auf der Bühne sah man Abstracta als Personen an; aber Abstracta sind es eben nicht, nur für die Grammatik, sie wollen sein das Lebendigste und Wirksamste. Die Vermenschlichung dieser geistigen Mächte ist uralt und lebt heute noch. Vgl. Ditfurth, Fränkische Volkslieder 1, 50 (eine bittere Klage über den Stand der Dinge, ziemlich rein erhalten, was Leute noch singen): „Die Treue ist schon gestorben und die Wahrheit liegt schon krank."

Mulier:	Fründ, des biß von mir gantz bericht, Mit der gerechtikeyt bewerre ich mich nicht.
Nuncius:	Guter geburman, sage mir war: Bistu der gerechtikeyt ie worden gewar?
Rusticus:	Habe ich von der gerechtikeyt ie gehord So slahe mich io der mord.
Nuncius:	Ir burger gebet mir guten bescheyt: Finde ich bey uch die gerechtikeyt?
Cives:	Nein geselle, in diessen landen Sted die gerechtikeyt den Juden zu pfanden.
Nuncius:	Jödd, es ist mir vor komen[1]) Du hast die gerechtikeyt zu pfande genomen.
Judeus:	Bey dem lebendigen gote sage ich dir: Die gerechtikeyt findestu nicht bej mir.
Nuncius:	Ir ritter vnd auch ir guten man[2]), Habt ir die gerechtikeyt in gethan?
Milites:	Truwer, wir haben vernomen, Sie sey in des keyßers hoff komen.
Nuncius:	Herre, er keyßer, ich das lobe, Finde ich die gerechtikeyt in uwerm hofe.
Imperator:	Bothe die ist hir uß getreben Vnd ist bey dem babst bliben.
Nuncius:	Heyligster vater der cristenheyt, Finde ich bey uch die gerechtikeyt?
Papa:	Die gerechtikeyt habe ich gesand Den gelarten in die cristenland.
Nuncius:	Ir doctores vnd gelarten, Sal ich der gerechtikeyt bej uch wartenn?
Doctores:	Wir haben die bucher durchlessen: Die gerechtikeyt sal bey den alden wessen.
Nuncius:	Ich habe gesucht vil vergangen jar: Finde ich die gerechtikeyt bej uch? saget war.
Seniores:	Geselle, dar konnen wir nicht van sagen, Dan sie wird uf diessen tag begraben.

---

1) d. h. es ist mir zu Ohren gekommen (Köhler).

2) So heißen im 15. 16. Jahrhundert auch Edelleute, die keine Ritter waren (Grimm, RA. 294).

Das Gedicht zeigt ganz die Kunst der volksmäßigen Arbeit; die innere Form ist meisterhaft und das Ganze von tiefem Ernste. Das ist so ein Spruch, der durch das Land zog, etwa durch Thüringen und Hessen (der Dichter nennt sich nicht)[1]), beruhigend und ermutigend. Über den Anlaß möchte man keine Vermutung wagen; der Spruch ward gedichtet im Interesse der Wohlmeinenden.

Für die einstige Geltung der Herolde als Zeitdichter ist ein wertvoller Beweis der Spruch eines Hans Schneider über die Regensburger Fehde vom Jahre 1492.[2]) Der Dichter, ein Augsburger, war zuerst „Sprecher" Herzog Christophs von Baiern und dichtete hernach lange in Diensten König Maximilians. Da heißt es in der Vorrede:

Man spricht mir oft umb dichten zu,
ich soll mich brauchen[a] spat und fru,
daß ich die newen leuf[b] betracht.[c]
Ich pesorg ich wurd darumb veracht,
dann niemand will für gut mer han 5
die straf[d], die man hat etwan tan:
vor zeiten dorften dherolt[e] strafen
wo[f] trew vnd warheit wolt entschlafen,
und wenn die heupter meil[g] entpfiengen,
daß sie die rechten straß nit giengen, 10
so schneit man in die tischtuch ab,
das mindert in der eren hab.[h]
Solt man iez solich zipfel schneiden,
so muß sich menges tischtuch leiden,
doch wil ieder der beßer sein! 15

a mich üben, anstrengen. b res publicae. c 'reflektierende' Betrachtungen anstellen. d Schelte. e s. D. Wb. 4², 1122. f im Falle daß. g Schmutzfleck e., sich schänden. h Besitz.

Die Wendung der vorletzten Zeile ist humoristisch gemeint: Als Kenner der Adelsgeschichte ('Heraldik') hat der Herold die Rangordnung zu bestimmen. Hierbei steht im Mittelpunkte das Mahl, wobei die Rangordnung am schärfsten gewahrt wird. Es stößt der Herold den Unwerten aus oder schneidet sein Stück Tuch vom Ganzen ab. Daß dies vorkam, ist noch nicht nachgewiesen, aber Schneider hat es vielleicht probiert, das ergiebt sich aus unserm Spruche.

Eine Probe solcher Heroldspflicht zeigt ein politisches Strafgedicht[3]) vom Jahre 1400, das auf die vom Erzbischof Johann von

1) Aus einer Hs. der großherz. Bibliothek zu Weimar.
2) Liliencron 2, 303a.
3) Liliencron 1, 207.

Mainz veranlaßte Ermordung des trefflichen Friedrich von Braunschweig-Lüneburg Bezug hat. Dieser wurde auf der Heimreise vom Frankfurter Fürstentag (26. Mai 1400), wo Wenzels Absetzung und nach des Mainzer Willen die Wahl Ruprechts von der Pfalz vorbereitet war, als Mitbewerber um die Krone im Waldeckschen von Verkappten überfallen und erschlagen. Die Dichter fühlten sich als Vertreter der öffentlichen Meinung, und so ward durch diesen Spruch die Mordthat in ganz Deutschland bekannt. Der Dichter nennt sich Königsberg, und war ein Herold, vielleicht derselbe Küningsberc (aus Königsberg im Taunus), dessen Name in Aachener Stadtrechnungen zum Jahre 1376 unter den hiralten der Stadt bei Wenzels Krönung erscheint; die Mundart des Gedichts weist in die Frankfurter Gegend.

Um die Dinge der Welt zu betrachten[1]), geht der Dichter hinaus aus dem menschlichen Kreise in den Wald; hier hat er Visionen, wie wir es von Walther v. d. Vogelweide, Dante u. a. kennen[2]):

Durch lust sold ich eins morgens gan
an einen anger wol getan,
da begenet mir in dem angir grone
ein wip, was ußirmaßen schone.
5 Sie sprach: „got gruß dich, Konigsberg,
ich muß dir clagen jammerwerg,
die uns armen sind getan.“
Ich sprach: „jungfrauwe minneclich,
durch got war abe irkent ir mich?“
10 Sie sprach: „du bist mir wol bekant;
ich bin in botschaft zu dir gesant
von sehs hochgeboren frauwen,
die bidden dich in ganzen truwen,
daß du zu in wollest riden,
15 want sie sint in großem liden,
als ich dich hie sal wal bescheiden,
wiltu min botschaft horen und beiden (d. i. warten)?“

Er willigt ein, will aber wissen, wer sie sei, da er

„schonern boten noch nie gesach.
Ir moget wol sin ein ubirtach
25 ubir allen reinen guten wiben,
ir sult wol dusent leit virtriben,
so fruntlich ist uwir angesicht.“

---

1) [S. hierzu H.s Ausführung 'Beilagen' Nr. III.]

2) Bei Hans Sachs später ist es Modesache.

Sie lehnt die Galanterien ab:

"des enachten ich nicht. . . .
Ich bins Gerechtikeit genennit.
Wie wenig man mich hie irkennit,
doch was ich etwan hie bekant.
Nu werd ich in ein andir land
virtriben und gar virstoßen 35
mit andirn minen genoßen."

Auf seine Frage nennt sie diese:

"Die die ubirst undir uns ist, 40
die ist gnant die hoe frauw Ere,
die mich gesant hat zu dir here,
frauw Truwe und frau Warheit,
frauw Maß und auch Gerechtekeit,
frauw Tugent und frauw Reinezocht: 45
wir han gnomen all die flocht
und werden uß dem lant virjagit,
das si got und dir (d. i. dem Dichter) geclagit."

Nirgends können sie bleiben 'vor eime wib, die heißt frauw Schande';

"Sie hat getan uns großen mord,
das solstu mogelich sagen vort
den fürsten graven und den heren,
obe sich iemant wulde keren
an disen iemerlichen dod u. s. w.
(der) widir got, widir er und widir recht
und widir all die cristenheid.[1])
Königsberg, das sal dir wesen leid[2]) 70
und salt is mogelich vorbaß bringen,
wan du zu rechten waren dingen[3])
hast gelobit und gesworen."

Ein jeder ist in seinem kleinen Bezirke nach alter Ansicht ein Träger des allgemeinen Rechts; aber der Herold, als "geschworner" Mann, hat die Wahrheit zu verfechten mit Wort, Lied und Spruch. Er bittet, ihn "der rede zu erlassen":

"Ich mocht der wahrheit so vil sagen,
mir wurd min lip enzwei geslagen

1) d. h. die ganze gebildete Menschheit.
2) das laß dir zu Herzen gehn.
3) Mhd. Abstracta werden durch dinc ausgedrückt

mit knotteln und mit huten (?) kolben
und lebendig undir die erden getolben[1]),
als manchen vor mir ist geschehen
die vil der wahrheid wolte iehen."
Sie sprach: „belibets ungerochen,
der cristenglaub wirt drumb zubrochen,
85 wann sie sint umb die cristenheid
komen in diß große leid,
und umb aller cristen not
ist der helt gebliben dot
von Brunswig herzog Friderich."

Er fragt:
sagit mir durch uwer hulde,
gibit man des iemant schulde?

Sie nennt den Bischof Johann von Mainz:

des amptlude sin gewesen dran;
blibit er in dem lumunde stan,
als mir die lude sagen gemeine,
so geb ich umb sin er gar cleine.

Der Ton ist kühn und edel; nun die Aufgabe, sich aus der Schwierigkeit zu ziehen. So erwidert er denn:

„jungfrauw, davor si got,
daß bischof Johan von Menze
icht leide frauwe Schanden denze;
daß er sich muß also entschulden
105 daß er behald frauw Eren hulden,
das rad ich ime in ganzen truwen,
und laß ime vor frauw Schanden gruwen."

Sie entgegnet:
„Konigsberg, mein liebir knecht,
hor mir zu und virstant mich recht.
110 Dut er dazu nit als er sal,
so virlibit ime ein schanden mal,
das er virwinnet nommerme."
Ich sprach: „das det mir sichir we,
daß er also virlore sin ere,
115 obe er daran unschuldig were."

Er lehnt es ab, denn es ist nicht ganz ohne Gefahr.

1) Mhd. telben 'graben'.

Sie sprach: „dise bosheit ist geschicht[1]);
Wiltu das vorbaß sagen nicht,
so hore doch was ich dir san."
Ich sprach: „is enget mich doch nit an!"
Sie sprach: „wie bistu dann ein man?
Hastu den wapen nit gesworn?"

Er muß die Frage bejahen:

„wer da wol dut, den setz ich vort[2]),
den besten an der eren ort;
und wen ich weiß ein bosewicht, 125
den setz ich bi kein guden nicht.
Jedoch wil ich ir keinen schelden,
dann wolt ir iemand anders melden,
das mogit ir dun an all min strafen."

Da ruft sie dann aus:

„so wil ich schrihen wafen,"

nennt sämtliche „virredir" und trägt ihm auf, die Schande dieser Missethäter zu singen. Sie schließt mit der Drohung:

Dunt nu die fursten darzu nicht, 160
in der lande is ist geschicht,
so hat ir ere den riden[3])
mit irem landfriden,
so sints meineidig alle gar.[4])

So hält ein Dichter Gericht mit einem hohen Herrn!

Die politischen Lieder vertraten unsere Zeitungen; die Dichter waren die sogenannten Zeitungssänger, die vielfache und weitreichende Verwendung fanden, so auch im Dienste der Fürsten.

Eine wertvolle Probe für die Thatsache, daß man das Lied politisch, mit Tendenz brauchte, ist auch die cantilena imperatoria[5]), „eine Art kaiserlichen Manifestes" Karls V., das auf dem Druck vom Jahre 1546 den Titel führt „Ein New Lied von der Weltlichen Oberkeit &c."

---

1) Thatsache.

2) d. h. hinauf, bei Tische.

3) Fieber.

4) Am Schlusse fügt der Dichter noch, was er sonst zu sagen hat, Namen und Jahreszahl dem Gedichte an.

5) Liliencron 4, 345. „Im ton zu singen: Mag ich unglück nit widerstan", d. h. nach der Melodie des „geistlichen Liedes", der Königin Maria von Ungarn 1526 zu Trost gedruckt (s. Goedeke-Tittmann, Liederb. 202).

Was aus kühleren diplomatischen Quellen nicht zu holen ist, geben uns historische Volkslieder am besten: die Stimmung des Volkes. Auch Luther dichtete in diesem Tone. Als zwei Ordensbrüder des Heinrich von Zütphen, eines Anhängers und Freundes von Luther, die nicht widerrufen wollten, auf dem Marktplatz zu Brüssel als die ersten Blutzeugen des reinen Evangeliums auf dem Scheiterhaufen büßen mußten, da griff ihr Schicksal Luther ans Herz, und er dichtete „Ein Lied von den zween Märterern Christi, zu Brüssel von den Sophisten von Löwen verbrannt“ (1523), Heinrich Voes und Joh. Esch, von denen auch sein Sendschreiben an die Christen in Holland und Brabant handelt. Das Volkslied, das früher uralte Stoffe behandelte, wird hier mit einem ganz neuen Geiste erfüllt.[1])

1. Ein newes lied wir heben an,
das walt gott, unser herre!
zu singen was gott hat getan
zu seinem lob und ere:
zu Brüssel in dem Niderland
wol durch zwen junge knaben
hat er sein wunder macht bekand,
die er mit seinen gaben
so reichlich hat gezieret.

2. Der erst recht wol Johannes heist,
so reich an gottes hulden,
sein bruder Heinrich nach dem geist,
ein rechter christ on schulden:
von dieser welt gescheiden sind,
sie han die kron erworben,
recht wie die fromen gottes kind
für sein wort sind gestorben,
sein mertrer[2]) sind sie worden.

3. Der alte feind sie fangen ließ,
erschreckt sie lang mit drewen,
das wort gotts man sie leuken hieß,
mit list auch wolt sie teuben;

1) Uhl. Nr. 351; Schr. 2, 434; Herder, V. d. A. u. K.; Goedeke-Tittmann 298; Liliencron 397; Böhme 477; Köstlin, Luther 318.
2) Gotteszeugen.

von Löven der sophisten[1]) viel
mit irer kunst verloren
versamlet er zu diesem spiel:
der geist sie macht zu toren,
sie kunden nichts gewinnen.

4. Sie sungen süß, sie sungen saur,
versuchten manche listen,
die knaben stunden wie ein maur,
verachten die sophisten;
den alten feind das ser verdroß
daß er war überwunden
von solchen jungen, er so groß:
er ward vol zorn von stunden,
gedacht sie zu verbrennen.

5. Sie raubten in das kloster kleid,
die weih sie in auch namen,
die knaben waren des bereid,
sie sprachen frölich amen;
sie dankten irem vater gott
daß sie los solten werden
des teufels larven spiel und spot
darin durch falsche berden
die welt er gar betreuget.

6. Da schickt gott durch sein gnad also
daß sie recht priester worden:
sich selbs im musten opfern da
und gen im christen orden,
der welt ganz abgestorben sein,
die heuchelei ablegen,
zum himel komen frei und rein,
die müncherei außfegen
und menschen tand hie laßen.

7. Man schreib in für ein brieflein klein,
das hieß man sie selbs lesen,
die stück sie zeichten alle drein
wes ir glaub war gewesen,

1) Sophisten nennt L. die Theologen, da der religiöse Streit viel mit Disputationen geführt wurde und beide Parteien sich unlogisches Verfahren vorwarfen.

der höchste irtumb dieser war:
man muß allein gott gleuben,
der mensch leugt und treugt imerdar,
dem sol man nichts vertrawen;
des musten sie verbrennen.

8. Zwei große feur sie zündten an,
die knaben sie her brachten,
es nam groß wunder iederman
daß sie solch pein verachten;
mit freuden sie sich gaben drein[1]),
mit gottes lob und singen,
der mut ward den sophisten klein
für diesen newen dingen
daß sich gott ließ so merken.

9. Der schimpf sie nu gerewet hat[2]),
sie woltens gern schön machen,
sie türn nicht rümen sich der tat,
sie bergen fast die sachen,
die schand im herzen beißet sie
und klagens irn genoßen,
doch kan der geist nicht schweigen hie:
des Habels blut vergoßen
es muß den Kain melden.

10. Die aschen wil nicht laßen ab,
sie steubt in allen landen,
hie hilft kein bach, loch, grub noch grab,
sie macht den feind zu schanden:
die er im leben durch den mord
zu schweigen hat gedrungen
die muß er tod an allem ort
mit aller stim und zungen
gar frölich laßen singen.

11. Noch laßen sie ir lügen nicht
den großen mord zu schmücken,
sie geben für ein falsch getícht,
ir gwißen tut sie drücken;

1) = gingen ins Feuer; vgl. 'sich begeben'.
2) S. oben S. 59.

die heilgen gotts auch nach dem tod
von in gelestert werden,
sie sagen: in der letzten not
die knaben noch auf erden
sich solln haben umbkeret.

12. Die laß man liegen imer hin,
sie habens keinen fromen;
wir sollen danken gott darin,
sein wort ist wider komen;
der somer ist hart für der tür,
der winter ist vergangen,
die zartn blümlin gen erfür:
der das hat angefangen
der wird es wol volenden.

An den ganz volksmäßigen Schlußgedanken vom Völkerfrühling — wie prächtig mit seinem großen Mut! — knüpft Hans Sachs an in seinem „Wachet auf", über dem ein heiliger Hauch und tiefer Ernst liegt.

Unter den historischen Volksliedern zeichnen sich besonders die Schweizer Lieder aus, um die sich eine große Litteratur gelagert hat. Das älteste darunter ist das Lied auf

Sempach.[1])

Gewaltige Kämpfe und Siege, so der bei Morgarten (1315), waren der Sempacher Schlacht vorangegangen, aber dieser Sieg (1386) drang durch, und seitdem galten die Schweizer für unbesiegbar. Wie Lieder die geschichtliche Darstellung vertraten, daher mit Zahlen, Daten und geschichtlichen Notizen bedacht wurden, zeigt u. a. dieses Lied, das bis zu 67 Strophen anschwoll, so daß durch Kritik das Älteste herausgeschält werden mußte.

1. Die niderlendschen herren
die zugent ins oberlant[2]):
went si der selben reise pflegen
si sönt sich baß bewaren,

1) Uhl. Nr. 160 (vgl. S. 1016) nach Melchior Ruß (vor 1482), dessen Lücken er ergänzt; kritisch freilich nicht mehr ganz brauchbar. U.s Überlieferung ist eine kühne Ausscheidung aus früheren Texten. Über die Geschichte des Liedes siehe Liliencron 1, 125 ff.; L. Tobler, Schweiz. Volkslieder. 1882. S XXIII. — Die Strophe ist aus dem Hildebrandslied abgeleitet; s. Wackernagel, Lit. Gesch 224.

2) Nider- und Oberland meint das Flachland und das Gebirgsland. — Bei den herren ist hauptsächlich an Leopold von Östreich gedacht.

si söllent bicht verjehen,
von hanthaften Schwizern
ist inen gar we beschehen.[1])

2. ‚Wo ist denn der pfaffe
der uns nun bichten sol?'[2])
‚zu Schwiz[3]) ist ers geseßen,
er kan üch bichten wol,
er kan wol bůße geben[4]):
mit scharpfen hallenbarten
so gibt man üch den segen.'

3. ‚Das ist ein scharpfe bůße,
her pie domine!
die wir nun tragen můßen,
das tůt uns iemer we,
wir můßents iemer klagen
daß wir die herten bůße
von eitgenoßen můßen tragen.'

Diese drei Strophen, die weder Leopold noch Winkelried nennen, noch andere derartige Einzelheiten, die eben allgemein bekannt waren, bildeten wohl das ursprüngliche Lied, das dichterisch ein Prachtstück ist. Die erste Strophe ist ursprünglich vielleicht allein, unmittelbar vor der Schlacht, als Trutzlied gesungen. Ein Schweizer Trutzliedchen ist erhalten[5]), das ebenso vor der Schlacht entstanden sein muß und verbreitet wurde. Strophe 2 und 3 können nach der Schlacht in der Haltung des ersten Liedes gesungen sein. Teilweise bezeugt das auch die bei dem Zürcher Chronisten Werner Steiner (16. Jahrhundert) erhaltene Fassung Str. 1² „sy ziend" (statt „die zugent" bei Ruß). Aus den drei Strophen, die den Kern bilden, ist das längere Lied durch nötige oder wünschenswerte Zusätze angewachsen[6]), zunächst 8 Strophen, welche die Einzelheiten nachbringen: die Schilderung der Schlacht und was die Schweizer interessierte; schließlich noch 4 Strophen, wieder etwas kühler, mit allerhand Nachträgen.

1) Die Ritter wurden von den 'Kuhbauern' hingemäht mit Morgenstern und Spießen. Hier nun der Triumph!

2) Ein Zwiegespräch zwischen den Herren, die nach Sempach ziehen, und den Bauern.

3) Schwiz ist eingetreten für die gesamte Eidgenossenschaft, obgleich Uri und Unterwalden die ersten waren.

4) Zeile 3 u. 4 nach Uhland.

5) Bei Liliencron 1, 123.

6) Bei Ruß 15, bei Steiner nur 9 Strophen (ohne 5, 6, 12—15). Str. 4 ff. waren wohl, wie Liliencron meint, ein Lied für sich: neues Motiv und Schilderung.

4. Von Lucern, von Ure
[von Schwiz, von Unterwalden]
vil meng gůt biderman,
ze Sempach vor dem walde
do inen der lew bekam[1],
sie warent hochgemeit:
‚her lew! wiltu hie vechten
es ist dir unverseit.'

5. Do sprach der lew zům stiere:
‚du fůgst mir eben recht,
ich han uf diser heide breit
gůt ritter und ouch knecht,
ich wil dichs wüßen lan
daß du mir hast vor Loupen[2])
gar vil ze leid getan.

6. An dem Morgarten[3])
da erschlůgt mir mengen man,
ich will es dir hie vergelten
ob ichs gefůgen kan;
so ruck har zůhar baß!
daß dich der selbe pfaffe
bichte dester baß.'

7. Der lew begunnde rußen (d. i. brüllen)
und schmucken sinen wadel[4]),
do sprach der stier zům lewe:
‚wöll wirs versůchen aber?
so tritt har zůhar baß!
daß dise grůne heide
von blůte werde naß.'

8. Si bgonden zsammen tretten,
si griffents frölich an,
biß daß der selbe lewe
gar schier die fluchte nam,
er floch hin biß an den berg:
‚war wiltu! richer lewe?
du bist nit eren wert.

1) d. h. der östreichische Löwe begegnete.
2) Schlacht bei Laupen 1339. — In dieser Strophe ist ein ganz andrer Ton.
3) im J. 1315.
4) d. h. sich kampfbereit machen.

9. Wiltu mir hie entwichen
uf diser heide breit?
es stat dir lasterlichen
wo man es von dir seit,
es stat dir übel an:
du hast mir hie verlaßen
gar mengen stolzen man.

10. Dinen harnesch gůten
hast du mir hie verlan
darzů zechen houptpanner,
si steckent uf disem plan[1]),
es ist dir gar ein schant,
ich han dirs angewunnen
mit ritterlicher hant.'

11. Die von Mümpelgarten[2])
und die von Ochsenstein,
man můß irn lange warten
eb si komment heim:
si sint ze tod erschlagen,
ze Sempach vor dem walde
ligent si vergraben.[3])

12. Martin Malterer von Friburg
mit sinem krusen bart
darzů die von Hasenburg
hieltent uf der fart,
und vil der Oettinger
und ander landesherren:
den was die reis ze schwär.

13. Die von Bremgarten
und die von Wintertur
und ander landesherren
den wart der schimpf ze sur,
von Brugg und ouch von Baden:
ein ků mit irem schwanze
hat iren vil erschlagen.

---

1) als Siegeszeichen.
2) Bundesgenossen!
3) Hier schließt Steiner; also das Ganze in 3 Stufen allmählich aufgebaut? Str. 1—3, dann bis 11, endlich bis 15. (S. dazu oben Text hinter Str. 3.)

14. Kŭ Blümle sprach zum stiere:
,ich muß dir iemer klagen,
mich wolt ein schwäbscher herre
. . . gemulken haben,
[ich schlůg in in den graben]
ich schlůg in daß er lag,
ich schlůg in da noch mere
daß im der kopf derbrach.'

15. Nun sprach der stier zum lewe:
,nun bin ich hie gewesen,
du hast mir dick getrewet,
ich bin vor dir genesen;
nun ker du widrumb heim,
zů diner schǒnen frawen![1])
din er sind warlich klein.'

Das Lied, hervorgegangen aus der Stimmung der Situation, ward in das Chroniklied des sogenannten Halbsuter[2]) eingearbeitet, welches Ende des 15. Jahrhunderts entstanden, im 16. niedergeschrieben ist. Aber dies ist Stubenarbeit, erwuchs nicht aus dem Leben.

Ein anderes Schweizerlied „Wilhelm bin ich der Telle"[3]) hat wenig Volksmäßiges; es wurde in ein anderes Staatslied „Wilhelmus von Nassouwe"[4]) umgeprägt.

Fast gleichzeitig haben wir auch aus dem Norden ähnliche Siegeslieder. Ende des 14. Jahrhunderts suchten die Grafen von Holstein die altfreigesessenen Gemeinden der Ditmarsen zu unterjochen: es ist der Kampf zwischen der alten germanischen Freiheit und den neuen von Rom aus gestützten Begriffen der Souveränetät, nach der alle Fürsten begierig griffen. So hatte Graf Albrecht von Holstein, verbündet mit seinem Bruder Gerhard VI., der Herzog von Schleswig war und zu Gottorp saß, eine

1) Vgl. oben S. 61 A. 1.

2) Halbsuters Persönlichkeit verwirft O. Lorenz (Germania 6, 173 ff.). Liliencron ging auf dessen Kritik ein, daß sowohl das ältere wie das ausführliche jüngere Lied aus verschiedenen Stücken bestehe, nahm aber L.s Nachweis, daß die Strophe eine Nach- und Weiterbildung der Nibelungenstrophe sei (die 3. Zeile ist ums 2. Glied gekürzt), nicht an. Liliencron hat die Kritik des Liedes erheblich gefördert, auch ein Regensburger Lied auf die Sempacher Schlacht (im Histor. Taschenb. v. 1876) mitgeteilt. — Bei Uhland ein Glarner Lied auf die Schlacht bei Näfels ebenfalls in längerer und kürzerer Fassung (Nr. 161).

3) [Bei Erk Böhme 1, 101.]

4) In der alten hochdeutschen Form bei Soltau 1, 430.

Grenzburg erbaut, wie Zwinguri in der Schweiz, die die Ditmarsen brechen mußten. Auf einen ihrer Versuche, das Bollwerk zu Falle zu bringen, bezieht sich das von dem gelehrten Ditmarsen Neocorus erhaltene Lied[1]):

1. Dar is ein nie raet geraden
to Gottorp up dem schlate,
dat hefft her Claes van Alefelde gedaen
sinen edlen heren to bate.[2])

2. He let wol buwen ein gut schlot
unsem erlichen lande to gramme[3]),
do sprack sick Roleffs Bojeken sönn,
de bestn in unsem lande:

3. ‚Tredet herto, gi stolten Ditmarschen!
unsen kummer[4]) wille wi wreken,
wat hendeken gebuwet haen
dat können wol hendken tobreken.'[5])

4. De Ditmarschen repen averlut:
‚dat lide wi nu und nummermere,
wi willen darumme wagen hals und gut
und willen dat gar ummekeren.

5. Wi willen darumme wagen goet und bloet
und willen dar alle umme sterven
er dat der Holsten er avermoet
so scholde unse schone lant vorderven.'

Hier bricht Neocorus ab. Nicht lange nachher erfochten die Ditmarsen einen glänzenden Sieg (5. August 1404), weshalb das andere nicht mitgeteilt wird.

Hundert Jahre später, im Jahre 1500, als die Schweizer zum letztenmale (1499) gegen Östreich im Schwabenkrieg sich wehrten, wurden die Ditmarsen wieder bedrängt, aber sie siegten über den dänischen König in der Schlacht bei Hemmingstedt.[6]) Das Lied auf diesen Sieg ist wie

1) Bei Uhl. Nr. 169; Liliencron 1, 216 [Erk-Böhme 2, 22].
2) Vorteil.
3) Grimm, Erbitterung.
4) Not, Bedrängnis.
5) Vgl. Schiller (Tell 1, 3), der diese Stelle nicht kannte: „Was Hände bauten, können Hände stürzen".
6) Bei Uhl. Nr. 170; Liliencron 2, 451 [Erk-Böhme Nr. 256].

ein Seitenstück zum Sempacher Lied. Der Chronist Hans Detlef nennt es „dat söste Poema" und bemerkt dazu: „wert vor einem ditmarsche danz gebruket". Daß Gesang von Heldenliedern mit Tanz begleitet wurde, wissen wir aus dem Norden, wo Lieder der Sigurdsage so, z. B. auf den Färöern, vorgetragen wurden, und noch im vorigen Jahrhundert bezeugt dasselbe ein Reisender auf den Shetlandsinseln von Liedern aus der Gudrunsage.[1])

Das nachfolgende Lied giebt nur Stimmungspunkte: die allen bekannten Hauptsachen werden nicht erwähnt.

1. De könig wol to dem hertogen sprack:
 ‚ach broder, harteleve broder!
 ach broder, hartlevester broder min!
 wo wille wi dat nu beginnen
 dat wi dat frie Ditmarschen lant
 ane unsen schaden mögen gewinnen?'

2. So balt dat Reinholt von Meilant vornam
 mit sinem langen gelen barde
 de sprack: ‚wille maken einen baden bereit
 und schicken na der groten garde[2]),
 will uns de grote garde bistant don
 Ditmarschen schal unse wol werden.'

3. So balt de garde[3]) dise mere vornam
 se rüstede sick so mechtig sere,
 se rüste sick wol vöfftein dusent man stark
 aver de grone heide to trecken.

4. ‚Köne wi men des königs besoldung erwarven
 unse fröukens de schölen sulvest wol mede.'
 de trummenschlegen de schlog wol an,
 se togen aver de grone heide.

5. Und do de garde tom könige wol quam:
 ‚ach könig, min lever here!
 wor licht doch nu dat Ditmarschen lant,
 im heven oder up schlichter erden?'

---

1) [S. Beiträge zum deutschen Unterricht S. 342f.]

2) d. h. Landsknechtsheer; s. D. Wb. u. „garde" Sp 1341.

3) Damit ist hier (7¹. 12³) wohl der Hauptmann der Garde Junker Stenitz (Liliencron 2, 435) gemeint.

6. Dem könige befil de rede nicht wol,
he dede balt wedder spreken:
,it is nicht mit keden an den heven gebunden[1]),
it licht wol an der siden[2]) erden.'

7. Der garde her sprack do mit mode starck:
,ach könig, min lever here!
is it nicht gebunden an den heven hoch
Ditmarschen dat schal unse balt werden.'

8. He let de trummelen umme schlan,
de fenlin de let he flegen,
darmit togen se einen langen breden wech
bet se dat lant int gesichte kregen:
,ach lendeken dep! nu bin ick di nicht wit,
du schalt min nu balde werden.'

9. Darmit togen se to hoger Wintbergen in,
se legen dar men eine kleine wile,
se togen do vordan na Meldorp to,
eren avermot den deden se driven.

10. Se steken des königs banner tom hogen torne ut
den Ditmarschen dar to gramme,
se hengeden er schilt wol aver de mure,
daraver ist en nicht wol ergangen.

11. Se togen noch ein weinig wieder vort
wol na der Hemmingsteder velde,
dar blef[3]) ok de grote garde geschlagen
mit eren dapperen helden.

12. Dat wedder was nicht klar, de wech was ok schmal,
de graven weren vull water,
nochten toch de garde noch wieder vort
mit einem trotzigen mode.

13. He hadde einen harnisch aver sinen lif getagen,
de schinede van golde so rode,
daraver was ein panzer geschlagen,
darup dede he sick vorlaten.

---

1) Wallensteins bekannter Ausspruch in Betreff der Festigkeit Stralsunds begegnet schon hier und öfter; s. D. Wb. 5, 631.

2) flachen.

3) Auch im Dänischen bliven = franz. être.

14\. Mit dem do sprank dar ein lantsman herto
mit einem langen spere,
he stack so stark dat drut ein krumhake wart
und hangede in dem panzer so schwere.

15\. Dem landesman ein ander to hülpe quam,
dat sper wolden se wedder halen,
de garde[1]) was stark, drei hadden vull wark
er se en konden averwinnen,
se togen en mit sadel und ross herdal
wol in den depen graven.

16\. Dar wart ok der Holsten könig geschlagen
mit alle sinem groten here,
dar lach do sin pert, dar lach ok sin schwert
darto de königlike krone,
de krone de schal uns Maria dragen
to Aken wol in dem dome.

---

1) d. i. Slenitz.

Fünfzehnter Abschnitt.

Kinderlied.

[Wie so vieles von höchster Altertümlichkeit sich gerade im Kinderlied erhalten hat, darüber hat Rudolf Hildebrand in drei längeren Aufsätzen (in der Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht, jetzt beisammen in den 'Beiträgen') tiefgründlichen Aufschluß gegeben. Daß ihm das Kinderlied von je Gegenstand teilnahmvoller Betrachtung und phantasievoller Ausdeutung war, zeigt u. a. auch die hübsche Sammlung von Kinderreimen, die jüngst (1898) O. Dähnhardt 'Volkstümliches aus dem Königreich Sachsen' H. 2 S. 95—135 aus H.s Nachlaß mitteilen durfte. In dem Hefte zu den Vorlesungen über das Volkslied stehen nur wenige Citate, die hier nur darum einen Platz finden, weil sie den Kreis der von H. für die Betrachtung des Volkslieds heranzuziehenden Gattungen andeutend wenigstens schließen.]

1. Hohes Alter glaubhaft: Zwiegespräch zwischen dem Wanderer und einem der Stare ausnimmt. [S. Zeitschr. f. d. d. Unterr. 2, 294 ff. 'Ein Scherzspruch aus Volksmund alt und neu' = Beiträge S. 27—33. Dazu bei Dähnhardt 2, 98 f.]

Solche Tollheit auch: Wunderh. 3, 457 = Simrock Nr. 256 'Der Birnenbaum mit Rüben'. [S. Beiträge S. 435.] Lessing schrieb es 1777 an Nicolai W. 12, 49 (Lachm.). — Sehr abweichend, also weit zurück unabhängig, ist die Fassung aus Borna i. S. Ferner: Wunderh. 3, 437 (ohne Kopf).

Das sind wohl alles Reste des Vorrates an Scherzen, den einst die Fahrenden bei sich, in sich trugen und mehrten, zugleich als Satire und Lehre.

So wohl auch: Wunderh. 3, 446 'Die Mühle ohne Frau'. Deutlicher aus Abtnaundorf bei Leipzig, wo die Hauptsache ausgesprochen ist, dort zu finden überlassen. [S. bei Dähnhardt 2, 127 Nr. 16.] — Der Kobold so boshaft bei Meier, Schwäbische Sagen S. 19 Nr. 58, ausführlich Wunderh. 3, 412 ff.

2. Als alt anzunehmen: 'Bauer baue Kessel' [s. Zeitschr. f. d. d. Unterr. 2, 475 ff. = Beiträge S. 33 ff.].

Das Rosenthor in Delitzsch (Prov. Sachsen) führt zum Rosengarten, d. h. dem Himmel, der zugleich mit dem Rosengarten des Ewig Weiblichen in eins gesetzt ist. [S. bei Dähnhardt 2, 116 f. u. oben S. 140.]

3. Aber auch Neues; selbst hochpolitisch: 'Napoleons Sohn', das auch aus Jevers, wo es die Kinder zum Tanze singen, bezeugt ist [1884]. [S. Soltau-Hildebrand, Hist. Volksl. 2, 509 f.] — 'Deutschland nicht zu finden' Wdh. 3, 432. Auch boshaft [s. bei Dähnhardt 2, 154 Nr. 27].

Behaglichste Breite ins fast endlos Weite ausgesponnen, und die Seele, das Seinsgefühl damit zu behaglichster breiter Freudigkeit ausgeweitet: Wdh. 3, 397 ff., wie eine arme Frau reich wird.

Im Kreise ohne Ende laufend 'vom Topf mit dem Loch'.

Alte Schwänke mit Spott: Wdh. 3, 450 'Bettelmanns Hochzeit'.

Harmlos hübsch: Wdh. 3, 431 (Warum?).

Beilagen.

I. Ungedruckte Aphorismen aus den 'Gedankenheften'.

1. Einfachstes Singen.

(Vgl. S. 5.)

Was von den Liedern der Kaffern berichtet wird[1]), daß sie 'meistens aus einem einzigen Gedanken gebildet' seien, 'der das Lob eines Häuptlings oder irgend eines Gegenstandes, wie einer Kuh, eines Hundes, einer Lanze besingt und mit unermüdlicher Ausdauer wiederholt wird', das muß bei uns ebenso gewesen sein in der Zeit der einstrophigen Lieder. Man wiederholte das eine liet, das dem Augenblick seinen vollen Stimmungsausdruck gab, fort und fort, indem man sich in seinen Inhalt gleichsam hineinbohrend vertiefte oder zugleich sich und seine Stimmung daran vertiefte bis zur Sättigung, z. B. eben das Reigenlied der Mädchen oben:

Swaz hie gât umbe u. s. w.

Hier war die lange fortgesetzte Wiederholung dem Gedanken, der Stimmung, dem Entschluß und seiner öffentlichen Erklärung (an die männliche Jugend) gerade entsprechend: mit jeder neuen Wiederholung wuchs die Entschiedenheit und Freudigkeit des Entschlusses, die Kraft des Beschlusses den buoben gegenüber. Dabei ist es gut daran zu denken, welcher Vertiefung im Gemüt die alten einfachen Weisen fähig sind (wie noch gute Volksweisen), daß man sich wahrhaft an ihnen eigentlich nie satt singt, sondern sich immer tiefer hineinsingt, während sich bei Melodieen der eigentlich modernen Richtung ziemlich bald Sättigung, endlich Widerwillen einstellt. Die Schnörkel oder Flitter- und Flatterbewegungen der letztern entfernen uns je mehr und mehr von uns selbst (von der einfachen Tiefe), jene nähern uns je mehr und mehr uns selbst — ein wichtiger Zug, der unmittelbar auf der eigentlichen Linie liegt zum Welträtsel — Gesamtbewegung und Einzelbewegung in ihrem Verhältnis, Grund und Ziel.

---

1) Von M. Sondheim, Sagen der Kaffern (Allg. Zeit. 1883 Nr. 228 Beil.).

Das Vertiefen in das Einfache ist es eben mit, was unserm Zeitgeist fehlt. Er läßt sich jagen oder jagt sich von einem zum andern, um viel zu erobern, und verliert darüber sich selber an das Viele und Vielfache und mit sich selbst den einen Schwerpunkt zur Tiefe, den es giebt, und damit eigentlich auch das Viele. (Gedankenhefte, Aug. 1883.)

Wir haben eigentlich dieselbe Erscheinung noch unter uns, in gewissen einfachsten Liedstückchen, oder wie man sie nennen will, die man unaufhörlich wiederholt, z. B. 'Eduard und Kunigunde, Kunigund und Eduard'. Man singt sie, Studenten wie Kinder, auch Erwachsene, wenn sie einmal wieder kindlich werden, z. B. an einem lustigen Abend, wenn man von Witz und Anekdoten endlich gesättigt ist, welche die Seele endlich wie in einem tollen Kreise herumjagen, und wieder einfach werden will. Stimmt da einer jene Liedchen an, so fällt wohl alles freudig ein, und eben das lang fortgesetzte Wiederholen, etwa mit Wechsel in der Tonhöhe, ist das was dabei so behagt, d. h. man singt sich an und miteinander in eine so einfache Lage hinein immer tiefer, mit Lust und Lachen, freilich meist mit der Grundstimmung von Übermut oder 'Ulk' — und doch ist es im Grunde dasselbe wie jenes ernste einfache Singen, nur aus der ernsten Weltseite in die lustige hinüberversetzt.

(Ebd. September 1884.)

---

2. Rhetorik und Poesie.

(Vgl. S. 134.)

„Nicht Redner sind seine Weisen —
darum blieb ihm das Heilige heilig
Schiller XI, 413 (Goed.) vom Deutschen

Der Redner aus dem politischen Leben her berechnet seine Rede auf die Parteigegner (denn seine Partei braucht er nicht erst zu überzeugen), also auf widerwillige Hörer, die von vornherein seinem Wollen und Denken Widerstand entgegensetzen, die zu seiner Ansicht gezwungen sein wollen, oder vielmehr auch das nicht wollen! Und so stellte man den Dichter seinen Hörern gegenüber, wenn man die Dichtkunst unter das Dach der Beredsamkeit verwies.[1])

Daher denn die Ausführlichkeit, welche die Schulpoetik vom Dichter verlangte, bis das Volkslied entdeckt ward. Man rechnete da, unbewußt in eingewurzelten Schulgedanken weiterdenkend, auf Leser, die

1) Die Poesie „der galanteste Theil der Beredsamkeit" Chr. Weise, cur. Ged. von Deutschen Versen (Titel) „nichts als eine Dienerin der Beredsamkeit" 2, 16 (eine Tochter bei J. G. Neukirch, Anfangsgr. 17), der eloqvenz 2, 55

selbst nicht mitarbeiten, oder wohl gar dem Dichter in sich entgegenarbeiten, wie der Dichter, Romanschreiber wohl jetzt noch meist auf Leser, die kritisch, zweifelnd, widerwillig an seine Schöpfung gehen, oder unthätig, stumpf, von Blasiertheit in sich unzugänglich, oder auch unzugänglich durch Überreizung des eignen Denklebens, das sich nicht mehr rein der Welt hingeben kann, in ihr überall nur das liebe Ich wiederfindet.

Und liegt nicht noch Goethes[1]) bewundertes Motivieren auf dieser Linie? rechnet mit Lesern, die dem Dichter nicht vertrauend entgegenkommen[2]), in die Hand arbeiten, ihm willig freudig hingegeben lauschen wie das gute Kind dem lehrenden Vater, sondern wie mißtrauische, selbstgefühlige, neidische Fremde oder gar Nebenbuhler — oder mit solchen, die in sich abgelebt sind, um mitzuschaffen mit dem Dichter, denen man alles „ins Maul schmieren" muß, wie in der Schule der ärgerliche Ausdruck des Lehrers ist.

Wunderbar, die Kritik und Ästhetik giebt noch jetzt auf dies Motivieren so viel[3]), als müßten alle Leser, oder der Ästhetiker selbst mit, solche Hörer sein, die dies Ins-Maul-schmieren brauchen! die dem Dichter in die Hand arbeiten nicht können oder wollen.

Wie anders im Volksliede! Der Volkssänger, das Volkslied rechnet auf Hörer, die in gleicher Richtung mit arbeiten, dem Liede in die Hand arbeiten, offen entgegenkommend — was klar zu machen wäre z. B. an Uhland, VL. S. 104. 384.

So leiden wir noch immer an dem elenden Erbe des verfallenden, verlebten Altertums!

(Gedankenhefte, vom 6. Mai 1880.)

Unsere Kunstdichtung, Musik, Bühne behandelt den Leser, Hörer, Schauer als in sich ganz leer, dem sie alles geben muß. Der gesunde Mensch ist aber voll in sich: ein Zug aus der Menschenwelt, ein Klang aus der Tonwelt, ein Blick auf einen Baum u. s. w. holt in ihm das Entsprechende als Fortsetzung herauf. Und so macht es das Volkslied, mit Wort und Weise: läßt aber auch, mit allgemein gehaltenem Rahmen, dem eignen Leben des Hörers, Sängers Spielraum zum Ausfüllen mit

1) „Daß ich dagegen (gegen Schiller) oft zu viel motivierte, entfernte meine Stücke vom Theater. Meine Eugenie ist eine Kette von lauter Motiven —". Goethe bei Eckermann 1, 137.

2) Vgl. Bouhours, Entretiens p. 207 von Marini u. ä. Dichtern, qui ne laissent rien à penser . . il épuise toûjours son sujet u. s. w. Voltaire, le secret d'ennuyer c'est de tout dire.

3) So spricht man bei Sophokles (J. J. Oeri, Die große Responsion in der spätern Sophokleischen Tragödie, Berlin 1880, S. 42) von seiner fast übertriebenen Neigung zum soliden Motivieren — hat das nicht auch Gründe, die aus der Rednerei vor Gericht und auf der ἀγορά stammten? ja schon bei Homer?

seiner Mannigfaltigkeit.[1] Die Kunst dagegen will Hunderte, Tausende, Alle zwingen, ein und dasselbe zu empfinden, zu sehen, zu denken.

(Ebd. vom 18. Juli 1880.)

3. Was Andeutung ist und vermag.[2]

(Vgl. S. 124.)

Seit Jahren wirkt auf mich so tief und bewundere ich bei Claudius 'Bei dem Grabe meines Vaters':

Ach sie haben einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr —

was er mehr war, wird gar nicht gesagt, daß es jeder aus sich ergänze, dem Dichter Mitarbeiter werde.

Alle Kunst ist im Kern andeutend, weiter deutend, aufs Innerste, auf unser Innerstes und das Weltinnerste, auf den Punkt, wo beide eins sind — aber auch in der Schale nur andeutend, die Linien und die Farben in der Malerei, die Worte und Töne in der Dichtung und Tonkunst u. s. w., zu denen die Ausdeutung immer uns überlassen bleibt.

(Gedankenhefte, vom 29. Juli 1878.)

Wie tief aber auch das Alleräußerlichste, die bloße kahle Form deuten kann, zeigt z. B. das Wohlgefallen, Behagen, schönes Lebensgefühl, das uns eine geschwungene Linie einflößt im Vergleich mit geraden, wo das ganze geheimste Weltverhältnis sozusagen sich selbst enthüllt am Faden der Linien und ihrer Bewegung. Und das erfaßt das ahnende Fühlen — was der Verstand nicht erblicken kann, so verwickelt ist es — das bis zum Letzten vordringen kann blitzweise, aber auch das Kindergefühl schon faßt genug davon — ist doch das tiefste Geheimnis auch bis in die äußerste Schale verteilt, verbreitet, herausatmend.

(Ebd. vom 27. Dez. 1878.)

---

4. Vom Tragischen zum Heitern ist doch auch Fortschritt.

(Vgl. S. 170.)

Das Wilde, Zerstörende geht ins Milde, Aufbauende über: die Vollendung wird damit schon mehr ins Diesseits hereingezogen. Es ist ein

---

1) Wie das vor allem die Natur der Musik ist, am entschiedensten der Volksweisen (vgl. S. 212).

2) [Vgl. hierzu die geschichtliche Ausführung in den Tagebuchbl. S. 47 ff.] Dem Realismus verloren: ebd. S. 7 f.

ästhetischer Aberglaube, daß die Umbildung des Grausig-Tragischen ins Heiter-Glückliche in der Kunst ein Rückschritt zum Philiströsen sei, d. h. unter allen Umständen sei.*)

Beweis, daß eine ganze Zeit vom Wilden zum Milden, vom Tod zum Leben, vom Schlimmen zum Guten hinstrebt, ist das Volkslied von Hildebrand (Uhland, VL. 335). Statt des tragischen Ausgangs ist da alles zu jubelnder Lust, zu Vollfreude und Liebe des Augenblicks zugespitzt.**) Das stärkt auch zur Weltarbeit, ist nicht philiströs, ist großer Fortschritt zum Vollleben schon hier, nicht erst ins Jenseits verlegt — also eine gesunde 'Diesseitigkeit', wie sie nun als Fahne aufgesteckt wird, die doch von der exakten Forschung fortwährend zernagt wird (Pessimismus, Weltzerstörung u. s. w.). Gerade der gegenüber wäre jetzt die heilige Aufgabe der Kunst, Behagen zu pflanzen, wie es Gott und Natur wollen und bieten.***)

Mord, Vatermord, Kampf zwischen Vater und Sohn mit tödlichem Ausgange — sind das Dinge, welche die Kunst im Geiste der Menschen ohne äußere Not pflegen soll? Sollte man das Denken daran nicht lieber einschränken? womöglich ausrotten? und so mit dem Bösen überhaupt? „Philister!"

Aber Goethes Scheu vor dem eigentlich Tragischen? Er äußert sich darüber z. B. an Schiller (1, 414): „Ich kenne mich zwar nicht selbst genug, um zu wissen, ob ich eine wahre Tragödie schreiben könnte, ich erschrecke aber bloß vor dem Unternehmen, und bin beinahe überzeugt, daß ich mich durch den bloßen Versuch zerstören könnte" (9. Dez. 1797).†) Wer sieht ihn deshalb als Philister an?

(Gedankenhefte, vom 29. Juli 1878.)

Den ästhetischen Schulzopf sieht man bei Mendelssohn (Philos. Schr. 1777 1, 104): „Die Schaubühne hat ihre eigne Sittlichkeit... Der Zweck des Trauerspiels ist, Leidenschaft zu erregen (?), und das schwärzeste Laster,

*) Denke man sich, daß in den Tagesblättern die vielen Mord- und Skandalgeschichten ersetzt oder doch ergänzt würden durch gute Geschichten, die aus derselben Gasse zu berichten wären, aber im Stillen bleiben, wäre das Rückschritt.

**) So dichtete Euripides, offenbar gegenüber Sophokles, eine Tragödie Antigone, wo Antigone und Hämon — sich kriegten; Bruchstücke sind erhalten.

***) „Die Philosophie wäre jämmerlich, die von den Menschen nichts forderte, als was diese bisher ohne Philosophie leisteten. Wir müssen die Wirklichkeit dem Ideal, aber nicht dieses jener anpassen." J. Paul, Hesperus (9, 166).

†) Vgl. Gleim 3, 91: Die Erregung starker Leidenschaften ist der menschlichen Gesellschaft schädlich u. s. w. Perthes, Leben 2, 115 (P.s Gattin von Rubens).

das zu diesem Endzwecke leitet, ist auf der Schaubühne willkommen. —"
Das Schlimmste für den Dichter das Beste!

Wie anders Wieland, der dabei an die Sittlichkeit denkt, im N. Amad. (1771) 2, 34:

Ich hasse den Dichter (er würde auf dem Throne
Ein Nero sein), den unser Leiden ergötzt,
Der, bloß damit er sich als Meister vom tragischen Tone
Uns zeige, seine Geschöpfe aus Jammer in Jammer versetzt u. s. w.

womit ich nun freilich nicht unbedingte Gemeinsamkeit haben mag — war das bei ihm nicht auch durch seine Shakespeareübersetzung mit angeregt?

(Ebd. 1880.)

II. Zwei Anzeigen aus dem Archiv für Litt.-Geschichte.
(Bd. VIII, S. 147—160.)

1.

Altdeutsches Liederbuch, Volkslieder der Deutschen nach Wort und Weise aus dem 12. bis zum 17. Jahrhundert, gesammelt und erläutert von Franz M. Böhme. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1877.

Eine wichtige Quelle für Erkenntnis, Studium und Genuß unseres alten Volksliedes ist das Werk, womit der Verf. unsere Litteratur bereichert, wahrscheinlich auf längere oder lange Zeit hinaus eine der wichtigsten, man dürfte sagen die wichtigste, wenn sich auch der philologischen Hälfte der Arbeit die volle Quellenmäßigkeit zusprechen ließe.

Das Wort Volkslied*), das so wichtig geworden ist für den Gang, den die Entwickelung unserer Bildung seit ungefähr hundert Jahren eingeschlagen hat, begeht in diesem Jahrzehend im stillen sein hundertjähriges Jubiläum; Herders Volkslieder, mit denen Wort und Sache

*) Zuerst von Herder gebraucht, so viel ich bisher beobachtet: „und so, wie viele viele Lieder des Volks! ... Endlich werden Sie aufmerksam, und mahnen mich um mehrere solche Volkslieder." Von deutscher Art und Kunst 1773 S. 27; er braucht aber auf derselben Seite auch noch Populärlied nach dem Franz., S. 48 populäres Jägerlied, S. 51 Volkslieder, Provinziallieder, Bauerlieder, auch noch S. 66 Lieder des Volks — er schwankte eben noch mit dem ihm selber neuen Worte. Ältere Bezeichnungen aus dem 15. 16. Jahrhundert stellt Böhme S. XXIII zusammen; jetzt noch übrig davon ist Gassenhauer, das seine eigene, noch mehrfach dunkle Geschichte hat (s. in Grimms Wörterb.), jetzt im Werte heruntergekommen.

eigentlich in den vornehmen Kreis der Bücherwelt eintraten, erschienen ja 1778 und 79. Von vorn herein besorgt um den Vorwurf, daß er den Sachen einen zu großen Wert beimäße, führte er sie mit einem Motto aus Hamlet auf dem Titel als bescheidene Veilchen ein, der Duft, die Blüte von wenigen Minuten. Und das Bild ist gut und weiter ausführbar, diese Lieder stehen in der „Litteratur", im Bücherschranke wirklich wie Veilchen, vom Waldrande oder hinterm Dorfzaune weg in den Kunstgarten, den Pfarrgarten oder Herrenpark herübergepflanzt, gar nicht für dort bestimmt, auch da einen versteckten, wenn nur sonnigen Winkel suchend, leicht übersehen neben ihren stolzen, leuchtenden vornehmen Schwestern, wohl selbst wie Gänseblümchen angesehen, aufgesucht nur von solchen, denen gerade in aller Kunst und Pracht ein Bedürfnis und Gefühl für die Natur selbst wiederkömmt, für die Natur, die noch bei sich zu Hause, noch nicht in die Schule genommen ist, noch nicht bewußten Zwecken zu dienen hat, sondern nur sich selber. Aber diese Verpflanzung war damals gerade ein Bedürfnis in der Entwickelung der Bildung, die aus französischer Überbildung und Verbildung heraus eine Rückbildung zur Natur suchte, wie man eben damals auch in der englischen Gartenkunst die Natur selber in den Kunstgarten hereinholte oder ihn in den Wald selbst hinaus versetzte; ist doch auch die Beachtung und Liebe des Volksliedes von englischem Boden auf deutschen herüber verpflanzt. In den seitdem verflossenen hundert Jahren hat es denn auch seine stille, doch immer breitere Wirkung geübt in dem Kunstgarten unserer Bildung, vom Salon bis hinunter in die Volksschule, vom Konzertsaal bis in die Singestunde in der Dorfschule, und um das Lied, das an sich dem Schriftwesen so fern steht, ja eigentlich widerstrebt, hat sich allmählich auch eine Litteratur gelagert, die niemand mehr ganz zu übersehen imstande ist.

Doch die rechte Sehnsucht der Kenner und Liebhaber geht rückwärts in die ältere Zeit, wo man noch nicht von Volkslied sprach und wo doch seine wahre Blüte zu suchen ist. Es ist nun ein Menschenalter her, daß diese Sehnsucht eine tief gehende Befriedigung fand durch Uhlands Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder, ein Buch, das neben dem lebenden nun auch dem älteren Volksliede eine Wirkung verschaffte, bedeutender, als es des Knaben Wunderhorn konnte, und nicht nur in der Wissenschaft, auch in unserer Bildung, eine Wirkung, deren Kreise sich gleichfalls weiter und weiter ziehen, wobei nur merkwürdig bleibt, daß das köstliche Werk es in 34 Jahren nicht zu einer zweiten Auflage hat bringen können; es besteht eben ein leidiges Mißverhältnis zwischen der Liebe oder Liebhaberei für das Volkslied und dem Bedürfnis, über den Genuß hinaus zum wirklichen Verständnis, zur Erkenntnis, also zum

wahren Genuß zu kommen und damit einen wissenschaftlichen Anbau und Ausbau der betreffenden Litteratur durch wissenschaftliche Teilnahme möglich zu machen; Sammler und Kenner, wie L. Erk, Ditfurth, Böhme wissen davon zu erzählen, wie mühselige Sammlungen und die wertvollsten Vorarbeiten schließlich schwer oder gar nicht ans Tageslicht kommen, weil sich die Buchhändler nicht an den Verlag getrauen können.

Aber zum vollen Genuß und Verständnis der alten Lieder fehlte bisher ein Mittel, ihr Klang und Sang, daß man sie nicht bloß mit dem Auge, sondern mit dem Ohre fassen könne; dem Veilchen fehlte sozusagen der Duft, und damit das wahre Leben. Freilich sind wir lange eingewohnt Lieder nur zu lesen, sie auch voll zu beurteilen nach dem bloßen Lesen. Aber schon ein solches Leselied in einem Goldschnittbändchen ist doch nur wie eine blaß gezeichnete Blume, der wir die Farben geben müssen aus uns heraus, aus unserer entgegenkommenden Stimmung und Empfindung; der Duft aber, ihr rechtes Leben, ihre Seele wird der Liedblume eben erst durch das Singen und Klingen zuteil. Wie weit der Weg des Erfassens noch ist von einem bloß still gelesenen Liede bis zu seiner Erscheinung im Gesang, das wird man wieder gewahr, wenn man z. B. ein gutes Lied, das man gesungen oder singend hat kennen lernen, zum erstenmal in schwarzen Lettern vor sich sieht, die Klänge nun soldatenmäßig aufgestellt neben einander, die sich, wenn lebendig, so wunderbar auf und ab bewegen im Ohr und in der Seele; es ist ungefähr, als wäre ein schöner Fensterbogen zerbrochen und die Stücke nur nebeneinander gelegt, daß man sie sich erst wieder zusammensehen müßte im Geiste. Schon bei Liedern der Kunstdichtung, die den alten edlen Namen Lied voll verdienen, haucht uns in dem Augenblick, wo die Wirkung kömmt, aus dem Schwarz auf Weiß etwas wie bewegter Klang und Gesang an, wozu ja der Rahmen, die Umrisse gegeben bleiben im Rhythmus und Reim und Aufbau der Strophe. Vollends beim rechten Volksliede, wie auch beim Kunstliede aus der lebendigsten Zeit, wo jeder Liedgedanke schon im Entstehen sich in Tönen auf und ab bewegte in des Dichters Seele, da sind die bloßen Worte bloß gesehen eigentlich wie die Leiche des Liedes, die doch durch die Bewegung der Stimme gleich wieder aufstehen und lebendig werden kann. Diese volle Auferstehung zum wirklichen Leben fehlt noch dem alten Volksliede, es ist die Aufgabe der gelehrten Musikkunde, sie ihm zu verschaffen, wie dem Kunstliede aus der alten Blütezeit unserer Dichtung.

Dieses Ziel verfolgt das vorliegende Werk: Das Volkslied in seinem ganzen Wesen, heißt es im Vorwort S. VI, ist nicht bestimmt bloß gelesen zu werden, will gesungen sein. Nicht gesungene Lieder sind gar keine Lieder, sondern bloß Lese-

gedichte. Nur die Vereinigung von Wort und Weise kann dem Liede den vollen Reiz geben und das volle Verständnis erwecken. Denn die Wissenschaft der Litteraturgeschichte wie der Musikgeschichte hat auch der richtigen Anschauung vom Wesen des Volksgesanges und dessen Einflusse auf Kunstpoesie und Kunstmusik so weit Bahn gebrochen, daß man einer Untersuchung und Feststellung alter Volksweisen nicht mehr entraten kann. Die Schwierigkeit wird hoch genug angeschlagen: Wie sehr fühlte ich das Schwere und Gewagte eines solchen Unternehmens, an das bis jetzt aus guten Gründen weder Tonkünstler noch Litteraturhistoriker und Philologen gegangen sind. An die Seite eines Uhland sich stellen, um seine herrliche Textsammlung zu ergänzen .. nach langem Zögern und vieljähriger Vorbereitung habe ich diesen Schritt gethan, lediglich aus Hingebung an eine gute deutsche Sache, lediglich aus dem Drange, zur Hebung unseres Nationalschatzes ein Scherflein beizutragen (S. VII). Er berichtet von jahrelangem Suchen und Sammeln in ganz Deutschland herum, zugleich auf die Texte neben den Melodieen erstreckt, von Mühen und Geldopfern (S. XVI), aber auch von löblicher Unterstützung durch Bibliotheken und Gelehrte, Musiker wie Philologen, auch von der Gunst und Unterstützung des Königs Johann, die seinem Unternehmen durch den Minister v. Falkenstein gewonnen ward, wie denn das fertige Werk dem regierenden König Albert von Sachsen gewidmet ist. Die Schwierigkeit, es endlich auch in Verlag zu bringen, ist verschwiegen; es liegt nun glücklich vor in trefflicher Ausstattung von derselben Firma, der wir auch den Verlag der beiden besten Sammlungen neuerer Volkslieder mit ihren Weisen verdanken, der schlesischen von Hoffmann von Fallersleben (1842) und der fränkischen von Ditfurth (1855). Es wäre nun Sache der Kenner und Liebhaber, auch eine kaufende Teilnahme zu beweisen, ohne die ja keine Litteratur leben und wachsen kann.

Die anfängliche Absicht, bloß ein Melodieenbuch herauszugeben, als Ergänzung zu Uhland u. a., wurde vom Verfasser aufgegeben, weil dies ebenso einseitig geblieben wäre, als die bisherigen bloßen Textbücher es sind (S. VII). Da aber die Versuche, für den philologischen Teil der Arbeit einen Mann vom Fach zu gewinnen, fehlschlugen, so nahm er selbst auch diese „Last" auf sich, und so ward das Werk ein Altdeutsches Liederbuch mit Wort und Weise, das zugleich in Texten vielfach eine Ergänzung bietet zu dem bisher Bekannten oder leichter Zugänglichen. ...[1])

Den Gebrauch zum Genuß und zum Studium erleichtern reiche Bei-

---

1) [Hier folgt eine Inhaltsangabe nach den Kapiteln.]

gaben. Zunächst außer einem Register der Lieder und Melodieen ein Sachregister zum Aufsuchen der geschichtlichen, kulturgeschichtlichen, musikgeschichtlichen u. a. Gegenstände, die in Text und Anmerkungen vorkommen, ferner ein möglichst vollständiges Verzeichnis von geistlichen Umdichtungen weltlicher Lieder (als „Beitrag zur Melodieenkunde") und ein Verzeichnis aller bekannten Lieder nach ihrer Strophenform, endlich ein umfängliches, ja umfassendes Verzeichnis der Quellen überhaupt, handschriftlicher wie gedruckter, zugleich als „Beitrag zum Studium der arg vernachlässigten Musikgeschichte und als Einladung zur weiteren Forschung im Gebiete des musikalischen Liedes" (S. XVI), womit das Werk zugleich ein Schatzhaus des alten Liedes überhaupt wird oder doch zu dem Schatzhaus das Repertorium, gleichsam den Schlüsselschrank bietet, unentbehrlich und lockend zu weiterer Forschung. Man sieht überall den bis zum Eifer gehenden liebevollen Drang, dem Gebrauchenden alles zurecht zu legen, von allem Rechenschaft zu geben, auf alles Nähere und Weitere hinzuweisen, um aufs Allseitigste die Liebe und die Erforschung der Sache zu fördern.

Von demselben Geiste getragen ist eine Einleitung von über 50 Seiten, die eine Darstellung des Volksliedes bietet nach seinem Begriffe, seiner Geschichte, seinem Leben und mannigfaltiger Erscheinung, seiner Kunstart in Dichtung und Komposition, zugleich wie ein Auszug und Probe der „Geschichte des deutschen Volksgesanges nach Wort und Weise", die uns der Verf. auf S. XXIV verspricht. Auch von dem „Geheimnis" des Ursprungs der Volkslieder ist da die Rede (S. XXII): Die oft bewunderte nebulöse Entstehungsart durch eine dichtende Menge ist Mißverstand und Unsinn; einer hat das Lied zuerst gesungen und die andern sangen es nach und änderten, was ihnen nicht gefiel: Darauf läuft alle Volkstümlichkeit hinaus. Diese Entstehung durch eine zusammendichtende Menge ist freilich nichts als eine Sage, nach dem Gesetz der Lawinenbildung entstanden aus dem Mißverständnis unklarer Äußerungen über die schwierige Frage. Es wäre nützlich, endlich einmal diese Äußerungen, etwa von Herder an, gesichtet in ihrer geschichtlichen Folge zusammenzustellen, die Frage hat engen Zusammenhang mit der Geschichte des Begriffes Volksseele, der um 1800 aufgetaucht und von dem ja auch Goethe schon wichtigen Gebrauch gemacht hat in seinem spätern Denken, derselbe, den man gern als gewichtigsten Gegner des romantischen Begriffes Volkslied anführt. Auch das beliebige Zurechtsingen durch andere erschöpft doch noch nicht die Volkstümlichkeit der Volkspoesie, der Verf. selbst hat nach anderen Äußerungen tiefere Begriffe davon. Er gehört zu denen, welche die moderne Bildungskluft in der Nation mit Schmerz empfinden (S. XXIV).

Der größere Teil der Einleitung handelt von den Melodieen der alten Volkslieder, ihrem Werte, der Art ihrer Aufzeichnung, der Erkennbarkeit der echten Volksweise gegenüber der Kunstmusik, von der Berührung und Mischung der volksmäßigen und der Kunstmusik, am eingehendsten von der Notenschrift des 15. und 16. Jahrhunderts, von den Tonarten der alten Melodieen, ihrem Rhythmus und der Vortragsweise überhaupt, immer darauf berechnet, nicht bloß für die Kenner der eigenen kritischen Behandlung des Überlieferten Rechenschaft zu geben, sondern auch dem Nichtkenner, Nichtmusiker eine Einsicht zu vermitteln in die zum Teil ganz anderen Musikverhältnisse der alten Zeit und ihre Schwierigkeiten. Gerade dafür müssen die nichtmusikalischen Freunde der alten Poesie besonders dankbar sein, werden freilich auch wohl mit mir überrascht sein zu bemerken, wie doch auf diesem Gebiete zur Zeit weit mehr noch bestritten, also eigentlich noch dunkel ist, als man sich dachte, wie in ganz wichtigen Punkten zur Zeit noch Annahmen und Meinungen für Gewißheit eintreten müssen, statt sicherer Schritte noch Luftsprünge gemacht werden oder zu machen sind. Wir kennen das von dem Wege, den die philologische Forschung hat gehen müssen und zum Teil noch immer gehen muß, um mit Irrwegen, von denen man wieder umkehren muß, und mit gewagten Sprüngen nach dem sichern Wege zu suchen. Den Hauptkampf hat man dabei mit den eigenen Voraussetzungen aus der Gegenwart, die man anfangs unwillkürlich und, was das Schwierigste ist, ohne es eigentlich zu wissen, auf die alte Zeit überträgt, bis man langsam und mühsam des Unterschiedes gewahr wird, der in den allgemein angenommenen und darum verschwiegenen Voraussetzungen zwischen jetzt und sonst besteht; das ist für den Weg der Forschung ein Punkt von entscheidender, ja verhängnisvoller Wichtigkeit, den ich noch lange nicht genügend erkannt finde und am liebsten gleich aus der eigenen Erfahrung mit bestimmten Beispielen belegte, wenn dazu hier Ort und Zeit wäre. Im Musikalischen scheint aber dieser Kampf mit den stillschweigenden Voraussetzungen der Gegenwart fast noch schwieriger als im Philologischen. Auch unser Verf. kämpft ihn öfter, in sehr lebhafter Weise, nach Art der Musiker, deren Nervenleben erregter ist, z. B. S. LXVII, wo von dem freien Takte des alten Gesanges, seinem frei wechselnden Rhythmus die Rede ist: Nur unsere im Takt dressierte, uniformierte, durch Klavierhämmern verholzte Gegenwart vermag sich solche Zumutungen, wie das Takthalten, gefallen zu lassen — was wäre einem Gezähmten zuletzt nicht alles noch möglich! Das frisch pulsierende Leben der Deutschen beim Anbruch einer neuen Zeit (um 1500) bedurfte eines anderen Weckers, eines anderen Rhythmus, als des der Dreschflegel.

Also Kampf zugleich gegen die musikalische Überkultur der Gegenwart, und die alten Volksweisen die beste Waffe in diesem Kampfe, das ist der Grundgedanke des Verf. Freilich spricht er sich über den nächsten Erfolg hoffnungslos aus am Schluß der Vorrede: Ich glaube nicht, daß die überreizten, verwöhnten Ohren (und Nerven) des gegenwärtigen Geschlechts an diesen primitiven Melodieen Wohlgefallen finden, an ihrem Ernst und ihrer Kraft sich wieder zu erfrischen und zu stählen suchen werden. Aber das suchende und dankbare Zurückgehen auf alte Musik ist ja im Gebiete der Kirchenmusik schon frisch im Gange, und auch in dem der weltlichen Musik wird und muß es nachfolgen, hat auch schon begonnen, mit wunderbaren Wirkungen. Gestand doch ein musikalischer Berichterstatter, der das Regensburger Madrigalenquartett gehört hatte, u. a., wie ihm da erst aufgegangen wäre, was eigentlich Musik sei. Es hat damit dieselbe Bewandtnis wie mit dem schon über Jahrhundert ältern Zurückgehen des Zeitbewußtseins auf unsere alte Dichtung, wobei auch nicht bloß patriotische Triebfedern thätig sind, wie anfangs hauptsächlich, und nicht bloß gelehrte, wie jetzt vorwiegend, sondern im tiefsten Grunde eigentlich das Bedürfnis einer Rückkehr von der „überreizten Verwöhnung" der Überkultur zu — Gesundheit in der Natur, in der eigensten Natur, einer Rückkehr zu sich selber oder Einkehr in sich selber. Daß diese „stählende" Rückkehr auch auf dem Gebiete des weltlichen Gesanges möglich werde, ich meine denen, die sie schon suchen und brauchen (andere werden folgen), das ist nach meiner Überzeugung hoch vonnöten, und unser Verf. kann sich sagen, daß er dazu in umfassender Weise den ersten, schwersten Schritt gethan hat, den ihm die Zukunft danken wird.

Auch die einzelnen Lieder sind meistens mit Beigaben, oft sehr ausführlichen versehen, sowohl musikalischen als philologischen, Quellenangaben, Nachweisen zur Geschichte des Liedes nach Melodie und Text, kritischen Bemerkungen über die Überlieferung der Melodie, Worterklärungen für den Text u. s. w., alles von demselben wahren Eifer getragen, der dem Gebraucher alles irgend Nötige oder Zugängliche zur Hand legen will, und von dem Bestreben, zwischen dem Musiker und dem Philologen gleichsam die nötige Brücke zu schlagen, daß jeder zugleich in das Gebiet des andern hinübertreten könne. So ist auch für den Philologen das Werk neben Uhland künftig unentbehrlich, zumal man sich bei diesem das zu einem Liede Gehörige an zwei, drei verschiedenen Stellen zusammensuchen muß, was hier immer gleich beim Liede beisammen steht; außerdem hat ja Uhland seine Anmerkungen nur zu einer Auswahl der Lieder ausgearbeitet, und Böhme überbietet ihn sowohl in der Zahl der mitgeteilten Lieder als in der Benutzung reicherer Quellen,

die seitdem neu erschlossen sind, teils durch ihn selbst, teils durch Werke wie Wackernagels Kirchenlied. Auch Berichtigungen und Ergänzungen zu Uhlands Texte finden sich hier, z. B. S. 598 f. zu Nr. 258 dort, wo jeder Strophe die vierte Zeile abgeht, weil diese in einer andern Stimme stand, die Uhland nicht zugänglich war (aus anderer Quelle auch schon in der neuen Ausgabe des Wunderhorns ergänzt).

Aber freilich das Philologische läßt vielerlei zu wünschen übrig; das kann bei einem Musiker, der zur philologischen Seite der Arbeit keine fachmäßige Beihilfe gefunden hat, nicht wundernehmen, eher daß dessen nicht mehr ist und daß der Verf. sich doch so weit in das ihm fremde Fach eingelebt hat. Was dem Philologen aufstoßen wird, sind zum größten Teile dem Hauptziele gegenüber Kleinigkeiten, wie nur eingestreut in eine Fülle, für die man dankbar sein muß. Wirklich übel ist nur, daß der Verf. die Texte gern in jener, man könnte sagen, gemütlichen Weise behandelt hat, die noch an des Knaben Wunderhorn erinnert, mit Änderungen oft vielleicht nur beim Herüberschreiben in Eile gemacht, um dem Laien Befremdliches aus dem Wege zu räumen. Auch dazu aber oder gerade dazu gehört der Blick des Philologen, wenn nicht doch auch willkürliche Entstellungen daraus werden sollen.

In der trunken Metten z. B., einem Schlemmerliede des 16. Jahrhunderts, das damals berühmt war und hier S. 420 f. zuerst wieder gedruckt wird (nach einer Abschrift von mir), „mit wenig geänderter Schreibung", machen die Änderungen des Verfassers den Text geradezu unbrauchbar. Wenn es z. B. in Str. 2, 7 heißt vom Trunkenen, er ruft dem Utzen (Ulrich), machts nit lang, so steht in dem alten Drucke vielmehr machs nit lang, d. h. beeile dich (mir zu Hilfe zu kommen); die „geänderte Schreibung" entstellt den Gedanken. In Str. 3, 3 hebt auch der Wirt, völler dann die gest, im kropf zu dichten an u. s. w., d. h. er singt auch den Gesang, mit dem man dem Ulrich ruft, der Verf. aber macht kopf aus kropf, den witzigen Gedanken zerstörend. Wie dann die Schlemmer wieder ihre Weinreden fortsetzen, wil iglicher der gescheider sein, sie überbieten einander in Weinwitz, hier aber ist der gescheidte gedruckt. In der 6. Str. predigt endlich einer Vernunft, derselb der wil nit sein im spil (nicht länger mitthun), hier „geändert" ein spil. In der 7. Str. a. E. kehrt der Hausknecht die Spuren hinder tür, d. h. h. d'tür, daß sie einstweilen rasch unsichtbar werden, hier aber hinder der tür. Wie es Str. 10 nach der Schlägerei rasch wieder zum Frieden kömmt, der mit einem richtwein besiegelt wird, sind sie sofort wieder wol zu mut (hier gut bei mut), und trösten sich: wer schaden hab (etwa verwundet ist), den behalt er, hier ist hat und behelt „geändert", d. h. der Gedanke

geändert; bald auch rufen sie wieder dem Utzen auf den tisch, hier den U. aus dem tisch, sinnlos. In der letzten Str. entschuldigt sich der Dichter wegen der Grobheiten, u. a.: auf den abend hat es sein mut, es gehört in Abendstimmung, hier ist er aus es gemacht, und doch ist kein Er in der Nähe, auf den sich's beziehen könnte.

Es ist freilich kein Veilchen, das da so zerzaust worden ist (und doch als ganz verkauft wird), sondern eine Sumpf- und Stinkblume, doch philologisch und sittengeschichtlich von Wert, voll echten Witzes. Was aber der Verf. geänderte Schreibung nennt, ist vielmehr ein Hineindichten oder genauer Herausdichten des Sinnes und macht auf den Philologen denselben Eindruck, den der geehrte Verf. erhalten würde, wenn ihm ein Nichtmusiker in eine seiner alten Weisen so hinein oder heraus komponieren wollte und es etwa „arrangieren" nennte, mit der Überzeugung, daß er das Lied so reiner darstellte. Auch Uhland änderte ja in seinen Texten, wollte aber das Vorgefundene wenigstens nachholend mitteilen, was dann leider nur teilweis geschehen ist. Unser Verf. aber giebt fast nichts davon an. Er ändert aber selbst an Uhlands Texten, z. B. in Nr. 274, wo nur „seine Schreibung im bairischen Dialekt" gemieden sein soll, aber auch z. B. aus angesig (ansiege, überwinde) absig gemacht ist. So machten es vor siebzig Jahren die Herausgeber des Wunderhorns. Es wäre dergleichen noch mancherlei zu erinnern. . . .

Aber trotz solcher Mängel ist das Werk eine wahre Bereicherung unserer Litteratur, und auch dem Philologen nicht zu entbehren. . . .

2.

Des Knaben Wunderhorn, Alte deutsche Lieder gesammelt von L. A. v. Arnim und Clem. Brentano, neu bearbeitet von Ant. Birlinger und Wilh. Crecelius, mit Orig.-Zeichnungen von H. Merté. Wiesbaden, H. Killinger, 2 Bde., der 1. Bd. o. J., der 2. 1876.

Das Wunderhorn, das von der kritischen Wissenschaft von Anfang an mit Mißtrauen und Verdacht angesehen ward und je länger je mehr so angesehen werden mußte, erlebt doch in diesem späten Jahrzehend seines Jahrhunderts eine Wiederauferstehung, und sogar eine doppelte, aber beide ganz verschieden, d. h. eine in der alten Gestalt und eine in kritischer, die den alten Schäden nachgeht um sie zu heilen und das wertvolle Buch auch für die Wissenschaft wirklich zu gewinnen.

Im Jahre 1873 brachten es zwei Verlagshandlungen zugleich neu auf den Markt (Pfeiffer-Bartschs Germ. 19, 466), Grote in Berlin und Killinger in Wiesbaden, beide übrigens zugleich künstlerisch ausgestattet

mit Holzschnitten. Grotes Ausgabe, ein einfacher Neudruck, liegt sogar schon wieder in zweiter Auflage vor, Berl. 1876, das Buch muß also auch so jetzt noch mehr gekauft und gebraucht werden als bei seinem ursprünglichen Erscheinen, wo doch die Begeisterung für das Volkslied und unsere alte Dichtung überhaupt noch jung war und durch den Druck der französischen Gewalt auf den Bestand der Nation die lebhafteste Nahrung erhielt. Es hat eben von seinen Vätern her einen romantischen Morgenschimmer um sich behalten und scheint so von den Erzeugnissen der Romantiker am längsten in der Gunst der Nation dauern zu wollen, länger als ihre eignen Schöpfungen. Auch Arnims Aufsatz von Volksliedern, der wohl wenig gelesen wird und doch so wichtig ist für das Verständnis der romantischen Bewegung, erscheint denn hier wieder mit, während er in der andern Ausgabe freilich wegfallen mußte, wie manches andere im eigentlichen Sinne Romantische, z. B. auch der reizende lateinische Vers am Schlusse des Anhangs der Kinderlieder und des Ganzen, der uns bei jetziger Sachlage freilich zu katholisierend anweht.

Auch die Wiesbadener Ausgabe wollte von Haus aus weiter nichts als ein Neudruck sein, das meldet noch die erste, nur von Birlinger verfaßte Vorrede v. J. 1872 zum ersten Bande am Schlusse, während es doch schon für diesen nicht mehr völlig trifft: „Diese neue Ausgabe wie die alten soll nur eine volkstümliche sein," d. h. den bekannten Forderungen der Wissenschaft an das Buch aus dem Wege gehn. Daß es anders kam, ist das Verdienst des zweiten Herausgebers, Prof. W. Crecelius in Elberfeld. Er erstattet selbst gewissenhaften und doch bescheidnen Bericht über den Hergang in der von ihm allein unterzeichneten Vorrede zum zweiten Bande. Es waren anfangs einfach die Bogen der Charlottenburger Ausgabe von 1845 in die Druckerei gegeben worden, als Crecelius mit dem Auge und Gewissen des Kenners weniger dazwischen fuhr als dazwischen geriet und für die nächste Lieferung echte Lesarten und wissenschaftliche Quellenangaben beisteuerte. Seine beiläufige Mithilfe wuchs aber von selber, nur vom Gewissen geleitet und eigentlich fast wider Willen, bis zur Mitarbeiterschaft, und so die ursprünglich nur „volkstümlich" gemeinte Ausgabe bis zu einer wissenschaftlichen, eben während des Druckes, der zum Glück für das Gelingen der neuen Absicht verzögert wurde durch die Herstellung der Zeichnungen und Holzschnitte. Vom Beginn des zweiten Bandes an wurde dann auch „Manuskript" in die Druckerei gegeben, ausgearbeitet von Crecelius selber, der von da an wesentlich der eigentliche Herausgeber ist. Auch für den ersten Band und die dort noch gebliebenen Lücken sorgte er durch Nachträge in einer „Nachlese", die selbst schon wieder eine Nachlese hat, wie sie auch dem zweiten Bande nicht fehlt.

Von der Mühe und den Schwierigkeiten, die das erstrebte Zurückgehen auf die Quellen der romantischen Herausgeber zur Herstellung der ersten Texte machte, giebt auch die Vorrede nur ein annäherndes Bild, wie z. B. das Herumfragen und Suchen an allen deutschen Bibliotheken nicht gescheut wurde und doch zuweilen erfolglos blieb, und wie mühsam nicht angegebenen Quellen nachzuspüren war. Einen bedeutenden Anteil an dem Gelingen, soweit es zur Zeit erreichbar war, hat übrigens Ludwig Erk, der, durch Anfragen an ihn als den ältesten und besten Kenner herbeigezogen, allmählich selbst zum Mitarbeiter wurde, nicht nur durch Beisteuern aus seinen umfassendsten Sammlungen und Kenntnissen auf dem Gebiete des deutschen Liedes, die er zur Verfügung stellte „mit fast beschämender Uneigennützigkeit" (von welcher auch das Deutsche Wörterbuch zu reden hat), sondern auch durch den glücklichen Umstand, daß er aus dem handschriftlichen Nachlasse Arnims, in dem er von früher her schon heimisch war durch seine Herausgabe des vierten Bandes vom Wunderhorn (Berlin 1854), Auskunft geben konnte, wie er später sogar die nötigen Stücke selbst übersandte.

So geht denn der alte Wunsch in Erfüllung, daß die Schätze des Wunderhorns, die gesammelt und zugerichtet waren zum Zweck der Anregung, Bereicherung und Wiederherstellung des nationalen Lebens, nun auch für die seitdem erwachsene Wissenschaft rein nutzbar werden, die ja im Grunde auch nicht für sich, sondern für jenen ersten Zweck arbeitet, wenn sie ihn auch manchmal zu vergessen scheint oder über der mühsamen Kleinarbeit wirklich vergißt. Es ist nun, wie Crecelius melden kann, „soweit es fürs erste möglich war, der Unsicherheit ein Ende gemacht, welche bei Benutzung der Sammlung bis jetzt immer stören mußte: es sind von dem weitaus größten Teile der Gedichte die handschriftlichen oder gedruckten Quellen nachgewiesen und verhältnismäßig nur wenige Stücke übrig geblieben, bei denen über den Ursprung oder die etwaigen Änderungen der Herausgeber noch keine Aufklärung gegeben werden konnte. Für diese wird uns jede Angabe, die Licht darüber verbreitet, willkommen sein, und Birlinger hat in seiner Alemannia bereits einen Sprechsaal für solche Nachträge eröffnet. Wir werden an demselben Orte auch über andere Fragen weitere ausführliche Rechenschaft ablegen, die Litteratur in größerer Ausdehnung herbeiziehen und andere Fassungen der im Wunderhorn enthaltenen Volkslieder in reicherer Menge mitteilen." Eine Reihe solcher Nachträge sind denn auch schon zu finden im 3. und 4. Bande der Alemannia, auch von anderen, wie L. Erk.

Der ursprüngliche Charakter des Werkes ist übrigens nicht ganz verwischt worden, auch im zweiten Bande grundsätzlich zum Teil bewahrt geblieben, d. h. in Fällen, wo die alte Umarbeitung sich dem Werte

selbständiger Schöpfung näherte, erscheint diese wieder neben dem echten Texte, teils in Proben, teils ganz, und die mögliche Vergleichung beider gewinnt ihren eignen Wert für die Geschichte des Geschmacks. Dagegen ist einiges weggelassen worden, dessen damaliger Zweck jetzt nicht mehr gelten konnte, wie z. B. Pfeffels Lied Gott grüß euch, Alter. Mit mancher Weglassung, z. B. der Auszüge aus dem Anmutigen Blumenkranz von 1712 würden freilich die ursprünglichen Sammler unzufrieden sein, da die Erneuerung religiöser Innigkeit mit dem Kampfe gegen die flache Aufklärung in ihrem Hauptplane eine wichtige Stellung einnahm.

Dagegen erscheint hier auch manches neu oder so gut wie neu. Letzteres, wenn die ursprünglichen Herausgeber, wie sie öfter thaten, aus einer Dichtung nur ein ihnen zusagendes Stück herausgepflückt hatten, wo dann hier das Ganze erscheint, z. B. II, 49 das wertvolle kleine lyrische Drama von Greflinger, II, 58 das kostbare Lied Schön bin ich nicht, mein höchster Hort, II, 63 das interessante Stück aus Abele, hier auch mit der prosaischen Einfassung, II, 125 das lockere, aber dichterisch kostbare Liebeslied Schweig und lass dein Fragen sein, dem bisher in jeder Strophe die vierte Zeile fehlte. Ganz neu aber hier sind manche Lieder, die einem schon früher mitgeteilten als bessere oder sonst wertvolle Seitenstücke beigegeben werden, z. B. I, 188. 379. II, 126. In andern Fällen sind von anderen oder besseren Fassungen wenigstens die besseren Lesarten mitgeteilt oder die Quellen angegeben. So tritt das neue Wunderhorn mit ein in die Reihe der Quellenwerke für das Forschen auf dem Gebiete des Volksliedes, und da in ihm von Haus aus auch ausgewählte Proben aus der Kunstdichtung von vier Jahrhunderten gegeben sind, denen nun hier die gleiche kritische und litterargeschichtliche Sorgfalt zu teil geworden ist, so tritt es zugleich unter die fördernden Quellenwerke für die Litteraturgeschichte überhaupt und bietet nicht nur manche wertvolle Stücke in zuverlässiger Gestalt, die sonst schwer oder nicht zugänglich sind, sondern auch manche Berichtigung und Erweiterung der litterar-geschichtlichen Kenntnis.

Es ist recht sehr zu wünschen, daß auch diesem neuen kritischen Wunderhorn, das auch vom Verleger trefflich ausgestattet und vom Künstler trefflich geschmückt ist, die Gunst der Käufer zu teil werden möchte wie dem neuen „volkstümlichen" bei Grote, damit in einer neuen Ausgabe zunächst der erste Band auch noch vollständig auf dem neuen Fuße hergestellt werden und auch das Ganze mit Hilfe des Hinzugefundenen seinem Ziele näher geführt und überhaupt einheitlicher eingerichtet werden könne. Auch die ursprünglichen Urheber der Sammlung würden mit der Bahn, in die sie nun gelenkt ist, jetzt zufrieden sein, denn auch ihnen schon war hinter der nächsten nationalen und ästhetischen Wirkung doch auch schon

die wissenschaftlich forschende Behandlung wenigstens vorschwebend als späteres Ziel, das zeigt z. B. die Zweite Nachschrift Arnims zum ersten Bande v. J. 1818 (Wunderh. 1845 I, 480 ff.). In einer neuen Ausgabe wären diese beiden Nachschriften doch wohl auch wieder mit aufzunehmen, da sie zur Geschichte des Werkes und seiner treibenden Grundgedanken und somit der nationalgeschichtlichen Gedanken überhaupt recht wesentlich gehören.

Zum Schluß ein paar kleine Beiträge, wie sie ja erbeten werden, nur als Zeichen des guten Willens. Das bittere Wort des Joh. Naius von Luther als dem Sächsischen Bapst (I, 535), mit Verweisung auf Mathesius, fußt auf dessen Historien von Dr. M. Luthers Anfang, Lehre, Leben u. s. w., wo in der 17. Predigt (Nürnb. 1583 Bl. 199ᵃ) Mathesius erzählt, wie sein böhmischer Fuhrmann, der ihn im J. 1545 nach Wittenberg „geführt" zum Besuch Luthers, ihn gebeten habe, „weil er mit uns nach Rom züge (Wittenberg als das neue Rom), wir wolten helfen, daß er auch den rechten Bapst allda sehen könnte," wozu ihm denn Mathesius auch verhalf. Zu der grob gefaßten Verwahrung der ersten Herausgeber wegen der feindlichen Brüder, „daß dies ein Scherz, kein Schimpf gegen Schiller sei" (II, 710), wäre als Ergänzung wünschenswert die Antwort Arnims an Voß in der Jen. Lit.-Z. 1809 (Weim. Jahrb. 2, 269), nun auch in J. v. Görres Gesammelten Briefen 2, 43 zu finden (und daher bei W. Herbst, Voß II, 2, 311): „Eben so falsch deuten Sie jene feindlichen Brüder gegen Schiller"; dort wird, wie es scheint, nur der Schimpf gegen Schiller abgeleugnet, nicht der Scherz, hier aber jede Beziehung auf Schiller, die doch unverkennbar ist, und der Schimpf auch — ein dunkler oder noch schlimmer zu bezeichnender Punkt im Wunderhorn und der Stellung seiner Väter gegen Schiller, welcher der Geschichte doch nicht entzogen werden darf. Das Bänkelsängerlied vom Schnitzelputzhäusel, hier aus den Frankfurter gelehrten Anzeigen von 1776 (II, 416), hörte z. B. im J. 1793 Baggesen auf dem Frankfurter Marktschiffe singen und teilte den Anfang in seiner Reisebeschreibung in dänischer Bearbeitung mit, eingeflochten in eine lebendige Schilderung des Treibens auf dem Schiffe: Saa gaaer de i Snutterbutshusen, Der polskdandser Katten og Musen u. s. w. zum Teil mit andrer Fassung; s. C. Fr. Cramer, Menschliches Leben 15. Stück. Alt. u. Lpz. 1795 im 2. Teil (oder 5. Stück) S. 203, wo Baggesens Beschreibung in Übersetzung steht. Just. Kerners Lied II, 235 ist nach einer Handschrift des Dichters, die das Jahr 1806 als das der Entstehung bezeichnet, faksimiliert in einem Schriftchen: J. Kerner und das Kernerhaus in Weinsberg, Gedenkblätter von Aimé Reinhard. Tüb. 1862; da steht auch in Str. 2, 4 der richtige Reim: Das ist der böse Feind. Zu dem

schwäb. Gosategeh II, 58, dem die Erklärung fehlt, s. Grimms Wb. unter gassatim, gassatengehn.

Leipzig, März 1878. Rudolf Hildebrand.

III. Aus einer Anzeige in der Allgemeinen Zeitung.
(Augsburg 15. Febr. 1867, Beil. Nr. 46.)

Die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrhundert. Gesammelt und erläutert von R. v. Liliencron.

... Schon dem Worte Volkslied haftet im Gehör der meisten Gebildeten seit Herder und dem Wunderhorn ein ganz eigner Reiz an, ungefähr wie ein Schimmer aus dem wirklichen Lande des ewigen Mais, das die Kunst und die Phantasie des Kulturmenschen in guten Stunden so emsig suchen, und finden's doch so selten. Aber erst historisches, geschichtliches Volkslied, also jenes Kleinod gearbeitet aus einem Stück des wertvollsten Stoffes, den wir haben, aus einem Stück nationalen Lebens — ja das müßte doch eigentlich die denkbar höchste Leistung sein, die müßte ja in dem geheimnisvollen Punkte stehen, den die theoretische und die praktische Ästhetik jetzt und schon lange suchen, in dem Punkte wo Idealismus und Realismus in einander oder eigentlich in ein neues Drittes übergehen! Das ist nun freilich bloß ins Blaue hinaus gerechnet, so daß es von selbst wie ironisch klingen wird. Und doch etwas von jener höchsten Befriedigung, glaub' ich, muß wirklich in alter Zeit dann und wann den Zuhörern eines Sängers übers Herz gestrichen sein, und die Erwartung solcher Befriedigung war es mit, wo nicht wesentlich, die seit Percys und Herders Anregung zur Sammlung auch der historischen Volkslieder reizte. Gefunden wird freilich jene höchste Befriedigung gar schwer, oder gar nicht, auch da nicht wo unsre Vorfahren sie empfunden haben mögen; das hat verschiedene Gründe, die nicht bloß in den Liedern selbst liegen. Diese liegen jetzt im Buche vor uns ungefähr wie in einem Herbarium die getrockneten, plattgedrückten, verblichenen Pflanzen, und wer sie nach unsrer Art still und rasch liest, faßt auch nicht viel mehr davon als wenn ein Laie in der Botanik ein solches Herbarium durchblättert. Wie ganz anders sieht einen z. B. das Hildebrandlied an, wenn man es in der alten Weise gesungen hört...; da sieht man fast die alte Waldblume selbst wieder, denn etwas von der geleckten Kunst des 19. Jahrhunderts läßt sich ja in Gedanken leicht abziehen und etwas Herbkräftiges an seine Stelle setzen (zumal wenn man's dann selber zusammen nachsingt mit mehr Stimmung als Kunst)

Doch zurück zum geschichtlichen Volksliede. Das Interesse daran und die Lust zu sammeln wurde bald nach Herders Anregung ziemlich verbreitet unter den Freunden der deutschen Vorzeit; doch blieb es lange mehr Liebhaberei als wissenschaftliche Pflege, wie sie den Dichtwerken der alt- und mittelhochdeutschen Zeit zu teil wurde. Eine solche wurde erst angebahnt durch Soltau im Jahre 1836, den es reizte den Beweis zu liefern, daß O. L. B. Wolffs kurz vorher erschienene Sammlung ein unwissenschaftliches Machwerk war. Es kam zunächst darauf an, eine Übersicht des bis dahin Bekannten zu geben und durch reichliche Proben eine Einsicht in die Art und Bedeutung des Vorhandenen; jenes leistete trefflich Soltaus Einleitung, dieses die Zusammenstellung von hundert Liedern, und zwar aus allen Jahrhunderten bis herab ins 19., chronologisch geordnet und „in urkundlichen Texten", doch ohne jede andre als die bibliographischen Zuthaten. Es war immer noch mehr die treue Liebhaberei des Bibliographen als die Hand des Philologen und des Historikers, die daran arbeitete. In Soltaus Nachlaß fanden sich aber angefangene Vorarbeiten zu einem zweiten Band, und die Aufgabe, daraus ein Buch zu machen, kam dem Schreiber dieser Zeilen in die Hände; es wurde daraus ein zweites Hundert (Leipzig 1856), aus dem 15. Jahrhundert bis ins Jahr 1850 reichend, aber über Soltau darin hinausgehend, daß daran nach Kräften gethan ist, was vom Philologen verlangt werden kann in Kritik, Erklärung und Verwertung der Lieder, doch blieb die geschichtliche Erklärung und Verwertung noch ungenügend.

Das wurde vorausgeschickt, weil dadurch Liliencrons Buch in das rechte Licht tritt. Jenes waren nur Bruchstücke, Proben, hier erscheint nun gewissermaßen das Ganze, wenigstens für die ältere Zeit; jenes waren Privatunternehmungen einsamer Liebhaber, Ausflüge gleichsam in das dunkle Gebiet mit Privatmitteln unternommen . . .; hier tritt aber die Ausbeute vor uns, die ein umfassendes Absuchen des ganzen Gebiets ergab, unternommen auf Geheiß und mit dem Gewicht und den Mitteln der Staatsgewalt selbst gleichsam der das Gebiet gehört, ich meine der Geschichtswissenschaft, denn kein andrer als Ranke selbst hat meines Wissens zu dem Unternehmen den Anstoß gegeben, und viele Gelehrte durch ganz Deutschland hin haben dazu geholfen. So erfüllt sich denn, früher als man hoffen durfte, was Soltau als letztes Ziel noch im Jahr 1836 wie traumhaft vorschwebte: „Wenn es jemals dahin käme alle auffindbaren historischen und kulturhistorischen Volkslieder in dieser Art zu vereinigen und ein Corpus deutscher historischer Volkslieder aufzustellen, so müßte der historische Überblick einer solchen Sammlung wahrhaft belehrend . . . ja einzig werden: ein poetischer Geschichtsspiegel, eine historische vox populi, die ferner der Geschichtsforscher nicht unberücksichtigt lassen dürfte."

Nun ist der Spiegel da, und wirklich er ist, zumal durch die Bearbeitung des Herausgebers, ein rechter geschichtlicher Volksspiegel geworden, in dem das deutsche Volk als ganzes sich abspiegelt, in seinem Werden und Wachsen und Wollen und Denken durch vier Jahrhunderte, wie es in einem anderen Werk nicht möglich ist. Es ist eine Ergänzung zu den wissenschaftlichen Geschichtswerken fast so wie ein Kartenwerk zu einem geographischen Handbuch, eine Reihe von Bildern von gleichzeitiger Hand ausgeschnitten aus dem äußern und innern Geschichtsleben des Volkes selbst, ähnlich wie wenn man von einer Reise Landschaftsbilder in Photographie mit nach Hause bringt. Und wenn die laufende Darstellung eines Geschichtswerks uns wie auf einer wirklichen Reise durch das Vaterland in Zeit und Raum dahin führt, mit Dampf gleichsam in den Compendien, mit Post oder ähnlich in größerem Werke, an den wichtigsten Stellen mit einigem Verweilen, das doch immerhin genau bemessen ist, so ist es hier als stiegen wir nach Belieben oder nach Zufall aus einem Luftschiff aus, um an einem Punkte mit Muße und völligem Vergessen des Reiseplans zu verweilen, zu Fuße ein Stück Landes mit eignen Augen kennen zu lernen, einem wichtigen Vorgange daselbst aus nächster Nähe zuzusehen, mit einem Führer an der Seite, der uns die Bedeutung und den Zusammenhang des Vorgangs deutlich macht; und so in ganz Deutschland herum bis in die Schweiz und in die Mark Brandenburg, und bis in die Niederlande, die der Herausgeber für diese Zeit mit Recht herzuzieht.

Es sind nicht immer die für die große Geschichte wichtigsten Vorgänge, denen wir so anwohnen, oft genug sieht man sich mitten in einer kleinen Fehde oder in einem städtischen Parteikampf und Tumult, denen der Geschichtschreiber höchstens einige Zeilen widmen kann, während ihm hier Seiten gehören; aber es gewährt einen eigenen Reiz und Gewinn, einmal weit abseits von der Heerstraße des Lebens sich in einer entlegeneren Ecke zu fühlen und umzusehen, und dann aus diesem Gefühl in der Ecke heraus die Hauptstadt und das Ganze zu betrachten; und der Herausgeber versteht es vortrefflich auch in den entlegeneren Geschichten ihren Zusammenhang mit dem großen Gange der deutschen Geschichte aufzuweisen. Aber auch die wichtigen Vorgänge, die Haupt- und Staatsaktionen, sehen wir hier anders als beim Geschichtschreiber; bei einer solchen Aktion sind wir mit dem Geschichtschreiber gleichsam auf dem Rathaus oder um den Thron als Eingeweihte in das um was es sich handelt, hier aber sind wir auf dem Markt unter dem Volk, und hören neben uns was Gescheite unter den Leuten dazu sagen; bei einem Kampf im Feld oder im Parteileben sehen wir uns hier auf der einen Seite mitten unter der kämpfenden oder triumphierenden Partei, während wir beim

Geschichtschreiber gleichsam oben darüber schweben, wie ein Vogel. Kurz gesagt, wenn uns die Geschichte das große Geschehen als ein gegliedertes Ganzes vorführt, so werden wir durch diese Lieder und Sprüche in die Tagespolitik der vergangenen Geschlechter tief hineingeführt. Die Sprüche besonders sind oft völlig wie ein Leitartikel von heute oder eine politische Broschüre, nur nach dem Geschmack der alten Zeit in poetischer Fassung; denn wie man jetzt die Zeitung liest, so hörte man damals einen Sänger oder Vorleser über das Ereignis des Tages, und wie jetzt wohl einmal eine Regierung sich etwa über eine Leipziger Zeitung beschwert und ihr Verbot verlangt, so wandte sich im J. 1605 der Herzog von Braunschweig an den Kurfürsten von Sachsen, daß er dem Leipziger Rat aufgab, den Verkauf und das Singen der Lieder gegen ihn auf der Messe zu verbieten[1]), und das waren dieselben Drucker und dieselben Sänger, die auch noch das Lied vom hörnen Siefried druckten und vom alten Hildebrand sangen, Winkeldrucker und Gassensänger — wie weit liegt das hinter uns!

Ich möchte doch dem freundlichen Leser einen solchen poetischen Leitartikel aus alter Zeit in Kürze vorführen; Nr. 43 bei Liliencron (auch in Haupts Zeitschrift 1, 433) wird sich eignen, dem 19. Jahrhundert in Eile leidlich mundgerecht gemacht zu werden. Es ist ein Spruch aus dem J. 1400, von einem Dichter der sich Königsberg nennt (d. h. Friedrich oder Johann oder ähnlich aus Königsberg, nur nicht aus dem in Preußen) und sich als Wappendichter und Herold andeutet, also im Herrendienst; aber im politischen Urteil ist er ein freier Mann, ja er fühlt sich eben zum Herold berufen, zum Munde der öffentlichen Meinung, wie nur ein Redner oder Redakteur unsrer Tage, und doch noch anders, denn etwas das folgender Äußerung von ihm entspräche, kann jetzt höchstens noch und kaum auf der Kanzel gesagt werden:

> Wer da wol thut, den setz ich fort (d. h. nach vorn, voran,
> eig. bei Tische o. ä.),
> Die Besten an der Ehren Ort (d. h. Spitze),
> Und wen ich weiß ein Bösewicht,
> Den setz ich zu den Guten nicht;

und wohlgemerkt, es handelt sich nicht um Bauern, sondern um Fürsten, die nachher mit Namen aufgeführt werden. In dem Spruche gilt es nämlich den Zorn und die Strafe der öffentlichen Meinung über einen politischen Mord auszusprechen, der in hohen Kreisen begangen worden ist an einem Herzog von Braunschweig, der als der beste Bewerber um die durch Wenzels Absetzung zu erledigende Königswürde von einer Gegen-

1) [S. Hildebrand, Hist. Bl. S. 298.]

partei aus der Welt gewünscht wurde. Der Führer dieser Gegenpartei war der mächtige Mainzer Erzbischof, und ihm schrieb man im Volke den Mord auf die Rechnung. Das ist auszusprechen, man wird zugeben, eine kitzliche Aufgabe, um so mehr als der Dichter seiner Mundart nach wahrscheinlich der Mainzer Diöcese angehörte; er will denn auch sich selbst möglichst aus dem Spiel lassen und den Verdacht eben nur als Verdacht anderer aussprechen. Dafür gäbe es nun wohl auch jetzt verklausulierte Wendungen genug, aber der Artikel muß auch poetisch sein! Man wird nach folgendem zugeben, daß auch dafür die Zeit die rechten Mittel hatte, die freilich heutzutag weder ein Redakteur noch selbst ein Dichter noch anwenden könnte.

Der Dichter erzählt, wie er eines Morgens spazieren ging in einer Aue. Da begegnet ihm eine aus der Maßen schöne Frau, die ihn mit Namen anredet, sie müsse ihm (als Dichter) Jammer und Not klagen, „die uns Armen sind angethan". Er fragt verwundert: „Junge Frau minniglich, woher in aller Welt kennt ihr mich?" Sie erwidert: sie kenne ihn ganz wohl und komme als Bote im Auftrag sechs hochgeborner Frauen an ihn. Er fällt darauf in galanten Minneton, wie es die Zeit verlangte; sie aber weist das ab, „daraus mach ich mir nichts", denn sie selbst ist niemand anders als die Gerechtigkeit, und redet zu ihm in ihrem wie im Namen der Frau Ehre, Frau Treue, Frau Wahrheit, Frau Tugend und Frau Reinezucht,

„wir werden aus dem Land verjaget,
Das sei Gott und dir geklaget!"

Als ihre Feindin nennt sie auf Befragen „ein Weib, die heißt Frau Schande", und nun bringt sie die Klage von dem neulichen Mord an, den diese angestiftet, „den solstu mogelich (möglichst) sagen fort (weiter sagen) den Fürsten, Grafen und den Herren", ob einer davon sich der Sache thätlich annehmen wolle; in der Begründung wird das Hauptgewicht darauf gelegt, wie „die Christenheit" davon getroffen sei; „die höchsten und heiligsten Interessen der Menschheit und der Nation" würde ein Leitartikel von heute sagen. Aber Königsberg bittet hoch und teuer („durch unsern Herrn von himelrich"), ihn des Auftrags zu erlassen, denn er ist in der Lage eines Redakteurs von jetzt, der einen mächtigen Herrn an den Pranger seiner Zeitung stellen sollte! und Königsberg riskiert noch ganz anderes, als er jetzt riskieren würde:

Ich könnte (leicht) der Wahrheit so viel sagen,
Mir würde mein Leib enzwei geschlagen
Mit Knütteln und mit Kolben
Und lebend unter die Erde getolben (vergraben)!

Erst jetzt fragt er nach Namen, ob man jemand in Verdacht habe. Sie sprach: „Von Mainz Bischof Johann, des Amtleute sind dabei gewesen, und läßt er den Leumund auf sich haften, wie mir alle sagen, so geb ich wenig um seine Ehre." So ist kühn der gefährliche Name genannt, und nun wird alles ausgepackt, doch mit Mitteln, die den Dichter vor Gefahr sichern sollen; nicht er sagt es ja, sondern Frau Gerechtigkeit, und wenn uns diese Wendung ein Lächeln erweckt, so stand damals an Stelle des Lächelns sicher bei den meisten eine getroffene Empfindung, wohl selbst mit halbem dunkeln Glauben an das Dasein der hohen Gestalt. Königsberg erwidert zunächst: „Davor sei Gott, daß Bischof Johann sich so mit Frau Schande einlasse, ich rate ihm dringend sich so zu reinigen, daß er Frau Ehren Huld behalte." Jene darauf kräftiger: „thut er dazu nicht, was er muß, so bleibt ihm ein Schandenmal, das er nie verwindet." Der Dichter einlenkend: „Das thät mir wahrlich weh, wenn er so seine Ehre verlöre und wäre doch unschuldig!" Sie: „Die Schandthat liegt vor, und willst du sie durchaus nicht fürbaß sagen, so sollst du es doch weiter hören." Er lehnt wieder ab, „es geht mich doch nichts an", sie aber appelliert an seinen Beruf als Dichter, „der zu den Wappen geschworen"; da bekennt er sich zu seinem Beruf, wie oben angeführt, lehnt aber ab, er selbst wolle keinen schelten; sie möge es seinetwegen thun. Und nun werden die Herren alle mit Namen genannt, die bei dem Morde waren, jeder mit einem Denkzettel, „sie sprach: So will ich schreien wafen über Hans Haug von Löwenstein, der größten Verräter ein" u. s. w., am Schlusse ganz zeitungsmäßig mit Nennung der Jahrzahl (die man damals ins Ganze meinte verarbeiten zu müssen) und einer drohenden Mahnung an die Fürsten, in deren Landen es geschehen,

> Königsberg, das solt du nehmen wahr.
> Ich sprach: „Jungfrau, ihr mögt das sagen,
> Doch ich will keine Schuld dran tragen.

Nur noch ein Unterschied von jetzt ist zu erwähnen, daß man das nicht still und rasch für sich las wie jetzt, sondern von einem Vorleser von Fach in gehobenem Ton vorgetragen hörte. Vielleicht sieht dem und jenem, der etwa in unsre Vorzeit oder doch in diese Periode, die in den Litteraturgeschichten als die Zeit wüsten Verfalles glänzt, noch nie so nahe hineingesehen hat, die „finstre" Zeit einmal ein klein wenig heller aus. Ja wir wissen von der eignen Vorzeit, bei aller gelehrten Arbeit davon, noch viel weniger als man im allgemeinen denkt.

Sach- und Namenregister.

(Die mit Doppel-Anführungszeichen versehenen Worte meinen die Anfänge von Liedern oder Liedstrophen.)

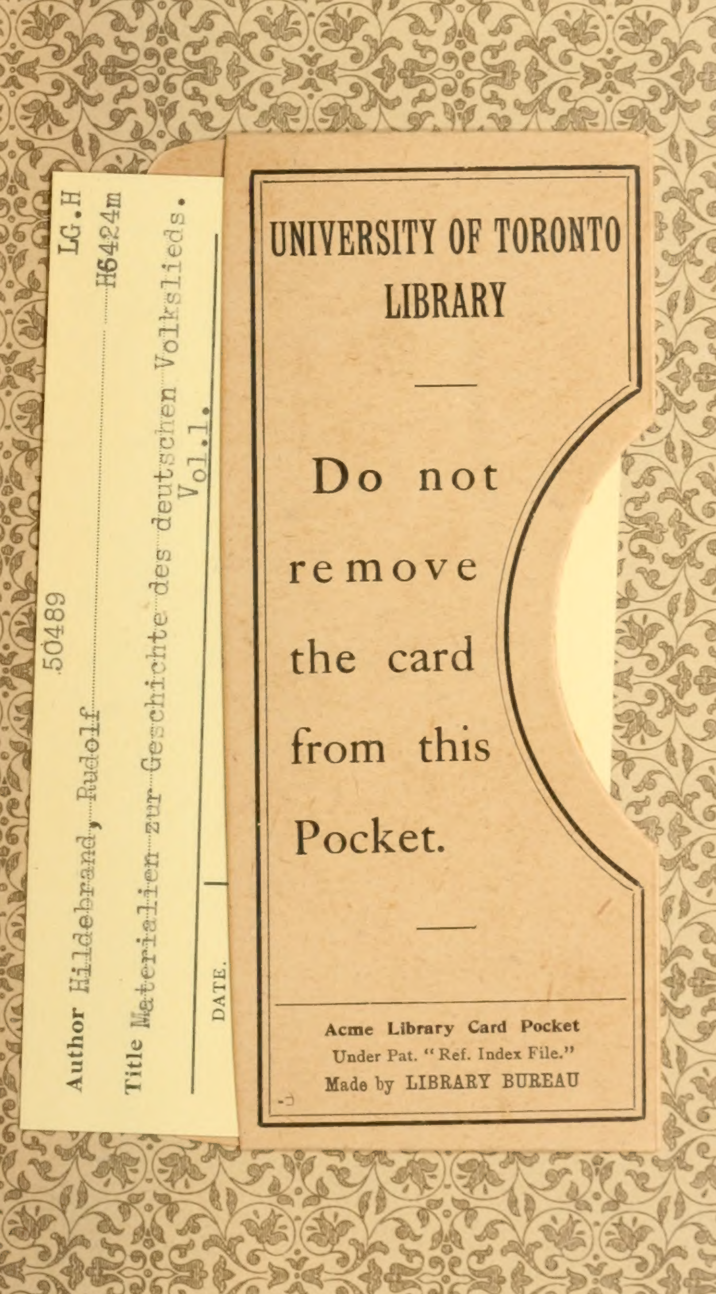
Berichtigungen und Nachträge:

S. 21 zum Weihnachtslied s. auch Hildebrand, Beiträge S. 219 ff.
„ 38 lies: loener anstatt loen.
„ 66 lies: 1605 anstatt 1603. Vgl. dazu S. 233.
„ 96 ist das erste Citat in Anm 5 zu tilgen.
„ 142 lies: mit alten Resten.








UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY
Do not
remove
the card
from this
Pocket.
Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU
LG.H
H6424m
50489
Author Hildebrand, Rudolf
Title Materialien zur Geschichte des deutschen Volkslieds.
Vol.1.
DATE.

